



*Franz Grillparzer und
sein Liebesleben*

Hans Rau

4253.15.12



Harvard College Library

FROM THE

MARY OSGOOD FUND

The sum of \$6,000 was bequeathed to the College by Mary Osgood, of Medford, in 1860; in 1883 the fund became available "to purchase such books as shall be most needed for the College Library, so as best to promote the objects of the College."



FRANZ GRILLPARZER

UND SEIN
LIEBESLEBEN
VON
HANS RAU



Im Verlage von H. Barsdorf in Berlin W. 30 erschien:

« Studien zur Geschichte des » menschlichen Geschlechtslebens: Der Marquis de Sade und seine Zeit.

Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf die Lehre von der Psychopathia sexualis. Von Dr. **Eugen Dühren**. 8. Auflage. 1901. 537 Seiten. Grosses Format. Preis broch. 10 Mk., geb. 11 Mk.

Das Geschlechtsleben in England.

Mit besonderer Beziehung auf London. Von Dr. **Eugen Dühren**.

Erster Band: **Ehe und Prostitution.**

445 Seiten. Grosses Format. Broch. 10 Mk., geb. 11 Mk.

Zweiter Band: **Die Flagellomanie etc.**

481 Seiten. Grosses Format. Broch. 10 Mk., geb. 11,50 Mk.

Dritter Band: **Die Homosexualität, erotische Literatur, Kunst etc.** 535 Seiten. Grosses Format. Broch. 10 Mk., geb. 11,50 Mk.

Bd. 2 u. 3 erschienen soeben in anderem Verlage, sind aber auch durch mich zu beziehen.

Die sexuelle Dsphresologie.

Die Beziehungen des Geruchssinnes und der Gerüche zur menschlichen Geschlechtstätigkeit. Von Dr. **Albert Hagen** (Dr. Eugen Dühren).

Grosses Format. Eleg. broch. 7 Mk. Eleg. Orig.-Leinwandband 8 Mk.

Okkultismus und Liebe.

Studien zur Geschichte der sexuellen Verirrungen.

Von Dr. **Emil Laurent** und **Paul Nagour**.

Grosses Format. 1903. Elegant broch. 7,50 Mk. Orig.-Leinwandband 9 Mk.

Die Grausamkeit.

Mit besonderer Bezugnahme auf sexuelle Faktoren. Mit 20 Illustrationen.

Von **Hans Rau**. 1903. Eleg. broch. 4 Mk., Orig.-Leinwandband 5 Mk.

Richard Wagner und die Homosexualität.

Mit besonderer Bezugnahme auf die sexuellen Anomalien seiner Gestalten. Von **Hanns Fuchs**. Grosses Format. 1903. Eleg. broch. 4 Mk., Orig.-Leinwbd. 5 Mk.

„Claire.“

Ein masochistischer Roman. Von **Hanns Fuchs**.

219 Seiten. 1903. Elegant broch. 4 Mk., Orig.-Leinwandband 5 Mk.

Ausführliche Prospekte über die „Studien“ sowie Verlagskatalog stehen gratis und franko zu Diensten.

Einbanddecken à 0,60 Mk. durch jede Buchhandlung erhältlich.

Franz Grillparzer
und sein Liebesleben.





Johann Wolfgang von Goethe

Nach dem Gemälde von Amerling.

Franz Grillparzer * und sein Liebesleben

von

HANS RAU.

Mit zahlreichen Porträts.

Schade mich nicht, ich tu' es
selber;
Lobe mich nicht; denn es
beschämt mich.
Nimm es als ein Leben an
Und leb' es mit, wie ich getan.
Franz Grillparzer.

BERLIN W. 30. 1904.

Verlag von H. Barsdorf.

485 ¹¹ 15.12
3



Mary Osquod Fund

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Paß & Garleb
Berlin W. 35.

Herbert Graffenberg

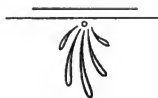
gewidmet

vom

Verfasser.

INHALT.

	Seite
Vorwort	1
I. Die Persönlichkeit des Dichters	3
II. Grillparzer und die Frauen	82
III. Grillparzer und seine Freunde	141
IV. Die Doppelnatur des Dichters in seinen Gestalten	209
V. Bibliographie — Register	247



Vorwort.

An Büchern über Grillparzer, den Menschen wie den Dichter, ist kein Mangel. Das in jedem Jahre erscheinende Grillparzer-Jahrbuch hat eine Fülle von Mitteilungen über die Lebensschicksale des einsamen Mannes veröffentlicht, jeder, der einmal in längeren oder kürzeren Verkehr mit dem Greise getreten, hat seine Erlebnisse niedergelegt, kurzum, die Literatur über Grillparzer ist in den letzten Jahren lawinenartig angeschwollen.

Es wäre daher leicht möglich, dass meine bescheidene Arbeit von vornherein auf ein gewisses Misstrauen stößt. Scheint es doch, als sei alles gesagt, was über den Dichter zu sagen ist. Die Dokumente seines Lebens sind bis auf einen geringen Rest erschlossen, seine Tagebücher und Aufzeichnungen sind in aller Händen, seine Werke haben von kundiger Seite die feipsinnigste Interpretation erfahren. Und dennoch wage ich die Behauptung, dass der Mensch Grillparzer bis auf den heutigen Tag nur wenig verstanden wurde. Die Persönlichkeit des Dichters bietet noch immer psychologische Aufgaben in Fülle, das innerste Geheimnis seiner Natur, über das er sich selber niemals ausgesprochen hat, ist in der Literatur kaum beachtet worden.

Was bis zum heutigen Tage über das Liebesleben Grillparzers gesagt wurde, beschränkte sich fast immer

Rau, Franz Grillparzer.

1

auf eine mehr oder weniger ausführliche Interpretation der Aussprüche, die der Dichter selber getan hat. Das genügt aber nicht, da jeder über sich selbst ein nur unvollständiges Urteil hat. Man kann das Liebesleben eines Menschen nicht losgelöst von seiner sonstigen Natur betrachten. Ist es doch mit der ganzen Persönlichkeit aufs innigste verknüpft, steht es doch mit ihr in völliger Uebereinstimmung, steigt es doch aus der Tiefe der ganzen Individualität empor.

Diese Gedanken haben mich bei der Abfassung der vorliegenden Arbeit geleitet. Indem ich von der geistigen Eigenart des Dichters ausgehe, die verschiedenen Seiten seines Wesens beleuchte und die innerste Natur des merkwürdigen Mannes zum Gegenstand meiner Untersuchungen mache, gewinne ich den Schlüssel zum Verständnis seines Liebeslebens.

Dass ich überall das Richtige getroffen habe, wage ich nicht zu behaupten. Wohl aber habe ich mit heissem Bemühen die Wahrheit gesucht und die gesamte einschlägige Literatur für die vorliegende Arbeit herangezogen. Jeder, auch der kleinste Hinweis ist berücksichtigt worden, wenn er mir Licht über die so verschlossene Natur des Dichters zu verbreiten schien. Möge dieses Streben nach Wahrheit auch von denen anerkannt werden, die das Resultat meiner Untersuchungen nicht zu billigen im stande sind.

Berlin, den 30. Juni 1903.

Der Verfasser.

I.

Die Persönlichkeit des Dichters.

Ganz Deutschland klagte um seinen unsterblichen Dichter. Friedrich Schiller hatte für immer die schönheitstrunkenen Augen geschlossen, seinen Händen war die Lyra entfallen, der er so mächtige Akkorde zu entlocken verstanden. War auch das Land von politischen Wirren zerrissen, sorgte auch Napoleon für immer neue Ueberraschungen, der Verlust des Dichters kam dennoch allen Gebildeten zum Bewusstsein. Seine Anhänger veranstalteten überall würdige Trauerfeiern.

Auch in der Kaiserstadt an der Donau gedachte man des Dahingeshiedenen. In dichten Scharen strömte die Menge zum Kärntner-Theater, um der Leichenfeier für den Dichterkönig beizuwohnen. Unter ihr befand sich ein schlanker, schwächlicher Jüngling mit schönen blauen Augen und einer Fülle dunkelblonder Locken. Tief ergriffen folgte er dem Strome der Menschen und gedachte der unaussprechlichen Genüsse, die ihm Schiller bereitet hatte. Kein Sonnenblick war ja bisher auf sein Leben gefallen. In einem dunklen Hause, wo nur selten ein heiteres Lachen ertönte, hatte er seine Jugend verträumt. Da war er auf den Dichter des „Don Carlos“ gestossen und völlig aufgegangen in der unvergleichlichen Schönheit und Farbenpracht seiner Werke. Sie hatten ihn hinausgetragen aus der licht- und luftlosen Atmosphäre, die ihn bisher umgeben, sie hatten ihm das Reich der Poesie erschlossen. Ueber ihnen hatte er die trostlose Oede des Daseins vergessen. Er konnte nicht zu Hause bleiben,

als er von der Totenfeier Schillers hörte, es erschien ihm als eine einfache Pflicht des Dankes, dieser Feier beizuwohnen. Und wie er alle die bewegten Gesichter um sich her sah, wie er der Liebe gewahr wurde, die Schiller bei allen diesen Menschen genoss, da kamen ihm unwillkürlich die Worte des Verstorbenen zum Bewusstsein.

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch.

Und die Sehnsucht stieg in ihm auf, gleichfalls seinen Namen mit diamantenen Lettern an dem Sternenhimmel anzuschreiben, grosse unvergängliche Werke zu schaffen.

Diese Sehnsucht ist in vollstem Masse erfüllt und aus dem Jüngling der grösste Dramatiker Oesterreichs geworden. Der Name Franz Grillparzer wird leben für alle Zeiten.

Begleiten wir jetzt den Jüngling von dieser Leichenfeier in das dunkle Haus am Bauernmarkt, wo seine Eltern wohnen. Eine dumpfe, trostlose Stimmung bemächtigt sich unser. Hier kann kein Glück gedeihen, hier muss jedes freundliche, jedes lebhaftes Wort verstummen. Das Schweigen nimmt uns gefangen. Und schweigsam war der Herr des Hauses, der Advokat Grillparzer, in hohem Grade. Ein merkwürdiger Mensch, dieser Rechtsgelehrte! Starr und schroff ist sein Betragen gegen jedermann, gegen seine Dienstboten, gegen seine Klienten, gegen seine Familie. Nie hat Grillparzer ein freundliches, nie ein liebevolles Wort von seinem Vater vernommen. Trotzdem wird uns dieser sonderbare Charakter durch andre Eigenschaften sympathisch. War er doch von einer unerschütterlichen Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit. Niemals hätte er sich eine unehrenhafte Handlung zu schulden kommen lassen. Aengstlich hielt er auf die Reinheit seines Namens, und die Lauterkeit seines Charakters war über jeden Zweifel erhaben. Auch verbarg sich unter der scheinbaren Kälte ein fühlendes, warmes Herz. Nur bemühte er sich sein Leben lang, seine Empfindungen vor der Welt zu verschliessen. Auch der Sohn hat erst wenige Tage vor dem Tode des Vaters dies erkannt, als der starre strenge Mann dem weinenden Knaben tief traurig zurief: „Nun ist es zu spät.“ Ja, es war zu spät, um noch ein inniges Verhältnis anzuknüpfen und erst viele

Jahre nach dem Tode des Vaters sah Grillparzer ein, wie viel ihm dieser hätte sein können.

Wir werden unwillkürlich an den Vater von Goethe erinnert, wenn wir die weiteren Charaktereigenschaften des Advokaten Grillparzer kennen lernen. Vor allem ging er stets aufs ganze, er tat nichts halb, und in dem Bestreben, stets korrekt und umsichtig zu handeln, liess er sich zu grossen Ausgaben verleiten. Er entzog sich jeder Beeinflussung. Den einmal gefassten Entschluss behielt er unerschütterlich bei. Poesie war seinem Leben fremd. Dagegen besass er eine leidenschaftliche Liebe zur Natur, die ihm bis an sein Ende treu blieb. Besonders nimmt uns aber sein Patriotismus für ihn ein. Er liebte glühend sein Vaterland, und als der Friede von Pressburg die Unterwerfung Oesterreichs unter Napoleons Joch besiegelte, brach das Auge des allerdings schon längst totkranken Mannes.*)

*) In dem Jugendwerke Grillparzers „Die Schreibfeder“ erkennen wir in der Person des Franz Moser unschwer den Vater des Dichters mit all seinen Eigenarten. Moser ist ein ebenso ehrenhafter Charakter als zärtlicher Vater. Trotzdem kann ihn eine Kleinigkeit aufs äusserste erregen, wenn es sich um sittliche Prinzipien handelt. Er glaubt, dass Wilhelm, der Verlobte seiner Tochter, mit der Schreibfeder seiner Frau geschrieben hat und fordert sie von ihm zurück. Da Wilhelm der Wahrheit gemäss den Besitz der Schreibfeder in Abrede stellt, wird Moser aufs heftigste erregt, nennt ihn einen frechen Lügner, elenden Buben und verfällt förmlich in Raserei. Seine Tochter, die begreiflicherweise von ihrem Verlobten um dieses Umstandes willen nicht lassen will, bezeichnet er als ein fremdes Hurkind, das ihre Mutter ihm untergeschoben, und gebärdet sich wie ein Wahnwitziger. Da erfährt er eine Handlung Wilhelms, die von seinem Edelmut und seiner Herzengüte beredtes Zeugnis gibt, aber er kann ihm die Lüge nicht verzeihen. Eine Lüge?

Grillparzers Mutter war das direkte Gegenteil ihres Gatten. Es sind uns nur wenige Züge von ihr überliefert, aber diese sind nicht geeignet, uns für sie einzunehmen. Sie war von ausserordentlicher Reizbarkeit, exzentrisch und stets dem Wahnsinne nahe. Ohne Bildung, mit einem krankhaften Hang zum Geiz, machte sie auf jedermann einen abstossenden Eindruck. Nur eine Schwärmerei war ihr eigen, die Liebe zur Musik, in der sie das einzige Glück ihres Lebens fand. Ihre Seele war vollkommen in Disharmonie geraten, und unser Dichter hat nur zu viel von ihr geerbt. Ihr Naturell, die Ueberspanntheit ihrer Gefühle, der Dämon der geistigen Umnachtung machte sich auch bei ihm bemerkbar, aber der vom Vater ererbte Geist der strengen Selbstzucht siegte doch stets zuletzt über die Ausschweifungen seines Gefühlslebens. So ist Grillparzer denn kein vollendeter Lebenskünstler geworden wie ein Goethe, aber auch kein verfehltes Genie wie ein Lenau oder ein Kleist. Die Mischung der Elemente in ihm hätte eine glücklichere sein können, aber sie war noch immer besser als bei seinen Brüdern, von denen der eine den Tod suchte, während der andere in Wahnsinn verfiel. Grillparzer dagegen hat mit eiserner Kraft die dämonischen Gedanken niedergehalten, wenn sie ihm nahten und schliesslich, allerdings erst im Alter, die volle Ruhe des Philosophen für sich errungen. Dazu aber

„Nie kam eine Lüge über meine Zunge, nie konnte ein Lügner sich meiner Freundschaft rühmen, und nun? . . . Wilhelm kann nie der Gatte meiner Tochter werden; der heutige Tag hat entschieden! O über die Unglücksfeder!“ Am Ende stellt sich heraus, dass Moser die Schreibfeder bei sich getragen hat, und alles löst sich in Wohlgefallen auf.

bedurfte es heisser, unendlicher Kämpfe, in denen ihn eine vernünftige Erziehung wesentlich unterstützt haben würde. Davon war aber keine Rede. Der Knabe wurde mit seinen Brüdern einem halbverrückten Hofmeister überantwortet, der ihn nach jeder Richtung hin ungünstig beeinflusste. Später, auf eine öffentliche Schule gebracht, fehlten ihm die Anfangsgründe des Wissens, so dass er nur mühsam fortkam.

Von niemandem verstanden, zog er sich auf sich selbst zurück und lernte die Einsamkeit lieb gewinnen; er ist ihr sein ganzes Leben lang treu geblieben! Sein zartes Gemüt musste sich von der Umgebung abgestossen fühlen, und so flüchtete er sich denn ins Reich der Phantasie. Er las, was ihm in die Hände kam, Räubergeschichten, Geschichten von Märtyrern, Theaterstücke, eine Weltgeschichte von zahllosen Bänden, und aus allen diesen Eindrücken gestaltete sich in ihm ein Bild der Welt und des Lebens, das wohl schwerlich mit der Wirklichkeit übereinstimmen konnte.

Der Vater wünschte aus seinem Sohn einen Juristen zu machen, und Franz fügte sich diesem Wunsche, ebenso wie es der junge Goethe getan. Als er seine Studien, die ihm begreiflicherweise wenig zusagten, zur Hälfte beendet hatte, starb der Vater und hinterliess seiner Familie so gut wie nichts. Franz fiel jetzt die Aufgabe zu, seine Mutter und seine Brüder zu unterstützen, und er unterzog sich dieser Aufgabe willig, indem er Nachhilfeunterricht erteilte und später eine Stelle als Hofmeister annahm. Seine juristischen Studien setzte er nicht weiter fort, dafür trieb er mit grosser Energie Sprachstudien und versenkte sich in die Dichterwerke fremder Völker. Sein jugendlicher Geist speicherte eine Unsumme

von Wissen in sich auf, indem er jede freie Stunde den Studien oblag. Hier und da wagten sich auch schon poetische Versuche ans Tageslicht, wenngleich er niemandem einen Einblick in diese Erstlingswerke gestattete. Da Verwandte und Freunde seines Vaters in hohen Staatsstellen sich befanden, so gelang es auch dem jungen Grillparzer, eine Stellung als Beamter zu finden, und diese Stellung hat er 43 Jahre lang getreulich ausgefüllt. Durch einen Zufall lernte er den damaligen Dramaturgen der Hofbühne, Schreyvogel, kennen. Dieser ermunterte ihn zu dichterischer Tätigkeit und Grillparzer schrieb seine „Ahnfrau“, die ihn über Nacht berühmt machte. Ein Jahr später folgte die „Sappho“, durch die der Siebenundzwanzigjährige sich für immer einen Platz in der Weltliteratur sicherte.

In seiner Stellung als Staatsbeamter wurde durch diese dichterischen Lorbeeren nichts geändert. Nach einem Zeitraum von drei Jahren trat der Dichter mit einem neuen Werke: „Das goldene Vliess“ vor die Öffentlichkeit, das indessen vom Publikum kühl aufgenommen wurde. Ähnlich erging es den weiteren Arbeiten, die in längeren Zwischenräumen erschienen und als sein Lustspiel: „Weh dem, der lügt“ 1838 direkt ausgepiffen wurde, schloss Grillparzer seine Dichterlaufbahn und verzichtete auf den Beifall einer Menge, die den wahren Gehalt seiner Stücke nicht zu erkennen vermochte.

Er zog sich nun gänzlich in die Einsamkeit zurück und lebte ganz seinem Amt und seinen mannigfaltigen Studien. So verstrichen zehn Jahre, und der Dichter glaubte sich schon völlig vergessen, als Oesterreich sich endlich des schweren Unrechts bewusst wurde, das es

an seinem grössten Sohne begangen hatte. Huldigungen aller Art wurden ihm nun zuteil, seine Stücke gingen von neuem über die Bühne, jetzt mit ungeteiltem Beifall, aber die poetische Kraft des Dichters war für immer erloschen. Er wurde mit allen Ehren pensioniert, und zog sich gänzlich ins Privatleben zurück. So hat er noch viele Jahre in voller geistiger Frische, wenn auch körperlich gebrochen, dahingelebt, bis im 81. Jahre seines Lebens sein Auge brach. Seine eigene Leichenfeier gestaltete sich noch um vieles grossartiger als die Schillers. Alle Stände, von den Mitgliedern des Kaiserhauses bis zu den schlichtesten Bürgern, folgten der Bahre, und der Schmerz über seinen Tod war allgemein.



Grillparzer-Büste von Hans Bitterlich.

Das ist das äussere Leben des Dichters, arm an grossen Begebenheiten, einförmig und uninteressant. Grillparzer ist sein ganzes Leben in Wien geblieben. Einige Reisen abgerechnet, hat er seine Vaterstadt nie verlassen. In wenigen Worten kann man die ganze Lebensgeschichte des Dichters darstellen. Aber wie reich und eigenartig ist das innere Leben, das dieser Mann geführt hat, welch eine Welt des Wunders erschliesst sich uns, wenn wir den Charakter des Dichters, seine Gemütsbeschaffenheit ins Auge fassen! Der geistvolle Dichter und Literaturhistoriker Adam Müller-Guttenbrunn hat einmal den Ausspruch gewagt:

„Der Dichter Franz Grillparzer ist eine liebenswerte und für jeden verständliche dichterische Persönlichkeit. Nichts Mystisches, nichts Ungeklärtes liegt in seinen Werken, man sieht ihnen allen, wie klarem Quellwasser, auf den Grund. Der Mensch Grillparzer ist eines der merkwürdigsten seelischen Probleme, und wer seinem Wesen näher zu rücken versucht, der hat das Gefühl, als ob er plötzlich den Boden unter den Füßen verliere, denn schon hinter der ersten Herzfalte dieses Menschen betritt man unbekanntes, unerforschtes Land.“

Diese Worte werden wir voll unterschreiben müssen. Grillparzer bildet ein psychologisches Rätsel, das seiner Lösung harrt. Unsere Aufgabe wird es jetzt sein, dieses Rätsel zu ergründen.

Wenn wir uns dem Charakter des Dichters zuwenden, so beobachten wir vor allem eine Weichheit und Zartheit des Gemüts, die sich auch in seinen Gesichtszügen widerspiegelt. Sein Antlitz verriet Geist, ernstes Nachsinnen, stille, in sich gekehrte Betrachtung. Als ein sinnender Gelehrter tritt er vor uns hin, aber nicht als ein himmelstürmender, welterobernder Dichter. Weich und mädchenhaft sind seine Züge, zaghaft und schüchtern ist sein Betragen. Das Bewusstsein des dichterischen Könnens, des Wertes seiner Persönlichkeit wird bei ihm erst in vorgeschrittenen Jahren bemerkbar. Jeder äussere Eindruck hinterlässt tiefe Spuren in seinem Geist, und die Kraft des Widerstandes des entschiedenen Handelns wird bei ihm kaum angetroffen.

Er kann keine Bitte abschlagen, er ist ein Spielball in den Händen seiner Freunde und, da er dies weiss, entzieht er sich ihren Einwirkungen nach Möglichkeit.

Er ist sein ganzes Leben lang auf dem Meere des Lebens hin und her getrieben worden, er hat nie das Steuer mit kräftiger Hand ergriffen und sein Fahrzeug nach einem bestimmten Ziele gelenkt.

Deshalb ist er ohne inneres Widerstreben Beamter geworden. Durch diesen Schritt, der einer so feinsinnigen, durch und durch weltfremden Natur doch hätte sehr bitter ankommen müssen, sicherte er sich eine sorgenfreie Existenz. Er fühlte nicht die Kraft in sich, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen; er fürchtete, kläglich in diesem harten Ringen um die Existenz zu Grunde

zu gehen. Darum ergriff er den ersten Unterschlupf, der ihm geboten wurde, und darum konnte er sich niemals entschliessen, diese Laufbahn aufzugeben. Er hat sich in derselben, trotz seines oft dagegen geäußerten Widerwillens, im Grunde ganz glücklich gefühlt. Hier war er geborgen.

Wir können dem Schicksal nicht genug dafür danken, dass es tatkräftig eingriff und den jungen Grillparzer auf die Bahn des Dichters brachte. Denn darüber ist kein Zweifel, dass dieser bei seiner Eigenart ohne tatkräftige Aufmunterung niemals jene unsterblichen Werke hervorgebracht hätte. Während in Schiller alles gährte und brauste, während aus einer inneren Notwendigkeit heraus seine gigantischen Werke entstanden sind, während er sich vor dichterischer Glut und innerem Schaffensdrang langsam verzehrte, ist bei Grillparzer nichts derartiges zu bemerken. Der Zufall war es, der ihn vor das Publikum treten liess.

Auch war er immerhin schon sechsundzwanzig Jahre alt, als er seine „Ahnfrau“ schuf. Dies erklärt sich ebenfalls aus seiner Charakterveranlagung. Der weiche biegsame Geist des Jünglings stand lange Zeit derart unter der Einwirkung des Gelesenen, dass er einzig und allein ungeschickte Nachahmungen hervorzubringen vermochte. Sein Jugendwerk: „Blanca von Castilien“ ist nichts anderes als ein verballhornisierter: „Don Carlos“. Wenn einzelne Literaturhistoriker in dieser Arbeit bereits den Genius des Dichters wahrnehmen, so muss man dazu den Kopf schütteln. Auch nicht eine Spur von echter Gestaltungskraft zeigt sich hier. Die Charaktere sind fast gänzlich Schiller entlehnt, und die unglaublich langen Tiraden der auftretenden Personen offen-

baren auch nicht den geringsten Grad von Originalität. Während uns die „Räuber“ trotz ihrer Fehler geradezu titanenhaft anmuten, und aus jedem Satz der Feuergeist des Verfassers hervorleuchtet, ist der junge Grillparzer lediglich ein Nachahmer seines Vorbilds. Mit solcher Kraft wirkte ein Eindruck auf seinen empfänglichen Geist, dass er ihn gänzlich gefangen nahm und jede selbständige Regung erstickte. Deshalb mussten Jahre ins Land gehen, ehe der Dichter zu sich selber kam und jene Originalität herausbildete, die den grössten Vorzug der Grillparzerschen Kunst darstellt.

Nachdem er sich aber einmal von der ungeheuren Einwirkung der Dichturfürsten befreit hatte, war er stetig bemüht, nie wieder in eine derartige Abhängigkeit zu geraten. Er wollte nicht noch einmal zum Sklaven werden, da er ein freier Herr und schaffender Künstler sein konnte, und nur aus diesem Moment heraus erklärt sich sein Verhalten gegen Goethe, das in seiner Art wohl einzig dasteht. Goethe hatte den Dichter der „Ahnfrau“ und „Sappho“ freundlich in Weimar empfangen, Grillparzer musste an seiner Seite während des Mittagessens sitzen und an ihn richtete der Altmeister fast ausschliesslich seine Worte. Grillparzer war ob dieser Güte tief ergriffen und konnte sich der Tränen nicht enthalten, als er aber eine erneute Einladung erhielt, Goethe des Abends aufzusuchen und man ihm zu verstehen gab, dass er den erhabenen Greis allein antreffen würde, ging er nicht zu ihm hin. Er kam auch nicht der Aufforderung nach, Goethe einmal zu schreiben. Er wollte mit dem grössten Geist jener Tage gar nicht in Briefwechsel treten. Grillparzer hat den Grund seines Verhaltens zu verschie-

denen Zeiten verschieden angegeben. Es entsprach dies seiner Natur, die wahren Motive seiner Handlungen zu verdecken. Der folgende Abschnitt wird uns Gelegenheit geben, weitere Beispiele hierfür anzuführen. In seiner Selbstbiographie, deren Darstellung in ihrer vollkommenen Natürlichkeit den höchsten Grad der Künstlerschaft bildet, meint der Dichter, er habe sich vor dem Gedanken, mit G o e t h e einen ganzen Abend zusammen zu sein, gefürchtet. Es hätte ihm nichts in dem ganzen Bereich seines Wissens würdig geschienen, um G o e t h e gegenüber vorgebracht zu werden. Auch sei er sich so klein vorgekommen, dass er nicht von seinen eigenen Arbeiten habe sprechen mögen. Wenn nun auch diese Gedanken sicherlich Grillparzer zu seinem Verhalten mitbestimmt haben, so kamen sie doch erst in zweiter Hinsicht. In Wahrheit fürchtete der Dichter für den ungestörten Frieden seiner Weltanschauung, für sein geistiges Gleichgewicht. Er wusste es zu gut, dass die Schale seines Wesens ebenso weich war wie der Kern, dass es ihm unmöglich gewesen wäre, dem Eindruck, den die Persönlichkeit G o e t h e s und die von ihm ausgesprochenen Anschauungen auf ihn ausgeübt haben würden, einen energischen Widerstand entgegenzusetzen. Er, der sich so mühsam gefunden, dessen Natur an sich schon derartig zur Disharmonie neigte, stand in Gefahr, sich von neuem zu verlieren. Hier blieb nichts anderes übrig als die Flucht.

Grillparzer ersetzte den aktiven Widerstand durch den passiven, und es ist nur bedauerlich, dass er dies nicht immer getan und den Ansichten einzelner Personen dennoch Eingang zu seinem Innern gewährt hat. So z. B. müssen wir den Einfluss S c h r e y v o g e l s auf

Rau, Franz Grillparzer.

2

den Dichter in späteren Jahren lebhaft beklagen. Wenn Grillparzer auch viel zu selbständig war, um seine Stücke vor der Vollendung einer Kritik von seiten des bedeutenden Dramaturgen unterziehen zu lassen, so gesteht er doch in einer Tagebuchnotiz einmal selbst, dass „dieser Theatersekretär“ ihm grossen Schaden gebracht habe. „Ich hatte niemand in meiner Umgebung, dessen Urteil über meine Arbeiten ich befragen konnte, als ihn. Er glaubte immer den Kritiker spielen zu müssen, und ich brauchte einen Aufmunterer. So kam ich aus dem Zug zu produzieren.“ Diese Bemerkung zeigt deutlich, wie die schroffe ablehnende Haltung des Dichters gegenüber der Aussenwelt dringend geboten war, wie seine vitalsten Interessen gefährdet wurden, sobald er sich entschloss, sein Inneres preiszugeben. Schreyvogel, dem er so unendlich viel verdankte, der ihn eingeführt hatte in die Laufbahn als Theaterdichter, konnte er schon aus dem Gefühl des Dankes heraus nicht verwehren, Bemerkungen über das Wesen, die Stärke und Schwäche seiner Werke zu machen. Gegen Goethe bestand diese Verpflichtung nicht, daher sein ablehnendes, unartiges Betragen.

So paradox es klingt, die Schroffheit, das Unfreundliche, welches aus so vielen Handlungen Grillparzers hervorleuchtet, war eine Folge seiner überaus lebenswürdigen, entgegenkommenden Natur. Die Härte in seinem Charakter entsprang aus der inneren Schwäche. So ist er bis ins hohe Alter geblieben. Nachdem er sich einmal über seine Natur klargeworden war, machte er sich bestimmte Grundsätze zur Regel, nach denen er ähnlich wie Kant sein Leben gewissenhaft einrichtete, wenn er auch nicht wie dieser seine Lebensprinzipien schriftlich festlegte.



Joseph Schreyvogel.

Sein oberster Grundsatz lautete, keine Bekanntschaften anzuknüpfen, nur sich selbst zu leben. Allmählich wurde ihm dieser Grundsatz zur zweiten Natur. Still schritt er durch die Strassen von Wien, mit sich beschäftigt, ohne Interesse für die Umgebung. Jeden Gruss lehnte er kurz und fremd ab. Wenn ein Fremder sich bei ihm einführen wollte, machte er regelmässig die grössten Schwierigkeiten. War aber einmal der Anfang gemacht, so wurde er freundlich und teilnehmend. Die innere Güte und Liebenswürdigkeit trat dann hervor.

Grillparzer ist, wie schon diese wenigen Bemerkungen zeigen, eine durch und durch aus Gegensätzen zusammengesetzte Natur. Man hat aber nur nötig, diesen Widersprüchen näher zu treten, ihren Ursprung zu ergründen, um sich zu überzeugen, dass die zunächst so disharmonierenden Züge im Grunde sehr gut zueinander passen, und dass in dem einen Moment seines Wesens das andere begründet ist. Dieser Gedanke wird sich uns im folgenden noch öfter aufdrängen.

Ich sagte schon, dass Grillparzer es liebte, seine innersten Gefühle zu verbergen. Diese Eigentümlichkeit, die er offenbar von seinem Vater ererbte, hat ihn noch mehr isoliert und zur Einsamkeit getrieben. Ja, dieselbe leuchtet sogar aus seiner Selbstbiographie, aus seinem Briefwechsel hervor. Das Treffendste in dieser Hinsicht hat wohl Robert Hamerling, der grösste Epiker Deutschösterreichs, gesprochen. Er sagt einmal: „Einen Menschen, der sich gibt, so wie er ist, den nimmt man auch, wie er sich gibt. Dies war der Fall bei Schopenhauer. Grillparzer dagegen ist weit entfernt von kindlicher Offenheit in der Kundgebung seines Wesens und

2*

Charakters. Eine gewisse Zurückhaltung wirkt anfröstelnd, wo Grillparzer von sich, seinem inneren oder äusseren Leben berichtet. Es gibt wenige Dichter, Schriftsteller, Künstler und sonstige berühmte Menschen, die durch ihre Selbstbekenntnisse, Briefe und dergleichen uns nicht menschlich näher gerückt, nicht sympathischer würden. Einige der wenigen Ausnahmen ist die nachgelassene Selbstbiographie Grillparzers. Sie spricht so wenig das Gemüt an, dass einem der Dichter nicht bloss nicht lieber, sondern auch nicht anschaulicher, nicht lebendiger wird. Der Grund davon ist: Sie eröffnet keinen Blick ins Innerste — in die Tiefe des Herzens. Sie ist sehr karg in allem, was sich auf Gemütsleben, Liebe, Leidenschaft bezieht. Hie und da ist ein Selbstvorwurf eingefügt, wie im Reisetagebuch, S. 306 und 307, aber ohne Zusammenhang, ohne Begründung, daher unverständlich. . . . Der Eindruck, den die Zugeknöpftheit des Erzählers macht, ist ein beklemmender. . . .“ Eine andere Aufzeichnung Hamerlings sagt dasselbe, nur mit anderen Worten: „Im Augenblick erinnere ich mich nur eines bedeutenden Poeten, der bei Lesung seiner ausführlichen Lebensgeschichte meinem Gemüte nicht näher gebracht wurde. Ich meine Grillparzer.“

Die Ursache dieser Verschlossenheit des Dichters, dieses Verbergers seiner Gefühle lag in seiner überaus empfindlichen Gemütsbeschaffenheit. Mit Recht vergleicht

ein Biograph den Dichter mit der Pflanze *Noli metangere*, deren Blätter sich ängstlich bei jeder Berührung zusammen ziehen. Es war ihm einfach unmöglich, sich zur Schau zu stellen, sein Innerstes der Welt preiszugeben. Stets bewahrte er die Ruhe und Gelassenheit, wenn auch die Leidenschaft seine Brust zerwühlte, und nur in dem Liebesleben seiner Jugendtage werden wir ein gewisses Ueberströmen und Aufwallen beobachten können, wenn gleich auch selbst dieses sich streng in den ethischen Schranken hielt. Grillparzer hat sich in einem Briefe an Katharina Fröhlich über diese Zurückhaltung seiner Natur einmal selbst ausgesprochen und das, was er in Bezug hierauf sagt, ist bemerkenswert genug, um hier Aufnahme zu finden. „Du beklagst Dich, dass meine Briefe nicht herzlich genug seyen. So wie es Leute giebt, die ein ins Uebertriebene gehendes körperliches Schamgefühl haben, so wohnt mir ein gewisses Schamgefühl der Empfindung bei; ich mag meinen inneren Menschen nicht nackt zeigen, und die grösste Aufgabe für diejenigen, die mit mir umgehen wollen, ist es, dieses Gefühl zu überwinden und mir Herzenergiessungen möglich zu machen. Dieses Zurückhalten der Aeusserungen der Sensibilität hat zwar allerdings die üble Folge, dass (wie denn alles durch die Nicht-Uebung abnimmt*) auch die Erregbarkeit des Herzens nach und nach sich schwächt, aber sie bleibt doch immer da, und wer mich zu fassen wüsste, würde sich sehr wundern, mich früher für kalt gehalten zu haben.“

Wie weit dieses Schamgefühl Grillparzers ging,

*) In dieser Aeusserung erkennen wir den eifrigen Schüler und Anhänger Kants.

zeigt uns ein Gedicht, das er an den grossen Geigenvirtuosen Paganini gerichtet hat. Wer den Dichter nicht näher kennt, kann zunächst glauben, dass es sich hier lediglich um eine geistvolle Verherrlichung des Künstlers handle, während es dem Dichter mit seinem Vorwurf in Wahrheit vollständig ernst war. Das Gedicht lautet:

Du wärst ein Mörder nicht? Selbstmörder Du!
Was öffnest Du des Busens stilles Haus,
Und stösst sie aus, die unverhüllte Seele,
Und wirfst sie hin, den Gaffern eine Lust?
Stösst mit dem Dolch nach ihr und triffst;
Und klagst und weinst,
Und zählst mit Tränen ihre blut'gen Tropfen?
Dann aber höhnt Du sie und Dich,
Brichtst spottend aus in gellendes Gelächter!
Du wärst kein Mörder? Frevler Du am Ich,
Des eignen Leibs, der eignen Seele Mörder!
Und auch der meine — doch ich weich Dir aus!

Dem Dichter war die literarische Prostitution, an der es in jener Zeit nicht fehlte, und die heutzutage alle Grenzen überschritten hat, aufs höchste zuwider.

Nun liegt es nahe, die Frage aufzuwerfen, wie Grillparzer bei dieser Eigenart, bei dieser Empfindungsweise überhaupt zum Dichter werden konnte. Dichten ist doch nichts anderes, als die eigenen subjektiven Empfindungen in bestimmten Kunstformen darzustellen. Jeder Dichter schöpft doch vornehmlich aus seiner innersten Natur, er muss sich der Welt darstellen. Liebeslust und Liebesleid, Ruhm- und Ehrsucht, die ganze Skala der Gefühle, die der Dichter besitzt, wird er in seinen Werken zum Ausdruck bringen. Allerdings. Man betrachte aber einmal die Schöpfungen Grillparzers genau, man vergleiche sie mit anderen Werken der Literatur, und man

wird sich überzeugen, dass das aufs höchste entwickelte geistige Schamgefühl des Dichters seine gesamte Kunst bestimmt und beherrscht hat.

Es ist von verschiedenen Schriftstellern betont worden, dass seine Gedichte zahllose Dunkelheiten enthalten, dass ein vollständiger Kommentar zu ihnen niemals geschrieben werden wird. Dort, wo sich aber der Dichter zu einer poetischen Kristallisation seiner Gefühle entschloss, erhob er sie derartig über das Niveau des Alltäglichen, hüllte er sie so vollständig in symbolische Betrachtungen ein, dass wir über die eigentliche Natur des Dichters nur wenig erfahren. Diese Gedichte sind von einer wunderbaren Schönheit, sie bilden unvergängliche Schätze der Literatur, aber der Dichter selber tritt in ihnen völlig zurück, über ihn erhalten wir keinen Aufschluss. Hervorgegangen aus subjektiven Empfindungen, erheben sich diese Gedichte zur objektiven Darstellung allgemein menschlicher Gefühle. Niemals fällt es dem Dichter ein, sich selbst als Gegenstand des Gedichtes zu setzen in dem Sinne, wie es etwa Heine getan hat. Und das ist auch der bezeichnende gemeinsame Zug seiner dramatischen Werke, auf die wir im letzten Abschnitt, allerdings unter einem andern Gesichtspunkt, noch näher eingehen müssen, dass er in ihnen nicht ein einziges Mal sich selber verkörpert hat. Während wir die Persönlichkeit eines Goethe aus seinen eigenen Werken kennen lernen, während Werther, Tasso, Wilhelm Meister, Faust uns den Dichter in den verschiedenen Phasen seines Lebens vorführen, während er diese Werke geschaffen hat aus dem Gefühl der Selbstbefreiung heraus, während er diesen Personen seine verborgensten Gedanken in den Mund legt, in ihnen vollständig aufgeht, erfahren wir aus den

Werken Grillparzers nichts über den Dichter. Kein noch so scharfsinniger Literaturhistoriker würde es fertig bringen, aus den Dramen Grillparzers etwas über den Charakter ihres Verfassers herauszulesen. Grillparzer hütet sich ängstlich davor, jemals sich selber darzustellen. Er steht stets über seinem Stoff. Er schildert das Menschendasein mit Freud und Leid, mit Kampf und Sieg, mit Glück und Schmerz, aber er denkt nicht im entferntesten daran, seine eigenen Schicksale, seine eigenen Leiden künstlerisch darstellen zu wollen. Der Stoff als solcher beherrscht und begeistert ihn, jedes seiner Werke bildet die Durchführung einer bestimmten Idee, einer philosophischen Doktrin. Er erfüllt den an sich abstrakten Gedanken mit echtem dichterischen Leben, er gestaltet ihn in der gewaltigsten Weise, er geht völlig auf in dem gefassten Plane. Ihm ist es weniger darum zu tun, einen bestimmten Menschen, eine bestimmte Persönlichkeit auf die Bühne zu bringen, als vielmehr dem Publikum eine tiefe, ewige Wahrheit einzuprägen. Darum ist gerade Grillparzer im erhabensten Sinne des Wortes ein Volkserzieher, wie er einzig dasteht. Er ist nicht nur ein nationaler Dichter Oesterreichs, sondern auch ein Lehrer und Führer der gesamten Menschheit.

Dass Grillparzer stets von der Idee ausging und nicht von den Personen, zeigen uns seine hinterlassenen Fragmente. Den Dichter interessierten bestimmte Probleme, die er nun an verschiedenen Stoffen zu gestalten suchte. Derjenige Stoff, der ihm nach reiflicher Ueberlegung als der geeignetste erschien, wurde dann zur vollendeten Ausführung gebracht. Wir können daher dem Freiherrn von Berger nur zustimmen, wenn er in einem Vortrage über „das „Glück“ bei Grillparzer“ die

Annahme entschieden zurückweist, dass es jemals die Absicht des Dichters gewesen sei, sowohl den „Brutus“, den „Marino Falieri“ als den „treuen Diener“ zu schreiben, vielmehr verkörperte sich für ihn abwechselnd das nämliche tragische Grundmotiv unter verschiedenen Fabeln und Gestalten, zwischen denen er schwankte, bis endlich Laune und Zufall für den einen Stoff den Ausschlag gab, wobei er das für den anderen Stoff Vorgearbeitete nach Tunlichkeit in die definitive Gestaltung hinübernahm.

Diese Bemerkungen dürften wohl dartun, dass das Schamgefühl des Dichters auch in seiner dramatischen Produktion sich nicht verleugnet. *) Selbstverständlich leiht er dieser oder jener Person Züge seines eigenen Bildes, aber er vermischt dieselben stets mit ihm fremden Eigenschaften, er verdeckt dies, wo er irgend kann. Es wäre ihm geradezu als eine Profanierung der Kunst erschienen, wenn er sich selber in seine Dramen hineingesetzt hätte. Daher möchte ich Grillparzer als einen der objektivsten Dichter bezeichnen, den die Weltliteratur besitzt. **) Es gibt nur einen Dichter, der noch objektiver ist, der

*) Trotzdem vermochte er es nicht, der Aufführung eines seiner Stücke beizuwohnen. Der Eindruck, den er von der Aufführung der „Ahnfrau“, seines ersten Werkes, erhalten hatte, war ein so peinlicher, dass er ihn sein ganzes Leben lang nicht vergessen konnte. Durch die Aufführung war trotz des völlig objektiven Inhalts des Stückes dennoch sein Schamgefühl verletzt worden. „Es ist etwas in mir,“ meint er selber im Hinblick auf diese Gefühlserregung, die ihn damals befallen hatte, „das sagt, es sei ebenso unschicklich, das Innere nackt zu zeigen, wie das Aeussere.“

**) Carlyle hat einmal die unsinnige Behauptung aufgestellt, Grillparzer zeichne nur seinen eigenen Charakter. Er nennt

noch mehr über seinem Stoffe steht, dessen Werke auch nicht den geringsten Rückschluss auf die Persönlichkeit ihres Verfassers gestatten, William Shakespeare.

Diese Fähigkeit der völligen Hingabe an das Objekt, die Hermann Türck sogar als das Wesen des Genies ansieht, hat unserem Dichter oft genug über die Misere des alltäglichen Lebens hinweggeholfen. Er vermochte es, sich so tief in einen Stoff hineinzudenken, dass er Raum und Zeit darüber vergass, dass seine Umgebung völlig seinem Gesichtskreise entschwand. So ist es z. B. bekannt, dass Grillparzer im Vorzimmer des Polizeipräsidenten, als er auf seine Vernehmung wartete, das wunderbare Lied, welches Jason als Knabe gesungen und Kreusa im zweiten Aufzug der „Medea“ rezitiert, verfasst hat. Die Verse lauten:

O ihr Götter,
Ihr hohen Götter!
Salbt mein Haupt,
Wölbt meine Brust;
Dass den Männern
Ich obsiege
Und den zierlichen
Mädchen auch.

ihn einen mittelmässigen Dramenschmied!!! Man weiss tatsächlich nicht, was man zu solchen Behauptungen sagen soll. Dieses Urteil richtet nicht Grillparzer, sondern Carlyle. Es zeigt, mit welcher Leichtfertigkeit dieser unstreitbar hervorragende Geist zuweilen gearbeitet und wie die Qualität seiner Arbeiten infolge der Quantität, die allerdings ungeheuer ist, gelitten hat. Lorm hat nur zu sehr recht, wenn er meint, „dass es weit über die körperliche Gewalt eines einzelnen, noch so kräftigen Menschen hinaus geht, die Hunderte und aber Hunderte von Büchern, von denen in der Literaturgeschichte die Rede ist, mit der Hingebung und Vertiefung zu lesen, wie zu einem sicheren und massgebenden Urteile notwendig ist.“

Der Stoff nahm den Dichter eben derart gefangen, dass auch eine noch so rauhe irdische Umgebung ihn nicht davon abbringen konnte. Wir müssen diese Fähigkeit Grillparzers, sich mit ganzer Kraft einem bestimmten Gegenstande zuzuwenden, als ein grosses Glück ansehen. Nur durch sie kam der Dichter über die trostlose Atmosphäre hinweg, in der er seine Tage als österreichischer Beamter verbrachte. Er führte ein doppeltes Dasein und sein Geist war wenig bei den mechanischen Berufsarbeiten, die von ihm gefordert wurden. Sein Nachfolger im Amt fand auf einer Schreibunterlage von steifem Papier die Verse niedergeschrieben:

Hier sitz' ich unter Faszikeln dicht,
Ihr glaubt, verdrossen und einsam,
Und doch vielleicht — das glaubt ihr nicht:
Mit den ewigen Göttern gemeinsam.

Es mag den Anschein haben, als ob unser Dichter bei dieser Anlage seines Geistes eigentlich recht glückliche Zeiten verlebt haben müsste, als ob er ein geradezu beneidenswertes idyllisches Dasein sich geschaffen hätte. Das gerade Gegenteil war der Fall. Nichts hat mehr dazu beigetragen, Grillparzer der Schwermut in die Hände zu treiben, seinen Geist immer missmutiger und verzweiflungsvoller zu stimmen als die Fähigkeit der selbstlosen Hingabe an das Objekt. Indem er nämlich die Passivität des Denkens zu einer unglaublichen Höhe erhob, verringerte sich die Aktivität um so merklicher. Dieses Versenken in bestimmte Probleme stimmte die Fähigkeit und Neigung zur künstlerischen Darstellung wesentlich herab, und so sehen wir denn, dass der Dichter den grössten Teil seines Lebens mit tausendfältigen Studien beschäftigt ist, dass er aber zur eigentlichen dramatischen Pro-

duktion nur im Zustande einer Ueberreizung des Nervensystems, eines geistigen Rausches*) schreitet. Dann vollendet er in wenigen Wochen, ohne eine Zeile zu ändern, die unsterblichen Werke seines Genius, um daraufhin wieder Jahre lang völlig unproduktiv zu sein. Hier haben wir den ureigentlichen Grund für die tieftraurige Stimmung, die den Dichter fast zu allen Zeiten erfüllt hat, und von der er sich erst im hohen Alter einigermaßen freimachen konnte. Als man ihm nach den grossen Erfolgen seiner Jugendwerke nahe legte, seine amtliche Stellung aufzugeben, um sich ganz seinem dichterischen Schaffen zu widmen, schüttelte er energisch den Kopf:

„Meine Muse,“ sagte er damals, „ist mir eine heimliche, königliche Geliebte, und das soll sie mir immerdar bleiben. Es wäre zu prosaisch, wenn sie mich beim Wort nähme und ich sie heiraten müsste, denn ich fürchte — sie ist eine schlechte Köchin und wir würden beide Hunger leiden.“ (Adam Müller-

*) Ich möchte hier die Bemerkung einschalten, dass der physische Rausch dem Dichter unbekannt war. Grillparzer liebte nicht die spirituosen Getränke. Seine Natur bedurfte nicht wie die Schillers derartiger Stimulantien. Dadurch ist er eben trotz seiner schwächlichen Gesundheit so alt geworden. Jede sinnliche Ausschweifung war dem Dichter schon aus ästhetischen Gründen aufs äusserste zuwider. Er hat nach seiner eigenen Versicherung nur einmal in seinem Leben einen Rausch gehabt. Das war auf der Reise nach Italien, als er mit dem Grafen Deym nachts die Apenninen passierte und vor Kälte fast umkam. Da trank er denn in einer Nacht, ohne sich klare Rechenschaft über sein Tun zu geben, eine Flasche Wein nach der andern, bis das Kältegefühl geschwunden war. Des andern morgens fand er sich unausgekleidet auf dem Bette, das Licht im Leuchter bis zum Ende herabgebrannt.

Guttenbrunn: „Im Jahrhundert Grillparzers.“) Mit diesen Worten war es dem Dichter trotz der scherzhaften Fassung bitterer Ernst. Er wäre in der Tat unter den damaligen Zeitverhältnissen zu Grunde gegangen, wenn er sich von seinen poetischen Leistungen hätte ernähren wollen. An Honorare, wie sie heute selbst mittelmässige Autoren beziehen, wenn ihre Stücke Erfolg haben, war damals nicht zu denken. Zählte doch Grillparzer im 80. Lebensjahre als Ertrag aller seiner Werke zehntausend Gulden zusammen. Hätte er unter diesen Umständen von dem Ertrage seiner literarischen Arbeiten leben wollen, so hätte er sich zu einer rastlosen poetischen Produktion entschliessen müssen, wie sie z. B. der Dichter Eduard v. Bauernfeld hervorgebracht hat. Das konnte Grillparzer nicht, und hierüber war er tief unglücklich. Er wurde fortgesetzt von dem quälenden Gedanken verfolgt, dass es seine Pflicht und seine Bestimmung sei, poetische Produktionen hervorzubringen, während er zu gleicher Zeit in sich eine völlige Unfähigkeit zu dieser Tätigkeit empfand. So entstand in ihm schon in jungen Jahren die nagende Vorstellung, dass er sich verausgabt habe, dass die poetische Kraft in ihm erloschen sei, und so wurde er zum unverbesslichen Hypochonder.

Er konnte sich in dieser Gemütsverfassung seiner Erfolge nicht freuen. Wenn ihm, dem gefeierten Dichter der „Ahnfrau“, der „Sappho“ und „des goldenen Vliesses“, Huldigungen zu teil wurde, wenn Fürsten im Reiche des Geistes ihm ihre Anerkennung aussprachen, wenn der allmächtige Diktator der Philosophie, Hegel, den Dichter ausdrücklich zu einem Besuch aufforderte und seinen Werken das höchste Lob

zollte, dann hatte er nur ein wehmütiges Lächeln, welches zu sagen schien: „Das ist für immer vorbei. Der Dichter in mir ist längst erstorben.“

Man kann diese Gemütsstimmung des Dichters nicht besser illustrieren, als durch einige Proben aus seinem Tagebuche. Da heisst es z. B. am 6. April 1826:

„Nach so langer Zeit wieder einmal die Feder zur Hand. Getan nichts, gedacht nichts; fast hätte ich gesagt, noch weniger, denn wahrlich ich bin auf dem Punkte, etwas tun zu können, ohne zu denken. Die Fixierung der Gedanken ist mir in manchen Perioden eine so unsägliche Pein, dass ich mich um alles in der Welt nicht dazu entschliessen kann. Ist es bloss Trägheit? Zum Teil gewiss. Ein Brief, den ich empfangen, macht mich unglücklich. Ich trage ihn acht Tage uneröffnet in der Tasche, ich lasse ihn von anderen lesen, an Antwort ist nicht zu denken.“

1827 finden wir die Bemerkung: „Ich fühle meine Kraft versiegen. Mein Herz ist betrübt bis in den Tod.“ Damals entstanden auch die tieftraurigen Verse, die seitdem allbekannt geworden sind:

Was je den Menschen schwer gefallen,
Eins ist das Bitterste von allen:
Vermissten, was schon unser war,
Den Kranz verlieren aus dem Haar;
Nachdem man sterben sich gesehen,
Mit seiner eignen Leiche gehen.

Grillparzer wird nicht müde, diese Unfähigkeit der Produktion vor sich selbst zu entschuldigen. Bald erklärt er dieselbe damit, dass es ihm unmöglich sei, Minderwertiges hervorzubringen, dass er sich nur an die höchsten Aufgaben der Poesie heranwagen kann, dass jede

kleinere Leistung seiner unwürdig sei; bald gibt er den Zeitverhältnissen, der ungerechten Kritik, der ihm allerdings hart zusetzenden Zensur an seiner Verstimmung schuld. Wenn es nun auch sicherlich nicht bestritten werden kann, dass die äusseren Verhältnisse sehr hemmende für einen Dichter waren, so haben doch alle diese Momente nicht verhindert, dass Grillparzer trotzdem noch später die gewaltigsten Leistungen hervorgebracht hat. Es war eben die innere Organisation seines Geistes, die ihn so lange Zeit untätig sein liess.

Die Kritik hat ihn sicherlich nicht gebeugt. War er doch innerlich weit freier als andere Künstler. Der Gedanke an Ruhm vermochte ihn nur in seinen Jugendjahren zu begeistern. Nachdem er sich einmal die Palme errungen, war diese Sehnsucht erloschen, er fühlte nicht mehr das Verlangen, neue Lorbeern den alten zuzufügen. Dies zeigt uns seine Gleichgültigkeit gegen die eigenen Arbeiten. Hat er doch seine Stücke lange Zeit, oft ein Jahr, im Pult behalten, ehe er sie auch nur einem Freunde gezeigt. Er war eben über das Urteil der Welt innerlich selbst erhaben. Deshalb befindet er sich in einer Selbsttäuschung, wenn er die ungerechte Kritik so oftmals beschuldigt, seine Schaffenskraft und Schaffensfreude vor der Zeit gelähmt zu haben. Auch gewinnt der Leser der Selbstbiographie den Eindruck, als hätte Grillparzer fast nirgends Anerkennung gefunden, während doch die grössten Geister jener Tage die höchste Achtung vor seinen Werken kundgaben. Dass die hämische Tagespresse dem Dichter nicht gerecht wurde, konnte er, der von einem Goethe, Byron und Börne geschätzt und geachtet wurde, wohl verschmerzen.

Da es ihm nun ein Bedürfnis war, sich in seinen Musse-

stunden unausgesetzt geistig zu beschäftigen, trieb er neben seinen poetischen Arbeiten zahllose Studien. So hat er sich denn im Laufe der Jahre bei seinem eisernen Fleiss ein unglaubliches Wissen angeeignet.

Grillparzer besass die vollständige Kenntnis der lateinischen, französischen, italienischen, englischen, spanischen und griechischen Sprache, er verfügte über ein philosophisches Wissen, das jedem Professor der Philosophie Ehre gemacht hätte, sein Studium der zeitgenössischen Literatur war ein so umfassendes, dass seine literarischen Bemerkungen, die er in aphoristischer Kürze niedergeschrieben hat, unser Staunen erregen, und nicht minder bedeutend, wenngleich nicht immer zutreffend, sind seine ästhetischen und historischen Betrachtungen. Er war ein Polyhistor grössten Stils. Aber wie wenig ist er mit diesem seinem Wissen hervorgetreten. Seine Freunde und Zeitgenossen haben kaum eine Kenntnis davon gehabt, welch einen Schatz von Wissen dieser einsame Sonderling herumtrug. Nie hat er sich dazu entschliessen können, es irgendwie zu verwerten und die aphoristischen Gedanken, die er, um sich gewissermassen von ihnen zu befreien, auf lose Zettel niederschrieb und die heute mehrere Bände seiner Werke füllen, lassen uns nur ahnen, was dieser Geist auch auf anderen Gebieten als dem der Poesie hätte leisten können, wenn er sich zur Produktion aufgerafft hätte. Es wäre eine Torheit, mit dem Dichter rechten zu wollen, dass er das Wissen für sich behalten hat; dass er, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, ein „Geistes- und Gemüts-Egoist“ gewesen ist, wie es Gewinn- und Vorteils-Egoisten gibt. Sind doch die Werke, die der Dichter geschaffen hat, grossartig genug, um alle

derartigen Gedanken zu unterdrücken. Indessen muss jeder, der sich mit Grillparzer näher beschäftigt, immer unwillkürlich zu der Ueberzeugung gelangen, dass der Dichter noch unendlich mehr zu leisten im stande gewesen wäre. Dass er es nicht tat, war nicht seine Schuld. Er konnte nicht anders. Es lag in seiner tiefinnersten Natur, es überwog eben in seinem Charakter die Passivität, die Aufnahmefähigkeit bei weitem die Ausgabefähigkeit und so kam es denn dahin, dass der Dichter unermüdlich die gesamten Kenntnisse seiner Zeit in sich aufsaugte, aber nur vereinzelt das gewonnene Wissen zu schöpferischer Arbeit verwandte.

Darin lag nun die Tragik seines Lebens, dass ihm diese Bereicherung und Veredelung seines Geistes, diese Ausbildung der eigenen Empfänglichkeit für das Gute und Grosse, nicht zu genügen vermochte, dass der ohnmächtige Wunsch zu gestalten ihn fast immer verfolgte. Dadurch geriet sein Geist mit Notwendigkeit in jene Disharmonie, in jene Verzweiflung, die dem Dichter immerdar eigen ist. So hat er in der Blüte seines Lebens, in den Jahren der vollsten männlichen Kraft kaum eine Stunde ungetrübten Glückes gekostet.

Das reiche Innenleben, das dieser Mann führte, musste ihn aber auch mehr und mehr der Gesellschaft entfremden. Sein Geist, der sich unausgesetzt mit allen nur möglichen Betrachtungen trug, der keinen Tag vergehen liess, ohne sein Wissen erweitert zu haben, wurde unfähig, sich auf den harmlosen, oberflächlichen Ton herabzustimmen, wie er der Gesellschaft eigen ist. Ferner hatte die Gewohnheit, ausschliesslich mit sich selbst zu verkehren, ihn dahin gebracht, dass jeder Zwang ihm zur Unmöglichkeit wurde. Nur dort, wo er sich ganz in seiner Eigen-

Rau, Franz Grillparzer.

3

art gehen lassen konnte, fühlte er sich wohl. Er selber äussert sich in seiner Selbstbiographie über diese Un-geselligkeit folgendermassen: „Den Erklärungsgrund bildet, dass für mich der Schrecken aller Schrecken die Lange-weile ist. Die vorzugsweise Beschäftigung mit Büchern, mit guten nämlich, erzeugt eine Gewohnheit, interessiert zu sein, die sich endlich zum Bedürfnis steigert. . . . Da-durch, dass ich mich dieses Mangels an Herrschaft über meine Stimmung, nicht vor andern, sondern vor mir selbst schäme, gerate ich immer tiefer hinein, ein geistiges Dunkel umgibt mich, und ich weiss kaum mehr, was ich tue oder sage.“ So kam es, dass Grillparzer nicht nur als Dichter, sondern auch als Mensch eine Zeitlang der völligen Vergessenheit anheimfiel, dass seine Natur, die sich so unendlich nach Anteilnahme sehnte, nirgends ein Entgegenkommen, ein Verständnis fand, dass sein Herz sich in höchstem Grade unbefriedigt fühlte. In wie weit sein eigenartiges Liebesleben diesen Zustand mitbestimmt hat, werden die folgenden Kapitel zeigen.

Hier haben wir eine weitere Ursache für die einsame Atmosphäre, die den Dichter Zeit seines Lebens umgeben hat. Das Gefühl, anders zu sein wie die übrigen Menschen, wenig oder gar nicht mit ihnen übereinzustimmen, vereint mit jener oben besprochenen Ueberzeugung, dass die Weichheit seiner Natur sich am besten allen Einwirkungen entziehe, führten Grillparzer am Ende zu einer geradezu trostlosen Einöde. Mitten in der grossen lärmenden Kaiserstadt lebte er in der Wüste, und es ist bezeichnend für ihn, dass er das kleine Weimar, welches sich in nichts mit Wien vergleichen konnte, über dieses gestellt hat. Es war keine Phrase, wenn er in ein Exemplar von „Der Traum ein Leben“ für den

Erbgrossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar die Worte hineinschrieb:

So willst Du dahin Dich begeben,
Wo Goethes Spur verwittert kaum!
In Weimar war die Kunst ein Leben,
Uns ist sie höchstens noch ein Traum.

War es doch die ewige Klage, die sein ganzes Leben erfüllte, die seine Verbitterung aufs höchste schürte, dass man in seiner Vaterstadt, die er über alles liebte, so geringe Anerkennung für ihn hatte. Grillparzer war nicht ehrgeizig, wie ich schon sagte, für ihn bildete im Mannesalter der Ruhm längst nicht mehr das höchste von des Lebens Gütern, aber dass sein glühender Patriotismus, sein unermüdliches Ringen um die höchste dichterische Vollendung so gänzlich nach den ersten Erfolgen unbeachtet blieb, musste ihn natürlich verstimmen. Dazu kam die Zensur, die ihm die höchsten Schwierigkeiten in den Weg legte, die die unverfänglichsten Stücke erst nach jahrelangem Streit frei gab. Alle diese Umstände waren nicht geeignet, die an sich schon melancholische Gemütsbeschaffenheit des grossen Mannes zu verringern. Es wäre aber doch falsch, wenn man diesen äusseren Umständen eine zu grosse Bedeutung zuerkennen wollte. Ein Feuergeist, wie der Schillers beispielsweise, wäre durch eine derartige Drangsalierung niemals gebeugt worden. Er hätte den Kampf mit den ungünstigen Zeitumständen aufgenommen, mannhaft hätte er sich jeder Unterdrückung seiner Werke entgegengesetzt, und die ganze Welt gegen ein derartiges Regiment in die Schranken gerufen. Er hätte am Ende den Staub von den Füßen geschüttelt und sich eine Stätte gesucht, wo er ungestört und unbehellig seinen Schaffensdrang betätigen durfte. Warum tat das Grill-

3*

parzer nicht? Warum hielt er aus in der Hochburg der Reaktion, warum liess er sich jede noch so ungläubliche, noch so ungerechtfertigte Massregel gefallen, warum setzte er sich dem Spott und der Verachtung sogar aus? Hätte es wirklich keine andere Stelle gegeben, wo ihm ein Unterkommen, eine Existenz geboten wurde? Daran fehlte es nicht. Wir wissen heute, dass zahlreiche Anerbietungen an ihn herangetreten sind. In Berlin war man nicht abgeneigt, ihn zum Dramaturgen des Hofschauspiels zu machen, in Weimar legte der Grossherzog selbst ihm das gleiche für Weimar nahe. Er aber schlug alles aus und blieb in einer untergeordneten Stellung, die einen grossen Teil seiner Geisteskraft der Poesie entzog. Wenn der Dichter also in seiner Biographie wie in seinem Tagebuche immerdar die ungünstigen äusseren Verhältnisse beschuldigt, ihn niedergehalten zu haben, so können wir ihn nicht von Schuld freisprechen. Es stand ja in seiner Wahl, diese äusseren Verhältnisse von sich zu werfen und sich die Freiheit der Persönlichkeit zu wahren. Warum tat er es nicht? Adam Müller-Guttenbrunn geht so weit, aus Grillparzer einen Märtyrer, einen Heros zu machen, der aus Pflichttreue auf seinem Posten aushält. „Dieser treue Diener, dem namenloses Leid widerfährt und der dennoch nicht wankt und nicht weicht von dem Posten, auf den sein König ihn gestellt, das war er selbst.“ Grillparzer würde wohl selber zu dem Versuche lächeln, ihm heroische Eigenschaften beilegen zu wollen. Nein, ein Heros war der Dichter wahrhaftig nicht, wohl aber ein stiller Dulder, der gar nicht anders handeln konnte, dessen Natur sich in jedes Joch stillschweigend fügte, das man ihm anlegte. Grillparzer war unfähig, sich aus den gewohnten Verhältnissen herauszu-

reissen. Er war derartig mit Wien verwachsen, dass der Gedanke, das Vaterland zu verlassen, ihm gar nicht kommen konnte. Während er auf der einen Seite über die furchtbaren Zustände, in denen er zu leben sich genötigt sah, immerdar klagte, hatte er sich doch zugleich an diese Zustände derartig gewöhnt, dass jede Aenderung derselben seine helle Entrüstung hervorrief. Er war eben eine Natur, die sich nie und nirgends glücklich fühlen konnte, deren innere Disharmonie bei jeder Gelegenheit und in jeder Lage hervortrat.

Am meisten zeigte sich dies in seinem Verhalten gegenüber den politischen Ereignissen. Dasselbe war so merkwürdig, dass auch begeisterte Verehrer des Dichters dadurch an ihm irre wurden. Als „unleidlich, nichtswürdig“ hatte er die vormärzlichen Zustände bezeichnet, lebhaft hatte er den „schändlichen Geistesdruck und die Erniedrigung des Nebenmenschen“ in seinem Vaterlande beklagt. Mit Flammenworten hatte er seinem Ingrim über das Metternichsche Regiment in dem Gedicht: Des Kaisers Bildsäule (Joseph II.) Ausdruck gegeben, aus dem hier einige Verse folgen mögen:

Lasst mich herab von dieser hohen Stelle,
Auf die ihr mich gesetzt zu Prunk und Schau,
Prunk, mir verhasst, als noch die Lebenswelle
Durch diese Adern floss balsamisch lau.

Längst ist ja doch mein ird'scher Leib verwesen,
Und nun durch euch mein Geist getötet auch.
Soll hören ich mein Urteil hier verlesen
Von hoher Bühne, wie's bei Sündern Brauch?

Was ich geschaffen, habt ihr ausgereutet,
Was ich getan, es liegt durch euch in Staub,

Die Zeit wird lehren, was ihr ausgebeutet;
Mich wählt zum Hehler nicht für euren Raub!

Mir war der Mensch nicht Zutat seiner Röcke,
Als Kinder, Brüder lieb' ich alle gleich;
Ihr teilt die Schar in Schafe und in Böcke,
Und mit den Böcken nur erfreut ihr euch.

Gerechtigkeit hielt ihre Wage mitten,
Ihr Arm traf Hoch und Niedrig gleicher Kraft;
Ihr fragt: wer ritt? nicht: wer wird überritten?
Der Schade bleibt, als Schade schon bestraft.

Und über meine Völker, vieler Zungen,
Flog hin des deutschen Adlers Sonnenflug,
Er hielt, was fremd, mit leisem Band umschlungen,
Vereinend, was sich töricht selbst genug.

Den Spiegel deutscher Lehr' in Kunst und Wirken
Trug er, von keinem Unterschied gehemmt,
Bis zu den letzten dämmernden Bezirken,
Wo noch der Mensch sich selbst und andern fremd.

Nun aber tönt's in wildverwornen Lauten,
Wie Trotz und Roheit sich der Menge beut,
Dem Turme gleich, den sie bei Babel bauten,
Infolgedes die Menschen sich zerstreut.

— — — — —
Entfaltet wieder sie, die schwarze Fahne,
Die meine fromme Mutter schon verhüllt,
Den guten Enkel, macht ihn gleich dem Ahne,
Der, fromm getäuscht, die Welt mit Mord erfüllt.

Tut's, denn ihr wollt's! Mich aber lasst von hinnen,
Treibt nicht mit meinem heil'gen Namen Scherz!
Man ehrt den Mann, verehrend sein Beginnen,
Bracht ihr mein Werk, zerbrecht auch dieses Erz usw.

So hatte der Dichter vor dem Jahre 1848 gesprochen. Da kamen die Märztage und brachten dem Lande die ersehnte Freiheit. Unwillkürlich atmete auch Grillparzer erleichtert auf. Jubelnd rief er aus:

Sei mir gegrüsst, mein Oesterreich,
Auf deinen neuen Wegen,
Es schlägt mein Herz, wie immer gleich,
Auch heute dir entgegen.

Was dir gefehlt zu deiner Zier,
Du hast es dir errungen,
Halb kindlich fromm erbeten dir
Und halb durch Mut erzwungen.

Die Freiheit strahlt ob deinem Haupt,
Wie längst in deinem Herzen,
Denn freier warst du als man glaubt,
Es zeigten's deine Schmerzen.

Aber diese Stimmung hielt nur kurze Zeit an. Die Aenderung der Verhältnisse war eine zu durchgreifende, als dass sich der Dichter in sie zu fügen vermochte, und er, der begeisterte Herold der Freiheit, sehnte sich nach der alten guten Zeit zurück und trat aus vollster innerster Ueberzeugung — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — auf die Seite der Reaktion. Er wurde nicht müde, die Vorkämpfer der freiheitlichen Ideen zu beschimpfen und zu verhöhnen, in Prosa und Poesie hat er sich gegen den jugendlichen Freiheitshauch, der die Lande durchbrauste, gewendet. Man ist einfach sprachlos, wenn man die Epigramme liest, mit denen Grillparzer die neue Richtung bekämpft. Ein grösserer Unverstand, eine geringere Einsicht, eine härtere Ungerechtigkeit ist kaum denkbar. Von Logik ist hier keine Rede

mehr. Es ist dem Dichter einfach unbequem, dass er sich aus seinen gewohnten Verhältnissen herausreissen lassen soll, er will nicht mitmachen, und in ohnmächtiger Verbitterung sträubt er sich gegen das Neue. So seufzt er einmal:

Die Knechtschaft hat meine Jugend zerstört,
Des Geisterdruckes Erhalter,
Nun kommt die Freiheit sinnbetört
Und lähmt mir auch mein Alter.

Ohne jede Veranlassung ruft er seinem Volke zu:

Freiheit wär' eben das Rechte
Für euch und euer Geschrei:
Ihr seid die geborenen Knechte
Der Dummheit und Schurkerei.

Ein anderes Mal bricht er in die Worte aus:

Der Freiheitsdrang, der uns kam über Nacht,
Wird, fürcht' ich, wenig leisten.
Wisst ihr, was mir ihn verdächtig macht?
Die Lumpe ergreift er am meisten.

Auch diese Verse entbehren jeder Berechtigung. Gehörten doch zu den Aufständigen die besten Männer der damaligen Zeit. Aus Verzweiflung über die Despotie der Regierung, über den Geist der Finsternis, der die Herrschaft in Händen hielt, schritten sie zur Empörung. Der erhabenste Idealismus erfüllte sie, mannhaft traten sie für ihre Ueberzeugung ein, und fast mit Wehmut sehen wir Epigonen auf jene Zeit zurück, wo Personen in den höchsten Stellungen, angesehene Staatsbeamte, Richter und Offiziere mit ihrer Karriere brachen, ihre ganze Zukunft aufgaben und für die Ideen der Freiheit sich begeisterten. Und diese Männer bezeichnet Grillparzer als „Freche“, ihnen ruft er die Worte entgegen:

Macht alles gleich, hüllt in dasselbe Kleid
Der Menschheit urerschaffen nackte Blösse,
Bis alles ärmlich, wie ihr selber seid,
Und euer Mass die vorbestimmte Grösse.

Es regt sich in uns etwas wie Empörung, wenn man das liest, man empfindet das tiefste Mitleid über die Verständnislosigkeit des Dichters dem Geist einer neuen Zeit gegenüber. Und in diesen Anschauungen hat er beharrt. Er hat sich für die Reaktion derart begeistert, dass er das Gedicht auf den Feldmarschall Radetzky zu schreiben vermochte, in welchem er mit der ganzen Kraft seiner Poesie die denkbar schlechteste Sache, die Säbelherrschaft, verherrlichte. Es ist bezeichnend für jene Zeit, dass keines seiner dramatischen Werke ihm so viel Anerkennung eingetragen hat als diese wenigen Strophen. Von da ab war er bei Hofe auf das beste angeschrieben und brauchte sich nicht mehr zu beklagen, dass er vernachlässigt werde; aber in den Augen vieler seiner Anhänger hatte er unendlich verloren. Er schien sich selber untreu geworden. Man hielt ihn für einen Kriecher und Streber. Das war er nun freilich ganz und gar nicht. So wenig wir sein Verhalten billigen können, ebensowenig haben wir ein Recht, dem Dichter egoistische Absichten unterzuschieben. Dieses Festhalten am Kaiserhause, diese Stellungnahme gegen die Revolution entsprach seiner innersten Natur. Er hat damals schwer geirrt, aber unzweifelhaft seiner vollen Ueberzeugung entsprechend gehandelt. Alles Himmelstürmende, alles die gewohnten Schranken Durchbrechende war ihm verhasst. Die im Vaterhause aufgenommenen Ideen haben sein ganzes Leben beherrscht. Dazu gehörte die Liebe zum Hause Habsburg.

Hier haben wir auch den eigentlichen Grund für die

Sesshaftigkeit des Dichters zu suchen. Er konnte sich nicht von Wien losreißen. Diese unendliche Liebe zu seiner Vaterstadt wurzelte in seiner ganzen Gemütsrichtung. Jeder Mensch — und wäre er noch so unempfindlich — hängt ja mit einer gewissen Liebe an der Stätte, da seine Wiege stand. Kraftvollen Naturen ist es indessen gegeben, die Eindrücke der Kindheit zu besiegen, in einer neuen Umgebung sich eine neue Existenz zu gründen. Dazu gehört eine Stärke des Willens und eine Härte des Gemüts, die dem feinsinnigen Dichter nicht eigen war. Er hing mit jeder Fiber seines Wesens an seinem Vaterlande, er liebte es mit all seinen Fehlern. Grillparzer wäre geistig und physisch zu Grunde gegangen, wenn er Wien dauernd verlassen hätte. Darum ist es durchaus unrichtig, anzunehmen, dass die ganze Entwicklung des Dichters durch eine derartige Veränderung des Wohnorts einen ungeahnten Aufschwung genommen hätte, dass seine Leistungsfähigkeit dadurch unendlich gesteigert worden wäre. Das Gegenteil wäre eingetreten. Es war das einzig richtige bei der Eigenart Grillparzers, dass er all den glänzenden Anerbietungen, die ihm von den verschiedensten Seiten gemacht wurden, beharrlich aus dem Wege ging, seine bescheidene Beamtenlaufbahn innehielt und sich dadurch die Ruhe seines Herzens, ohne die er nichts Poetisches hervorzubringen vermochte, bewahrte.

Nunmehr werden wir aber auch verstehen, welche Bedeutung den Reisen zukommt, die Grillparzer zu den verschiedensten Zeiten seines Lebens gemacht hat. Scheinbar sind dieselben ohne Erfolg, in düsterem Missmut eilt er von Ort zu Ort, ohne seine Laune zu bessern, in Wahrheit aber befestigten diese Reisen die Liebe zu seinem Vaterlande und dessen Zuständen immer von neuem. Nie er-

starkte dieselbe mehr als in der Ferne, und nie fühlte er sich trotz all der Misshelligkeiten in seiner Stellung wohlher als wenn er von einer Reise zurückgekehrt war. Grillparzer hat einen grossen Teil Europas gesehen, er hat die bedeutendsten Kunstschätze, die erhabensten Naturschönheiten betrachtet, aber niemals stellte sich auch nur die leiseste Sehnsucht nach dem Gesehenen in ihm ein. Während ein Goethe sich von Italien überhaupt nicht losreissen kann, hier die kühnsten Träume seiner Kindheit verwirklicht sieht, hier die wunderbarsten Werke verfasst, wird Grillparzer von seiner italienischen Reise wenig befriedigt. Keinerlei Spuren hat dieselbe in ihn zurückgelassen, und der Zauber des Landes ist ihm nur unvollständig zum Bewusstsein gekommen.

Und damals stand er noch in der Blüte der Jugend, während Goethe erst als reifer Mann die Alpen überschritt!

Wie wenig selbst die gewaltigsten Reiseindrücke auf Grillparzer gewirkt haben, wie sehr seine Natur durch die Entbehrung der gewohnten Genüsse, durch die mit jeder Reise verbundenen kleinen Widerwärtigkeiten gelitten hat, zeigt uns der Umstand, dass er unterwegs nur in ganz geringem Masse poetisch tätig war. Das einzige Resultat seiner Wanderungen sind mehrere Gedichte, in welchen — der Weltschmerz und die Weltverneinung hervortritt. Eines dieser Gedichte offenbart die völlige Resignation des Verfassers:

Eins ist, was altersgraue Zeiten lehren,
Und lehrt der Morgen, der erst heut getagt;
Des Menschen ew'ges Schicksal heisst entbehren,
Und kein Besitz, als den Du Dir versagt.

Der laute Tag, verlebt in froher Runde,
Beim heitern Fest genippter Götterwein,
Des Teuren Kuss auf Deinem heissen Munde,*)
Dein wär's? Sieh zu, ob Du vielmehr nicht sein.

Denn der Natur alther notwend'ge Mächte,
Sie hassen, was in freien Bahnen zieht,
Als vorenthalten ihrem ew'gen Rechte,
Und ziehen lauernd in ihr Machtgebiet.

All was Du hältst, davon bist Du gehalten,
Und wo Du herrschest, bist zugleich Du Knecht;
Genuss sieht vom Bedürfnis sich gespalten,
Und Pflicht als Dorn umstellt das heisse Recht.

Nur was Du abweist kann Dir wiederkehren,
Nur was Du denkst ist Dein; denn Du bist's, es ist Du;
Drum lass' gefasst ein Aeussres uns entbehren:
In Selbstbewahrung liegt zuletzt die Ruh.

Man halte diesen auch poetisch nicht einwandfreien
Versen die römischen Elegien Goethes entgegen, die
das Leben und seine Genüsse in so unvergleichlicher Form
besingen. Wie freundlich muten uns die folgenden Verse
im Gegensatz zu der düsteren Schwermut Grillpar-
zers an:

Zünde mir Licht an, Knabe! — „Noch ist es hell; Ihr verzehret
Oel und Docht nur umsonst. Schliesset die Läden doch nicht!
Hinter die Häuser entwich, nicht hinter den Berg, uns die Sonne!
Ein halb Stündchen noch währt's bis zum Geläute der Nacht.“ —
Unglückseliger! geh' und gehorch'! Mein Mädchen erwart' ich;
Tröste mich, Lämpchen, indess, lieblicher Bote der Nacht!

Es gibt aber keine grösseren Gegensätze als Grill-
parzer und Goethe. Während dieser, ganz gleich,

*) Diese Verse bitte ich besonders zu beachten.

welche Lebensschicksale an ihn herantreten, sich ewig treu bleibt, nie in Gefahr schwebt, sich auch nur auf Augenblicke zu verlieren, während die verworrensten Ereignisse nur dazu beitragen, die Harmonie seines Geistes um so mehr zu befestigen, gerät Grillparzer schon bei der geringsten Aenderung in seiner Laufbahn ausser Verfassung. Wir wollen ihn auf seiner Reise nach Frankreich begleiten und uns einmal ansehen, was der Dichter auf derselben getrieben hat. Seine Reisetagebücher gewähren ja hinreichenden Aufschluss. Allerdings werden wir keine erfreulichen Eindrücke gewinnen. Nirgends hören wir von ihm ein uneingeschränktes Lob, jede Freude, jeden Genuss, jedes schöne Gefühl zerplückt ihm sein grausamer Verstand, und er richtet mit wahrer Leidenschaft seine Blicke auf das Unschöne und Unangenehme. Der erste Eindruck von Paris „ist keineswegs ein angenehmer. Die alten Strassen, düster, schmutzig, erinnern sehr an die ähnlichen in Neapel. Unmittelbar vor der Stadt war der Kot so tief und so in Klumpen, dass man über geackertes Feld zu fahren schien.“ Man sollte nun meinen, dass der Dichter, der natürlich mit zahlreichen Empfehlungsbriefen ausgerüstet war, diese auf der Stelle abgeben würde. Er aber behält dieselben für sich. Er will sich nicht in die Gesellschaft einführen, es ist ihm bei seiner Schüchternheit einfach unmöglich, den gefeierten Autor der „Sappho“ abgeben zu sollen. So schlendert er in der grossen Stadt herum, langweilt sich rechtschaffen und verfällt in immer grössere Schwermut. Der einzige Bekannte, mit dem er längere Zeit zusammen ist, ein langweiliger Engländer, hat ihn auf der Strasse angesprochen, d. h. ist ihm durch Zufall in die Arme geführt worden. In dieser Stimmung gelangt er dann zu Selbstbekenntnissen,

die ihn uns in seiner ganzen Eigenart erkennen lassen. Da heisst es unter anderm: „Ich bin für die Gesellschaft verdorben. Ich kann mit niemand sprechen, an dem ich keinen Herzanteil nehme . . . ich habe mich geflissentlich auf diese Reise geworfen, wie ein Nichtschwimmer ins Wasser, die Not sollte die Bewegungen von selbst lehren. Ertrunken bin ich vorderhand auch wirklich noch nicht, aber Wasser habe ich in Mund und Nase bekommen teufelmässig, und wer weiss, was noch kommt?

Soll ich die Schuld auf Mangel an Charakter schieben? Kein wirkliches Unglück, keine eigentliche Gefahr hat mich noch unmännlich*) gefunden. Aber diese kleinen ennuyés, diese immer wiederkehrenden Plackereien matten mich auf eine Art ab, dass ich dagegen durchaus nicht aushalten kann. Das eigentliche Unglück ist, dass ich das Fehlerhafte, das Absurde meiner Stimmungen und Eigentümlichkeiten völlig einsehe und mir alle Mühe gebe . . .

Wäre froh wieder Paris im Rücken zu haben. Was brauch' ich all das Zeug zu sehen und zu hören. Werde Wien wieder angenehm finden, wo ich wenigstens allein sein kann. . . . Heute gerade ein Monat, dass ich diese wunderliche Reise antrat. Ich nenne sie wunderbarlich, denn was war ihr Zweck? Zu sehen? Ich suche Zerstreuung? Zerstreut wäre ich wohl genug. Wenn ihr Zweck aber Sammlung, Fassung, Ermutigung gewesen wäre, so bin ich davon so weit entfernt, als da ich von Hause abging.“

Es liessen sich diese Proben übler Laune unschwer verdoppeln. Das ganze Tagebuch ist in dieser

*) Diese Männlichkeit des Dichters bestand darin, dass er alles stillschweigend mit dumpfer Resignation ertrug und sich immerdar vom Unglück verfolgt glaubte.



Franz Grillparzer.
Nach der Zeichnung von Grillofer.

Tonart geschrieben. England gefiel ihm besser als Frankreich, aber der volle Genuss des Lebens und der neuen Eindrücke wurde ihm auch hier nicht zu teil, es war ihm eben nicht gegeben, einen einzigen Moment ganz auskosten zu können. So kehrte er denn nach Wien zurück, froh, die Reise überstanden zu haben.*)

*) Eduard v. Bauernfeld spricht diesen Gedanken in seinen Tagebüchern ebenfalls aus.

Ich habe mich bisher damit begnügt, die einzelnen Charaktereigenschaften des Dichters aneinanderzureihen. Ob das Bild, welches auf diese Weise entstanden ist, der Wahrheit entspricht, wer dürfte es behaupten? Eine vollständige Richtigkeit ist in dieser Hinsicht ja einfach unmöglich.*) Ich muss mich mit der Hoffnung begnügen, dass die Konturen des Bildes einigermassen ähnlich sind. Aber das Bild setzte sich aus einzelnen Teilen zusammen, es gewährt einen mosaikartigen Eindruck, die Verbindung der einzelnen Teile ist deutlich sichtbar. Wir aber wollen zu einem Gesamturteil über unseren Dichter gelangen, zu einer in sich geschlossenen Anschauung von seinem Wesen. Man gestatte mir daher, die einzelnen Züge des Bildes zu vereinigen. Wir sahen, dass Grillparzer eine durchaus schwächliche, zaghafte Natur gewesen ist, dass jedes energische Auftreten, jedes Durchsetzen seiner eigenen Persönlichkeit ihm einfach unmöglich gewesen wäre, dass er die Energie des Wollens nie besessen hat. Herzensgüte, sentimentale Weichmütigkeit, schüchterne Zurückhaltung, Trübsinn und Kleinmütigkeit waren die hervorstechenden Merkmale seines Geistes. Seine Natur war von äusserster Empfindsamkeit. Ein Wort konnte ihn tief

*) Ebenso wie jeder Mensch eine andere Vorstellung von Gott besitzt, hat auch jeder eine andre Vorstellung von Grillparzer. Das subjektive Moment lässt sich bei derartigen Charakteristiken nun einmal nicht ausschliessen. Reine, völlige Wahrheit ist dem Menschen für immer verschlossen.

verletzen. Sein seelisches Gleichgewicht befand sich fast immer in Gefahr. Ohne feste Richtschnur, verdankte er es lediglich einem glücklichen Zufall, dass er die dichterische Laufbahn einschlug. Ein Gewohnheitsmensch durch und durch, wurde er der begeistertste Lokalpatriot O e s t e r r e i c h s. Halten wir uns alle diese Züge vor Augen, so gelangen wir ohne weiteres zu der Erkenntnis, dass der Dichter eine ausgesprochen weibliche Natur gewesen ist. Es fehlte ihm der männliche Geist, die männliche Kraft. Deshalb war er unfähig, einen kraftvollen Widerstand vorzunehmen, deshalb wehrte er sich, um mit E m i l K u h zu reden, gegen die rohe Bevormundung, welche man Regierungskunst nannte, nach der Art eines bittenden Kindes, deshalb stiess er nur hin und wieder einen lauten Seufzer, niemals eine harte Klage aus. Deshalb war ihm auch die Persönlichkeit eines L e s s i n g, der in ununterbrochenem Kampfe mit den führenden Gewalten lag, so unverständlich und so unsympathisch. Die „Rauflust“ des Mannes war ihm verhasst. „Er hatte doch immer seine Freude am Streit,“ sagte er vorwurfsvoll von ihm. Dass der Zweck des Lebens der Kampf und der Streit ist, dass die energischste Betätigung die Bestimmung des Menschen darstellt, war eine ihm für immer verschlossene Wahrheit. So sympathisch es uns anmutet, dass Grillparzer nie um die Gunst der Kritik gebuhlt hat, dass er es verschmäht hat, jemals Literaturhistorikern, Zeitungsschreibern usw. brieflich oder persönlich näher zu treten, so lag doch auch hier ein gut Teil Schwäche zu Grunde. Er wollte nicht in den Kreis des Tages treten, er wollte nicht neuen Streit um seine Person entfesseln, in dem er notgedrungen nicht hätte schweigen können. Diese Zurückhaltung, dieses Zurückziehen hat es zum grössten Teil

R a u, Franz Grillparzer.

4

verschuldet, dass man ihn vergass. Er begnügte sich damit, die Faust im Sack zu machen und tödliche Epigramme gegen seine Feinde einsam niederzuschreiben.

In dieser weiblichen Artung des Dichters liegt auch die Ursache seiner geringen Produktivität. So notwendig es für den Dichter ist, dass er die weibliche Fähigkeit des Nachempfindens, des Aufnehmens fremder Grösse, des sich Hineinversetzens in die Gefühle anderer fähig ist, so hemmend wirkt es auf die Schaffenskraft, wenn diese Fähigkeit gewisse Grenzen überschreitet. Das weibliche Element darf nicht überwuchern, wenn nicht die Verarbeitung der Eindrücke, ihre Gestaltung darunter leiden soll. Frauen, die das Ideal echter Weiblichkeit verkörpern, haben noch nie etwas Gewaltiges geschaffen. Nur bei den Frauen, die innerlich männlich geartet waren, wie z. B. die Dichterin Sappho, ein heissblütiges Mannweib, kommt es zu gewaltigen, die Zeiten überdauernden Leistungen. Umgekehrt werden viele durch Geist ausgezeichnete Männer in ihrer Betätigung niedergehalten infolge einer allzu weiblichen Charakteranlage. Dies war der Fall bei Grillparzer. In ihm hielten sich das männliche und das weibliche Element die Wage, sie vereinigten sich in ihm, aber sie bildeten keine Harmonie, sondern lagen in fortwährendem Streit miteinander. Die innere Ruhe*) fehlte ihm daher während seines ganzen Lebens. Schon Schreyvogel wünschte sie ihm in einem Briefe vom

*) In dem 1821 geschriebenen Gedicht: „Incubus“ heisst es:

Fragst Du mich, wie er heisst,
Jener finstere Geist,
Der meine Brust hat zum Reich,
Davon ich so düster und bleich?

21. Mai 1819 und die Dichterin Karoline Pichler, in deren Hause der Dichter, wie wir noch hören werden, längere Zeit verkehrt hat, schreibt am 16. März 1825 an Therese Huber: „Er (Grillparzer) ist ein unglücklicher Mensch, der schwerlich je zu den einzigen und höchsten Bedingungen des Glückes, zur Einheit mit sich selbst kommen wird.“

In diesem Streit zwischen dem männlichen und dem weiblichen Element verzehrte sich der Dichter. In den meisten Zeiten seines Lebens behielt zu seinem Unglück das Weibliche in ihm die Oberhand. Darum konnte er nicht schaffen,*) darum verzweifelte er immerdar an seiner poetischen Kraft. Immer wieder gibt er die Hoffnung

Unfried ist er genennt,
Weil er den Frieden nicht kennt,
Weil er den Frieden nicht gönnt
Jemals der Brust, wo er brennt.

Der hat im Busen sein Reich,
Der macht mich düster und bleich,
Der lässt mir nimmermehr Rast,
Seit er mich einmal gefasst

*) Professor Johannes Volkelt spricht in seinem Buche über „Grillparzer als Dichter des Tragischen“ den gleichen Gedanken aus, indem er „den letzten Grund der zwiespältigen Haltung des Dichters zum Schaffen und Handeln in einer übermässigen Reizbarkeit der Sinne, des Gemütes und der Phantasie, verbunden mit einer auffallenden Schwäche gegenüber den wechselnden Erregungen“, also in spezifisch weiblichen Eigenschaften erblickt. „Grillparzer,“ fährt Volkelt fort, gehörte zu jenen Naturen, in denen die Eindrücke intensiver und mannigfaltiger als in den gewöhnlichen Menschen nachklingen, in denen das Innenleben einem sich vielseitig verbreitenden Verzittern gleicht, in denen es Stimmungsunterschiede von einer Feinheit und einem Wechsel gibt, wie sie der durchschnittliche

4*

auf, jemals noch etwas Poetisches hervorzubringen. Sein Tagebuch ist erfüllt mit Ausdrücken der inneren Verzagttheit. So heisst es am 19. März 1826:

„In ähnlicher Unfähigkeit habe ich mich zwar schon öfter befunden, aber das Charakteristische meines gegenwärtigen Zustandes ist, dass, indem ich sonst die Ursache meiner Untätigkeit in äusseren Umständen suchte und fand, mir jetzt ein inneres entsetzliches Gefühl sagt, es sei mit der Dichtergabe zu Ende. . . . So viel ist gewiss: ist einmal der Dichter über Bord, sende ich ihm den Menschen auch nach.“

Also sogar an Selbstmord hat Grillparzer damals gedacht. Wenn er nicht zu diesem Mittel gegriffen, um seinen Leiden ein Ende zu machen, so lag das eben nur an seiner Schwäche. Die hypochondrischen Anwandlungen, unter denen er gelitten hat, waren heftig genug, um ein derartiges gewaltsames Ende wohl denkbar erscheinen zu lassen.

Im April 1826 finden wir die Bemerkung: „Das vor allem Erforderliche wäre wohl, einen angeborenen Hang zur Untätigkeit zu besiegen. Aber wie? Indem man sich zu regelmässigen Arbeiten zwingt? Zu poetischen oder anderen Arbeiten? Im ersten Falle ist zu fürchten, dass

Mensch (d. h. eben der Normale, der nur die spezifischen Eigenschaften des einen Geschlechts aufweist. H. R.) nicht kennt. Es ist eine aussergewöhnliche Intensität, Feinheit, Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit der Innenvorgänge auf Kosten der Kraft und Ruhe. Wie Grillparzer infolge einer gewissen Ueberempfindlichkeit des Nervenlebens von allerhand Störungen des Empfindens, die sich sogar bis zu Hallucinationen steigern konnten, belästigt wurde, so hatte auch die übermässige Verfeinerung des Gemüts- und Phantasielebens für ihn verschiedene Zustände innerer Schwächlichkeit im Gefolge.“

die Poesie immer mehr in ein leeres Formenwerk ausartet, besonders aber das Gemüt daran endlich gar keinen Anteil nimmt, was ohnehin schon sehr stattfindet und überhaupt das eigentliche Grundgebrechen ist. Das absichtliche Vertiefen in nicht poetische Arbeiten aber würde mich von der Poesie endlich ganz abziehen. Ich liebe solche Arbeiten nur zu sehr, sie gewähren einen gewissen geschäftigen Müsiggang, der äusserst wohltut und nicht fördert.“

Man kann die entsetzlichen Qualen, die die geistige Impotenz in dem Dichter verursachte, nicht besser darstellen, als durch Wiedergabe weiterer Tagebuchblätter. Am 17. Juli 1826 heisst es: „In diesen letzten Monaten war mein Zustand wirklich fürchterlich. Eine solche durch nichts zu beschwichtigende Ueberzeugung, dass es mit aller geistigen Hervorbringung zu Ende sei, ein solches Versiegen aller inneren Quellen war mir noch nie angekommen. Der ganze übrige Tag ward in gedankenloser oder gedankenmissender Zerstreuung noch so ziemlich hingebraucht, aber guter Gott, welcher Vormittag, welcher Morgen!“

1828 gesteht er, dass ihm im Grunde an der Produktion nichts mehr liege, dass er nur noch ein Bedürfnis habe, sich in Ideen zu berauschen, und zwei Jahre später ruft er verzweiflungsvoll aus: „Ich weiss wohl, was mir fehlt, ich habe nicht arbeiten gelernt.“

Nur wenn eben das männliche Element auf wenige Stunden und Tage in ihm zur Herrschaft kam, erwachte seine Schaffenskraft. So macht er denn jahrelange Vorarbeiten für seine Werke, excerpiert alte Urkunden, lernt fremde Sprachen, um sich das Material verschaffen zu können, ohne dass die eigentliche Arbeit, die wohl auch

ohne so gründliche Studien möglich gewesen wäre, Fortschritte machte. Dann plötzlich ergreift es ihn wie mit Zaubermacht, er schreibt und schreibt, und ohne viele Korrekturen entstehen in ihrer ganzen gewaltigen Schönheit seine unsterblichen Werke. Er wusste genau, dass er den günstigen Moment, der ach so selten sich bei ihm einstellte, festhalten musste, dass die einmal verlorene Stunde nicht wieder kam.

Weil Grillparzer nur in so seltenen Augenblicken der dichterischen Gestaltung fähig war, musste er seinen Geist in der übrigen Zeit auf andere Weise zu beschäftigen suchen. Darum wandte er seine Aufmerksamkeit den verschiedensten Gebieten zu, darum verschlang er geradezu die Bücher. Was sich Neues auf dem Gebiet der Wissenschaft wie der Kunst wie der Politik ereignete, wurde von ihm nicht unbeachtet gelassen, über alles bildete er sich sein Urteil und schrieb es nieder. Diese oft nur wenige Zeilen umfassenden Gedanken füllen heute mehrere Bände in den Werken des Dichters. Er äussert sich in jenen Fragmenten über alles Mögliche und Unmögliches, über Metternich, über Napoleon, über den Staat und das Staatsrecht, über Zensur und Geschichte, über Robespierre, Fouché, Talleyrand und Gott weiss was sonst noch. Er spricht sich ausführlich über Fragen der Aesthetik, über Poesie und Dramaturgie, über Musik und Literatur aus. Man staunt über die Fülle von Geist und Wissen, die aus diesen Blättern spricht, aber man bedauert zugleich die Nachlässigkeit, die Sorglosigkeit und Unbekümmertheit, die der Dichter auf dieses Wissen verwandte. Er hat es weder seinen Zeitgenossen noch der Nachwelt nutzbar gemacht, und wir würden überhaupt keine Kenntnis davon haben, wenn uns nicht diese Apho-

rismen als einziges Resultat der Geistesgrösse vorliegen würden. Nur selten macht er den schwachen Ansatz zu einer zusammenhängenden Darstellung, zu einem grösseren Aufsatz. Er wirft die Gedanken aufs Papier, so, wie sie ihm gekommen sind, gewissermassen um sich von ihnen zu befreien. Jeder leiseste Versuch einer Ordnung und Verbindung dieser Gedanken fehlt. Auch hier der Mangel an Gestaltungskraft, auch hier das Ueberwuchern des Weiblichen!

Aber das ist noch nicht alles, was über diese Gedankenfragmente zu sagen wäre, auch inhaltlich geben sie Kunde von der merkwürdigen Denkweise Grillparzers. Wer sie liest, wird unwillkürlich an Schopenhauer erinnert und zwar an die Schwächen dieses grossen Denkers. Das Geistreich-Barocke, das im Verein mit einer hinreissenden Sprache und glänzenden Darstellungsgabe den Reiz der Schopenhauerschen Schriften ausmacht, die bewusste oder unbewusste Einseitigkeit dieses Philosophen, welche geradezu ungeheuerlichen Konsequenzen zustrebt, nehmen wir auch an Grillparzer wahr. Natürlich in entsprechendem Abstände! An eine Umwertung aller Werte hat der bescheidene Mann nie gedacht, und noch weniger hat er versucht, Grundbegriffe, die er seit Kindheit an aufgenommen, zu zersetzen und in nichts aufzulösen. Im grossen lässt er alles bestehen, da wagt sich sein Geist nicht hervor, nur im Detail freut er sich der Arbeit des Unterminierens, des Zerstörens, und diese Arbeit setzt er mit eiserner Zähigkeit sein ganzes Leben fort. Für Grillparzer gilt es von vornherein als ausgemacht, dass die allgemein geltende Anschauung nicht die richtige sein kann, dass die Wahrheit nicht bei der Menge

zu finden ist. Er wendet sich einer früheren Epoche zu, die er über alles erhebt, er erfreut sich mit wahrer Wollust seiner konservativen Sinnesrichtung. So erhebt er den Goethe der Jugend gegen den des Alters, die Philosophie Kants gegen die Hegels, die klassische Richtung der Poesie gegen die romantische, und wenn auch manches, was er sagt, einer tiefen Berechtigung nicht entbehrt, so gewinnen wir doch immer den Eindruck, als wenn es lediglich die subjektive Sinnesart des Schreibenden ist, die sein Urteil bestimmt, und nicht die objektive Prüfung der wahren Verhältnisse.

Ich habe Grillparzer als einen der objektivsten Dichter der Weltliteratur bezeichnet, ebenso muss ich ihn aber zu den subjektivsten Denkern rechnen, die es je gegeben hat. So geistreich seine Bemerkungen sind, so treffend und originell manche seiner Anschauungen, so glücklich oftmals die Form, wie er eine Ansicht zum Ausdruck bringt, so können wir uns doch nicht der Beobachtung verschliessen, dass häufig eine schreiende Ungerechtigkeit sich darin breit macht. So hadert und zetert er unermüdlich gegen Deutschland und den Charakter der Deutschen. Ebenso wie Schopenhauer die Frau als die Inkarnation des Bösen hingestellt hat, erhebt Grillparzer gegen seine Landsleute alle nur denkbaren Beschuldigungen und zum Teil solche, die sich gegenseitig aufheben und in sich zusammenfallen. Es gibt keinen Fehler, den er der deutschen Nation nicht vorwerfen würde. Den Deutschen fehlt der Geschmack, der Kunstsinn. Ihr Nationalfehler ist „das Schwanken und Tappen in der Kunst“. Ein anderes Mal bezeichnet er sie als Phantasten und Pedanten, er tadelt an ihnen den Hang zum

Romantischen, das Bedürfnis nach einem „unbestimmten endlosen Vibrieren“, ja sogar die unerbittliche, vor nichts Halt machende Kritik ihrer Philosophie. Sie gelten ihm als lächerlich in ihren Bemühungen um nationales Wesen, sie besitzen keine Selbsterkenntnis. So geht es weiter. Es ist das eine durchaus weibliche Denkart. Ebenso wie die Frau, die von jemand verletzt wird oder sich auch nur verletzt glaubt, in ihrem Hass jede Spur von Gerechtigkeit vergisst, und um keinen Grund verlegen ist, den verhassten Gegner völlig zu vernichten, ebenso handelt hier Grillparzer.

Dieser Mangel an Logik bei Grillparzer, auf den ich schon gelegentlich der politischen Stellungnahme des Dichters hingewiesen habe, macht sich in diesem wissenschaftlichen Nachlass fortgesetzt bemerkbar. Das Gefühlsleben war eben übermächtig in unserem Dichter und bestimmte seine Urteile. Ob er sich dieser Eigentümlichkeit bewusst war, möchte ich nicht behaupten, wohl aber kannte er diese Eigentümlichkeit an und für sich recht gut, wie uns eine seiner Bemerkungen über Lord Byron zeigt. Auch diesem grossen Dichter war bekanntlich weibliches Empfinden eigen, auch seine literarischen Urteile waren oft genug von ausgeprägter Subjektivität, wie er denn beispielsweise für Shakespeare verhältnismässig geringe Achtung besessen hat. Dies fiel Grillparzer gelegentlich auf, und er ging den Gründen dieser Erscheinung, die ihn frappierte, lange Zeit nach. Eine Aufzeichnung aus dem Jahre 1838 meldet uns das Resultat seiner Untersuchungen. Er nennt darin Lord Byron einen Empfindungsdichter und konstruiert einen Gegensatz zwischen Gefühl und Empfindung. „Das Gefühl ist sympathisch und die Empfindung monopathisch.

Ersteres bezieht alles auf den Gegenstand und liebt oder verabscheut, letzteres auf das eigene Selbst und billigt oder missbilligt.“ In diesem Sinne war auch Grillparzer ein Empfindungsdenker. Auch er bezog alles auf das eigene Selbst und billigte oder missbilligte dementsprechend.

Mit besonderem Hass verfolgte er den grossen Literaturhistoriker Gervinus. Es darf nicht geleugnet werden, dass dieser umfassende Geist gerade in Bezug auf Grillparzer ein völlig verfehltes Urteil gehabt und nicht entfernt seine Bedeutung erkannt hat. Das kann uns aber nicht hindern, den Wert und die Bedeutung seiner sonstigen Urteile und Arbeiten aufs höchste anzuerkennen. Grillparzer aber konnte ihm diese Nichtachtung seiner Persönlichkeit, die allerdings völlig ungerechtfertigt war, nicht vergessen, und er fasste einen glühenden Hass gegen alle Kunstrichter, Aesthetiker u. s. w. Er wurde nicht müde gegen „jene stumpfsinnigen Kunstrichter“ zu eifern, „die, ohne Geschmack auf der Zunge und aus sachunkundiger Lobhudelei, sich an den naturwüchsigen Meisterwerken“ der Dichter versündigen. 1837 hatte er noch von Gervinus geschrieben: „Man muss Gervinus gut sein, auch wo man ihn nicht ganz billigt. Es ist eine solche Rechtlichkeit der Gesinnung in ihm, eine so richtige Empfindung, wenn er über abgeschlossene Werke urteilt . . .“ Fünf Jahre später dagegen, nachdem er die Meinung des Literaturhistorikers über sich selbst gelesen, schreibt er das Gedicht Hamlet, in dem es heisst:

Und Rosenkranz und Gildenstein, Gervinus —
Polonius wollt' ich sagen, wie ich muss —
Sie spreiten aus ihr langgedehntes Minus,
Die Zunge, steilrecht, bildet es zum Plus.

Ein andermal heisst es:

Wär' doch der letzte Gervinus,
Hält sein historisches Minus
Für ein poetisches Plus-
O Asinus!

1850 nennt er ihn in einem Epigramm „Den Nero von Untersberg“. Zwei weitere Epigramme auf ihn lauten:

Der Polyhistor (1851).

Allenfalls von Professor Gervinus zu gebrauchen.
Von Jedem etwas und vom Ganzen nichts
Galt einst als Tadel voll Gewichts,
Heut gilt in unsrer Zeit des Lichts
Vom Ganzen etwas und von Jedem nichts.

(1862).

Der Deutschen Stämme, die gemütlich schwachen,
Gilt's sozial-ästhetisch zu entpuppen.
Du willst sie, scheint es, zu Spartanern machen,
Und sorgst vorläufig drum für schwarze Suppen.

Wenn wir diese Epigramme lesen, erinnern wir uns unwillkürlich der Worte, die der Dichter in jungen Jahren (1821) einmal in sein Tagebuch geschrieben hat und die ein bezeichnendes Selbsterkenntnis enthalten: „Woher kommt es denn, dass ich immer einen Menschen haben muss, den ich anfeinde, auf den ich alles Schlechte, Niedrige und Abgeschmackte übertrage, das mich in der Welt anekelt, und dann den Menschen eigentlich hasse und (obwohl nur in Gedanken) verfolge, als ob er wirklich all das Hassenswerte in sich vereinigte, ob ich

mir gleich bei kaltem Blute gestehen muss, dass ich ihn in manchem unrecht tue. Und das ist immer nur ein Mensch.“

Vierzig Jahre später mochte er diese Worte längst vergessen haben, aber seine Natur war sich gleich geblieben und Gervinus ist es für mehr als ein Jahrzehnt gewesen, der von Grillparzer am meisten gehasst wurde.

Auch die Urteile Grillparzers auf dem Gebiete der Poesie sind in manchem völlig verkehrt. So hat er, um ein drastisches Beispiel herauszugreifen, die Bedeutung Heinrich Heines niemals erkannt. Der Mann war ihm unsympathisch, seine Charakterlosigkeit stiess ihn, der die Redlichkeit selber war, aufs höchste ab; aber mit dem Menschen verurteilte er auch zugleich den Dichter. Er spricht ihm wohl viel Verstand zu, „eine neuerer Zeit unter den deutschen Literatoren sehr seltene Eigenschaft.“ Was aber seine Poesie anlangt, „so hatte er wohl in seiner Jugend, der überhaupt edlere Gefühle eigen sind, poetische Erhebungen, die, verstärkt durch den Einfluss fremder Produktionen, namentlich Goethes, einige wahrhafte Gedichte zu stande brachten. Das verlor sich bald und erst am Ausgange eines dissoluten Lebens, aufs hoffnungslose Krankenlager geheftet, kam eine abgenötigte Einkehr in sich selbst, eine Erinnerung an die Jugendgefühle, vielleicht ein Wunsch, die eigene Nichtswürdigkeit vor sich selbst zu verbergen, über ihn, daher man auch von seinen Versen nur die ersten (in den Reisebildern) und einige seiner letzten als Gedichte ansprechen kann, indes man die aus der mittleren Zeit, wenn sie nicht verspottend sind, geradezu als schlecht bezeichnen muss. Wie es aber mit der

Wahrheit der Empfindung, der eigentlichen Quelle der Poesie, bei ihm steht, zeigt sich schon daraus, dass er die scheinbar wärmsten Ergüsse meistens durch eine Unfläterei oder hanswurstiges Anhängsel selbst wieder vernichtet und lächerlich macht.“ Auch Grillparzers Urteile über die deutsche Poesie des Mittelalters sind durchaus verkehrt. Ueber den genialsten Dichter jener Zeit, den grossen Wolfram von Eschenbach, dessen Parzival zu den gewaltigsten Werken der Literatur gehört, hat er eine sehr geringschätzige Meinung. Die Bemerkungen, die er über dieses Epos niederschrieb, entbehren fast jeder Berechtigung. Es mag auch hier eine Art Opposition gewesen sein, die den Dichter zu dieser Voreingenommenheit veranlasste. Stand doch gerade in jenen Tagen das Studium der mittelalterlichen Poesie in voller Blüte. Man war allgemein entzückt von diesen Werken. Das ging Grillparzen zu weit und seiner Gewohnheit gemäss opponierte er im geheimen, indem er die Werke einer vernichtenden Kritik unterzog.

Auf seine politischen Schriften will ich hier nicht näher eingehen. Dass auch sie recht verkehrte Anschauungen enthalten, wird der Leser nach dem Gesagten wohl von vornherein begreifen. Seine Darstellung der Vorgänge des Jahres 1848 gehört zu dem Schlechtesten, was je darüber geschrieben worden ist. Wir werden durch diese Arbeit aufs peinlichste berührt.

Nicht minder peinlich mutet es uns an, wenn wir den Hass sehen, mit dem Grillparzer den Dichter Friedrich Halm verfolgte. Es zeigt sich hier wiederum ein echt weiblicher Zug. Halm hatte eine Stelle in der Hofbibliothek erhalten, um die sich Grillparzer ebenfalls beworben. Das war der Grund seines Zornes,

dem er in Epigrammen, wie immer, Luft machte. Er verfasste auf Halm, der als Mensch Baron Münch hiess, unter anderm folgendes Epigramm:

Man reichte Dir die Dichterpalme
Doch hast Du nur die Dichtertünche.
Als Dichter zähltest Du unter die Halme,
Als Mensch bist Du einer der Münche.

Und als Halm am 22. Mai 1871 gestorben war, da schrieb Grillparzer, also kurz vor seinem eigenen Tode, noch die Verse nieder:

Du bist mir in allen Beförderungen zuvorgekommen,
Selbst im Tode, den ich für mich in Anspruch genommen.

Sogar übers Grab hinaus trug er es dem armen Baron Münch nach, dass er ihm jene Stelle weggeschnappt hatte.

Dieser kleinliche Hass ist nichts weniger als schön, er kann aber doch die Idealgestalt des Dichters nur wenig verdunkeln. Wer wäre ohne Schwächen und Fehler! Grillparzer aber gehört unstreitig, trotz dieser kleinen Schatten, zu den edelsten Persönlichkeiten der Weltliteratur. Seine Herzensgüte, Sittenstrenge und Lauterkeit des Charakters wiegen seine Fehler bei weitem auf. Wir fühlen uns unwillkürlich zu dem bescheidenen, schlichten Manne hingezogen, der so vielen Intrigen ausgesetzt war und dessen weiche, feinsinnige Natur in jedem Kampf mit der Welt immer von neuem unterlag.

Es ist einleuchtend, dass die weibliche Beschaffenheit seines Charakters auch auf das Liebesleben des Dichters Einfluss gehabt haben muss. Dies war in so hohem Grade der Fall, dass fast alle Biographen Grillparzers das merkwürdige Verhalten des Dichters in dieser Hinsicht als rätselhaft bezeichnen und nicht den leisesten Versuch einer tiefer gehenden psychologischen Begründung machen. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, dass das Liebesleben keines anderen Dichters auch nur entfernt so widerspruchsvoll, so unbegreiflich erscheint wie das Grillparzers. Wir werden die überraschende Tatsache feststellen, dass der Dichter, der wie kein anderer die Liebe in ihrer ganzen Gewalt besungen, in ihrer alles überwältigenden Macht und Pracht dargestellt hat, nie das wahre Glück der Liebe kennen lernte, dass nie die Leidenschaft in ihrer alles aufwühlenden Stärke an ihn herangetreten ist.

Es sei mir gestattet, das Ergebnis der folgenden Kapitel im voraus auszusprechen. Wir werden uns überzeugen, dass sich Grillparzer infolge seiner weiblichen Denk- und Empfindungsweise weit mehr zum männlichen als zum weiblichen Geschlecht hingezogen fühlte, und dass dort, wo er eine Frau zu lieben glaubte, sehr bald die Freundschaft an die Stelle der Liebe getreten ist. Das Verhältnis zu Katharina Fröhlich war nur ganz kurze Zeit wirkliche Liebe, es siegte sehr bald das weibliche Element in dem Dichter und damit erlosch

die sinnliche Zuneigung zu der Verlobten. Darin lag die Tragik in diesem Verhältnis!

Darum musste Grillparzer unvermählt bleiben. Darum ist er auch zum Hypochonder geworden. Weil er eben in seinem Liebesleben nie die tiefste, höchste Befriedigung gefunden hat, weil er in seinen Werken wohl auf das gelobte Land hingewiesen, es aber niemals selber betreten durfte, breitete sich eine unbezwingbare Schwermut über ihn aus.

So steht der Dichter vor unserem geistigen Auge als eine der unglücklichsten, zerrissensten Naturen, die es je gegeben hat, und trauernd kommt uns gerade im Hinblick auf ihn die Wahrheit des Dichterwortes zum Bewusstsein:

Der Lorbeerkrantz ist, wo er Dir erscheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glückes.

„Gäbe es eine besondere Muse für die Lebensbeschreibung,“ sagt Hieronymus Lorm, „wie es eine besondere Muse der Geschichtsschreibung gibt, eine solche Muse würde, Grillparzers Leben behandelnd, Entbehrungen an Entbehrungen reihen müssen, innere wie äussere, sie ginge mit ihrem Griffel seelischen Schmerzen und Enttäuschungen nach und die Tränen liefen ihr stromweise über die Backen.“

II.
Grillparzer und die Frauen.

„Was die Herzensangelegenheiten betrifft, so werde ich, weder jetzt noch später, ihrer im einzelnen Erwähnung machen, obwohl sie eine grosse, obwohl leider nicht förderliche Rolle in meinem Entwicklungsgange gespielt haben. Ich bin Herr meiner Geheimnisse, aber nicht der der andern. Wie jeder wohlbeschaffene Mensch fühlte ich mich von der schöneren Hälfte der Menschheit angezogen, war mit mir aber viel zu wenig zufrieden, um zu glauben, tiefe Eindrücke in kurzer Zeit hervorbringen zu können. War es aber die vage Vorstellung von Poesie und Dichter, oder selbst das Schwerflüssige meines Wesens, das, wenn es nicht abstösst, gerade aus Widerspruchsgeist anzieht: ich fand mich tief verwickelt, während ich noch glaubte, in der ersten Annäherung zu sein. Das gab nun Glück und Unglück in nächster Nähe, obwohl letzteres in verstärktem Masse, da mein eigentliches Streben doch immer dahin ging, mich in jenem ungetrübten Zustande zu erhalten, der meiner eigentlichen Göttin, der Kunst, die Annäherung nicht erschwerte, oder wohl gar unmöglich machte.“

Mit dieser merkwürdigen Aeusserung, die in der Literatur wohl ohnegleichen dasteht, geht Grillparzer in seiner Selbstbiographie über sein Liebesleben hinweg. Es scheint, als wenn er diese Worte niedergeschrieben habe, um das Dunkel, welches sich über seine Beziehungen zum weiblichen Geschlecht ausbreitet, noch

5*

mehr zu verstärken. Es gibt wohl keinen Menschen, der mit Bestimmtheit den Sinn dieser rätselhaften Worte, die offenbar reiflicher Ueberlegung entsprungen sind, angeben könnte. Gerade im Hinblick auf diese Stelle mag Hamerling sein schroffes, oben mitgeteiltes Urteil über die Selbstbiographie des Dichters gefällt haben. Der Mensch Grillparzer rückt uns durch dieselbe in der Tat nur wenig näher. Das Schamgefühl des Dichters hat ihn vor jeder Enthüllung seiner Herzensangelegenheiten zurückgehalten. Würden wir lediglich auf diese Selbstbiographie angewiesen sein, wir vermöchten nichts über sein Liebesleben zu sagen.

Glücklicherweise stehen uns noch andere Quellen zur Verfügung. Die hinterlassenen Papiere des Dichters haben uns manchen Aufschluss gegeben, auch seine Briefe, soweit sie veröffentlicht wurden, bieten wertvolle Anhaltspunkte. Ausserdem ist eine Reihe weiterer Dokumente langsam zu Tage gekommen, so dass wir heute über Grillparzers Beziehungen zum weiblichen Geschlecht vollständig unterrichtet sind. Freilich, ein Teil des Nachlasses ruht noch eingesargt bis zum Jahre 1922, aber ich glaube kaum, dass das, was uns bis jetzt noch verborgen ist, meine Auffassung über diesen Gegenstand in wesentlichen Punkten verändern wird. Wohl werden wir noch manche interessante Einzelheit erfahren, wohl wird unser Urteil noch in vieler Hinsicht vertieft und erweitert, aber doch wohl kaum umgestossen werden. Wir wissen heute so viel über das Privatleben des Dichters, dass man in der Tat die Eröffnung dieser Geheimakten nicht abzuwarten braucht.

Die Jugendjahre des Dichters zeigen uns kaum Beziehungen zu Personen des weiblichen Geschlechts. Das Verlangen und die Sehnsucht nach Liebe, die nichtsdestoweniger den Jüngling heftig beseelte, wurden in anderer Weise gestillt. Hierüber wird das nächste Kapitel eingehenden Aufschluss bieten. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, dass der Dichter in jener Zeit auch nur wenig mit Frauen in Berührung gekommen ist. Im Elternhause pflegte sich nur selten eine Gesellschaft zusammenzufinden und an grösseren Verkehr mit andren Familien war bei der Eigentümlichkeit des Vaters nicht zu denken.

Nur mit seiner Cousine Marie Rizy scheint der Jüngling manchmal zusammengekommen zu sein. Indessen lag ihm an diesem Verkehr wenig, er behandelte sie mit einem gewissen Stolz, so dass es zu einem herzlicheren Tone niemals zwischen den beiden fast gleichalterigen Menschenkindern gekommen ist. Die Gespräche, die er mit ihr führte, haben sich wohl um wissenschaftliche Streitfragen gedreht. Dem Jüngling mochte es ein Bedürfnis sein, das eben frisch Aufgenommene weiter zu tragen. Auch lieb er ihr Bücher, die sie nach echt weiblicher Eigenart erst sehr spät wieder zurückgab. Sie war ihm gleichgültig, und nach Antritt seiner Hofmeisterstelle beschränkte er sich darauf, von Zeit zu Zeit einige Zeilen an sie zu richten.

Als sich das junge Mädchen, welches schon früher zur Schwermut geneigt hatte, mit dem Gedanken be-

fasste, in ein Kloster zu treten, riet ihr Grillparzer nicht davon ab. Seiner eigenen Natur war ein derartiger Entschluss durchaus verständlich, und auch er würde sich unter anderen Lebensschicksalen vielleicht hinter Klostermauern vergraben haben. Er billigte daher den Entschluss seiner Cousine völlig und sie, die ihm bisher gleichgültig gewesen war, rückte ihm durch denselben menschlich näher. Hiervon legt uns ein kleines Gedicht Zeugnis ab, das er Marie n bei Zurückerstattung eines Buches: „Von der Nachfolge Christi“ übersandte. Die wenigen anspruchslosen Zeilen lauten:

Christus folgen? Wie mich's dränge,
Fruchtet doch mein Streben nichts;
Heimisch nur im Reich der Klänge,
Bin ich fremd im Reich des Lichts.

Meine Augen, wie erreichten
Sie ein Ziel, so hoch und fern?
Jene Strahlen, die Dir leuchten,
Blenden meinen trüben Stern.

Doch hüllt Nacht mir Christus' Pfade,
Klarer sind die Deinen mir,
Folg' Du ihm, ich folge Dir:
Dein Weg führt gewiss zur Gnade.

Marie führte ihren Entschluss nicht auf der Stelle aus, sie blieb noch einige Jahre der Welt erhalten und nahm herzlichen Anteil an den Erfolgen ihres in kurzem weltberühmt gewordenen Veters. Auch er gedachte ihrer freundlich und brachte ihr von seiner italienischen Reise ein Skapulier mit, dem er einige liebenswürdige Zeilen beifügte. Wenige Jahre später verwirklichte Marie ihre Absicht und zog sich für immer in die Einsam-

keit des Klosterlebens zurück. Grillparzer empfand hierüber kein Bedauern. Ihm erschien diese Weltflucht nicht als eine Askese. Uebte er selber doch, obwohl mitten im Leben stehend, im Grunde die gleiche Flucht vom Leben. Schloss er sich doch oft genug Wochen und Monate lang in seinem Zimmer ein, um sich seinen Studien hinzugeben. Er war ein Einsiedler, ein Mönch, wenn er auch nicht einer Klostervereinigung angehörte. Das Schicksal dieser beiden seltsamen Menschenkinder wies eine deutliche Analogie auf. Darum enthalten die Verse, die er der scheidenden Freundin ins Stammbuch schrieb, einen tiefen Sinn:

Das bittere Gefühl, wie arm dies Leben,
Wie ungenügend ird'schen Glückes Gunst,
Derselbe Wunsch, das nämliche Bestreben
Gab Dich dem Glauben, mich der Kunst.
Ob scheinbar gleich sich unsre Pfade scheiden,
Sie geh'n aus einem Punkt in gleiche Fernen, und
Ist nur die Welt ein abgeschlossnes Rund —
So müssen irgendwo die Linien sich schneiden.

Die Ursache, weshalb diese beiden Menschen sich nicht näher getreten sind, weshalb es nur bei der Freundschaft blieb und das Gefühl der Liebe weder auf der einen noch auf der anderen Seite erwachte, lag eben in der völligen Uebereinstimmung der Gefühle.

Liebe pflegen wir zu den Personen zu empfinden, die unsere eigenen Fehler nicht besitzen. Dass sie dafür andere Fehler ihr eigen nennen, übersehen wir oder nehmen es mit in Kauf. Wir suchen eine Ergänzung zu unserem Wesen, wir fühlen es, dass wir nur eine Hälfte darstellen, und in dem Streben nach Vervollkommnung erwacht die Zuneigung zu anderen Menschen in

uns. Niemand achtet und schätzt den Mut mehr als der Furchtsame, niemand bewundert die Kraft und Entschlossenheit mehr als der Schwächling, niemand liebt die heitere weltfreudige Gemütsstimmung mehr als der Hypochonder. Er sucht diese Eigenschaften, und er fühlt sich zu Trägern derselben hingezogen. Darauf beruht die seelische Sympathie zwischen den beiden Geschlechtern. Eben weil jedes Geschlecht Eigenschaften besitzt, die dem anderen fehlen, kommt es auch ohne jeden sexuellen Gedanken zu einer geistigen Anziehung zwischen denselben. Hier haben wir die Grundlage der Liebe zu suchen.

Weil Grillparzer von den männlichen Eigenschaften wenig besass, liebte er im Gegensatz zu der Mehrzahl der Männer die spezifisch weiblichen Eigenschaften, die ihm ja selber anhafteten, nur wenig, er suchte die männliche Entschlossenheit und Energie. Darum hat er sich, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, notgedrungen zu Personen des eigenen Geschlechtes hingezogen gefühlt. Dort aber, wo er für eine Frau Zuneigung empfunden hat, handelte es sich immer um solche Personen, die wenig Weibliches in sich trugen, die den männlichen Typus besaßen. Marie Rízy aber war eine durchaus weibliche Natur und darum blieb das Verhältnis zwischen ihr und dem Dichter ein rein freundschaftliches.

Die erste Liebesaffäre, in die Grillparzer ohne seine Schuld verstrickt wurde, hatte einen tragikomischen Charakter. Um sich und seiner Mutter den Lebensunterhalt zu verschaffen, hatte er kurz nach dem Tode des Vaters in einer gräflichen Familie eine Hofmeisterstelle angenommen. Zu dieser gehörte auch eine Nichte, die

im Kloster erzogen und von den Verwandten zu sich genommen worden war. Das junge Mädchen, welches weder hübsch noch geistvoll, aber herzensgut und heiter war, fühlte sich zu dem schwermütigen jungen Manne hingezogen, ohne dass dieser davon etwas bemerkt hätte, und das Gefühl der Liebe erwachte in ihr zum ersten Male. Als nun Grillparzer in eine schwere Krankheit verfiel und in dem gräflichen Hause von der Armut seiner Mutter die Rede war, wurde die Komtesse tief gerührt, packte ihren kleinen Schmuck zusammen, und gab ihn ihrer Kammerjungfer, die ihn heimlich und ohne zu sagen von wem Grillparzers Mutter überbringen sollte. Die Kammerjungfer aber brachte die Sache vor den Grafen, der natürlich diese Absicht durchkreuzte und seiner Nichte derartige Streiche entschieden verbot. Er war tief entrüstet über diese Liebestat und liess auch den Erzieher nach dessen Genesung seinen Zorn entgelten.

Wie die junge Gräfin ihren Liebeskummer ertragen hat, wissen wir nicht. Sie hatte auf Grillparzer nicht den geringsten Eindruck gemacht.

Aber auch er sollte bald darauf Amors Pfeile verspüren. Seine erste Liebe hiess Antonie. Er war damals 17 Jahre alt. Schon diese Leidenschaft weist alle charakteristischen Züge seiner späteren Liebschaften auf. Er empfand für Antonie eine derartige Glut, dass seine Eifersucht ihn fast „zur Klasse der wilden Tiere“ herabsetzte. Ein eifriges Gespräch der Geliebten mit einem Fremden versetzte ihn in Wut. Ihr Lob aus einem fremden Munde machte ihn für immer zu einem Todfeind des Lobenden. Wenn sie eines anderen Mannes mit einiger Wärme erwähnte, war es um seine Ruhe geschehen. Als

ein Fremder Antoinetten küssen wollte, bebte und zitterte er wie ein Liebernder, seine Zähne waren zusammengebissen, seine Hände geballt. Noch im gleichen Jahre aber finden wir in seinem Tagebuche die Bemerkung: „Es ist doch eine sonderbare Sache um das menschliche Herz. Ich liebte A. nie oder wenn ich sie liebte, so waren es höchstens zwei Tage; sie ward mir mit jeder Stunde gleichgültiger, und die Liebe erstarb mir wie eine erlöschende Lampe.“ Die Nachricht, dass Antonie sich verheiraten würde, liess ihn völlig kalt. Er bedauerte sie und war in seiner jugendlichen Eitelkeit überzeugt, dass das Mädchen nur aus Rache, sich von ihm verschmäht zu sehen, einem ungeliebten Manne die Hand gereicht habe.

Wir beobachten also bei dieser Jugendliebe eine plötzlich erwachende, mächtige Leidenschaft, die sich in kürzester Zeit bei näherer Bekanntschaft mit der Geliebten ebenso schnell wieder legt. Das ist das Typische, wie wir es im Liebesleben des Dichters immer von neuem antreffen werden.

Höchst eigenartig war die zweite grosse Leidenschaft, die den Dichter einige Jahre später erfüllte. Grillparzer, der die Liebe zur Musik von seiner Mutter geerbt hatte, pflegte in jener Zeit, so oft es seine Mittel ermöglichten, die Oper zu besuchen. Nun trat damals in Mozarts Figaro eine Theatersängerin als Cherubin auf, die sich ebenso durch die Schönheit ihrer Stimme als die Anmut ihrer Gestalt vor den übrigen Mitgliedern der Bühne auszeichnete. Diese Sängerin machte nun auf Grillparzer einen tiefen Eindruck. Der Grund hierzu lag wohl darin, dass die Schauspielerin — in

Knabenkleidern durch ihre Rolle aufzutreten gezwungen war. Wir werden uns ja noch des näheren überzeugen, dass der Dichter gerade in jenen Jahren zu jungen Männern sich hingezogen fühlte. Diese Doppelgeschlechtlichkeit der Schauspielerin stachelte nun seine Leidenschaft zu dem höchsten Grade an, deren sie überhaupt fähig war, und es entstand das folgende Gedicht, dessen Frische und sinnliche Glut im Verein mit der Schönheit der Sprache, ihm einen dauernden Wert verleiht:

C h e r u b i n .

Wer bist Du, die in meines Herzens Tiefen,
Die nie der Liebe Sonnenblick durchstrahlt,
Mit unbekannter Zaubermacht ge Griffen?
Wer bist Du, süsse, reizende Gestalt?
Gefühle, die im Grund der Seele schliefen,
Hast Du geweckt mit magischer Gewalt,
Gefesselt ist mein ganzes, tiefstes Wesen,
Und Kraft und Wille fehlt, das Band zu lösen.

Seh ich der Glieder zarte Fülle prangen,
Entstellt durchs schön geschmückte Knabenkleid,
Das süsse Rot der schamgefärbten Wangen,
Die blöde, knabenhafte Schüchternheit,
Das dunkle, erst erwachende Verlangen,
Das brennend wünscht und zu begehren scheut,
Den Flammenblick, scheu in den Grund gegraben:
So scheinst Du mir der reizendste der Knaben!

Doch seh ich dieses Busens Wallen wieder,
Verräterisch durchs neid'sche Kleid gebläht,
Des Nackens Silber, gleich des Schwans Gefieder,
Vom reichen, seidnen Lockenhaar umweht,
Hör' ich den hellen Klang der Zauberlieder,
Und was ein jeder Sinn noch leis erspäht,
Horch' ich des Herzens ahnungsvollen Tönen:
So nenn' ich Dich die Krone aller Schönen.

Schlicht' diesen Streit von kämpfenden Gefühlen,
Bezähme dieses siedend heisse Blut,
Lass meinen Blick in diesen Reizen wühlen,
Lass mich der Lippen fieberische Glut
In dieses Busens regen Wellen kühlen,
Und meiner Küsse räuberische Flut
Soll das Geheimnis Dir im Sturm entreissen,
Welch ein Geschlecht Du würdigst sein zu heissen.

Dieses Gedicht, das übrigens das erotischste ist, was Grillparzer je geschrieben hat, so dass der alternde Dichter darüber das Urteil fällte, dass „die Glut darin ein wenig an das Verrückte, wohl gar Unsittliche streifte“, schloss er ein, und nichts in der Welt hätte ihn vermögen können, es jemandem mitzuteilen. Die Leidenschaft, deren er eben überhaupt fähig, war nicht allzu gross. Auch mochte das Gefühl, dem das Gedicht seinen Ursprung verdankte, nur ein vorübergehendes gewesen sein, das eben nur so lange anhielt, als die Sängerin Knabenrollen spielte; denn darin lag ja, wie es auch das Gedicht ausspricht, der sinnliche Reiz, den sie auf ihn ausübte. Vielleicht hatte er in dichterischer Begeisterung seine leidenschaftliche Glut weit stärker ausgemalt, als sie wirklich war; denn sonst hätte er doch wohl bei all seiner Schüchternheit wenigstens den leisesten Versuch einer Annäherung gemacht. Das fiel ihm nicht entfernt ein.

Aber damit ist die Schilderung dieses Verhältnisses noch nicht beendet. Das Seltsamste kommt noch. Dieses Gedicht wurde durch einen Zufall, ohne dass der Dichter eine Ahnung davon gehabt hätte, jener Schauspielerin ohne Nennung des Verfassers in die Hände gespielt und diese verliebte sich sterblich in den Autor. Sie wurde darüber wie wahnsinnig und bot alles auf, um den Verfasser ausfindig zu machen. Sie erklärte offen, dass sie

dem unbekanntem Sänger ohne weiteres gewähren würde, um was er so schön bitte. Es half ihr nichts. Sie hat nie erfahren, wer der Verfasser war, und ihm selber ist diese ganze Erzählung erst viel später zu Ohren gekommen, als sich seine Leidenschaft längst gelegt hatte.

Ob es besser für ihn gewesen wäre, wenn er damals die heisse verzehrende Glut gekühlt hätte? Ich glaube kaum. Durch diese Schicksalsfügung ist ihm eine Enttäuschung erspart geblieben, von der er sich wahrscheinlich nie erholt hätte. Es wäre ihm schon hier dasselbe begegnet, was im späteren Leben immer sein Los gewesen ist. Sobald er dem geliebten Weibe näher trat, entwickelte sich in ihm instinktiv eine Abneigung, die immer stärker wurde und schliesslich das Gefühl der Liebe ganz zum Schweigen brachte.

Auch würde Grillparzer, selbst wenn die Schauspielerin seine Autorschaft ausfindig gemacht hätte, wohl kaum die dargebotene Gelegenheit benutzt haben. Das Rein-Körperliche lag seiner Natur fern, und er ist niemals zu einer Frau in intimere Beziehungen getreten. Alle gegenteiligen Behauptungen entbehren jeder Unterlage und legen nur von dem Bestreben der Menschen Kunde ab, das Erhabne in den Staub zu ziehn.

Eine Keuschheit des Körpers wie des Geistes war dem Dichter immerdar eigen, die sich in seinen Werken leuchtend abspiegelt.

Aber es muss doch auch betont werden, dass diese übermenschliche Reinheit, die sich Grillparzer sein ganzes Leben lang selbst starken Versuchungen gegenüber bewahrte, etwas Anormales an sich hat, um so mehr, als es in dem Dichter zu eigentlichen seelischen Konflikten niemals gekommen ist. Einen Kampf mit der Leidenschaft

hat er nicht gekannt. Seine ganze Organisation und Charakteranlage schloss den Geschlechtsverkehr einfach aus. Er hat nie in seinem Leben derartig sinnlich geliebt, dass in ihm auch nur der Wunsch erwacht wäre, in sexuelle Beziehungen zu einer Frau zu treten. Sobald sich ihm eine Frau leidenschaftlich zu nähern begann, gewann das Weibliche seines Wesens die Oberhand, er fühlte sich abgestossen, und mit der Liebe war es vorbei. Die Spaltung seines Gemüts, der Widerstreit der beiden Geschlechter in ihm zerstörte und vernichtete ebenso sein Liebesleben, wie er seine Schaffenskraft gelähmt hat.

Als sich die ersten Lorbeern um die Stirn des jugendlichen Dichters wanden, wurde natürlich die gute Gesellschaft Wiens auf ihn aufmerksam und legte den Wunsch, ihn näher kennen zu lernen. Wohl oder übel musste sich Grillparzer entschliessen, aus der Einsamkeit hervorzutreten. Sein Protektor Schreyvogel führte ihn in das Haus der Romanschriftstellerin Karoline Pichler ein, die die literarischen Grössen jener Tage in ihrer Wohnung vereinigte, ähnlich wie Rahel Varnhagen den Mittelpunkt der schöngeistigen Kreise Berlins bildete. Die „schwatzhafte Literaturbase“, wie Karoline Pichler von einem Schriftsteller bezeichnet worden ist, hat uns in den „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben“, die im Jahre 1844 erschienen, und sich nicht durch übermässigen Geist auszeichnen, einiges über das Verhalten des jungen Grillparzer in ihrem Hause mitgeteilt. Der Dichter machte allgemein einen sehr günstigen Eindruck. Man mochte wohl erwartet haben, einen durch den unerhörten Erfolg aufgeblasenen jungen Mann zu finden, und war angenehm überrascht von der Bescheidenheit und Schüchternheit, die aus dem ganzen Wesen des Dichters sprach. Der durchgeistigte Ausdruck seiner Züge, der Ruhm, dessen er sich erfreute, sein angenehmes, sympathisches Aeusserer, alles vereinigte sich, um ihm zur allgemeinen Beliebtheit zu verhelfen.

In besonders freundschaftliche Beziehungen trat er zu der Tochter des Hauses, Charlotte Pichler, die

für ihn vielleicht ein tieferes Gefühl empfunden hat. Er aber begnügte sich damit, mit ihr hin und wieder nach Tisch vierhändig Klavier zu spielen.

Charlotte mag einmal das Gespräch darauf gebracht haben, dass sie, die Tochter einer berühmten Dichterin, für die Dichtkunst völlig unbegabt wäre. Dies gab Grillparzer Gelegenheit, ihr die folgenden Verse zu widmen:

Kunstabfassen und unverzagt,
Feder und Farben und Stift in den Taschen,
Ziehen sie aus in wilder Jagd,
Unschuld und Reiz und Natur zu erhaschen.

Was er erhascht und was er erringt,
Jeder fein fleissig zu Buche bringt,
Um in des Winters Frieren und Härmen
Sich an dem köstlichen Labsal zu wärmen.

Wie? Und nur Du mehrst nicht ihre Zahl?
Schättest Du nicht, wonach jene geizen?
Kann Dich Natur und Unschuld nicht reizen?
Oder wär's hier wie im Bildersaal?

Alles rennt dort und hascht nach Kopien;
Einer nur will sich nicht viel bemühen —
„Trägt er im Busen ein Herz von Stahl?“
Nei. — er besitzt das Original! —

Wüssten wir es nicht auch sonst, so würden uns diese wenigen Verse die Gewissheit bieten, dass Grillparzer für Charlotte keinerlei Liebe empfunden hat. Aus diesem Gedicht spricht kein wärmeres Gefühl, es handelt sich hier lediglich um eine liebenswürdige Aufmerksamkeit, die er der Tochter des Hauses erweisen wollte, um harmlose Gelegenheitsverse.



Toni Adamberger.

Nach dem von Monsorno auf Elfenbein gemalten Original.

Charlotte war nicht die einzige, die von der Anmut seines Wesens und der Schwermut seines Gemüts angezogen wurde. Viel Liebe und Begeisterung brachten die Wienerinnen dem Dichter allgemein entgegen. Einen Beweis hierfür geben uns die Aufzeichnungen Toni Adambergers,*) die einige Jahre später Gelegenheit hatte, den Dichter auf seiner Rückreise von Deutschland in St. Florian kennen zu lernen. Toni, die Tochter einer weltberühmten Schauspielerin, die selber vor ihrer Verheiratung auf der Bühne die grossartigsten Triumphe gefeiert hatte, machte auf den Dichter durch ihren wunderbar schönen Gesang einen tiefen Eindruck. Es ist nicht uninteressant zu sehen, welche Gefühle die geistvolle Künstlerin dem Dichter entgegenbrachte und wie sich dieser bei einer solchen unerwarteten Begegnung zu geben pflegte. Toni schreibt darüber folgendes:

„Eines Tages kam ich in St. Florian zu Tische und fand ihn (Grillparzer) bei meinem Schwager. Wie und mit wem er gekommen war, weiss ich nicht mehr: ich erinnere mich nur deutlich, dass ich mich kaum laut zu reden getraute, weil seine Gegenwart mir so sehr imponierte, dass ich fürchtete, dieses zart und fein besaitete Gemüt durch irgend einen Gemeinplatz zu verletzen, denn dass er melancholisch und leicht verletzlich sei, wusste ich wohl. Kurz, ich wagte kaum, mich in das Gespräch zu mischen, bis später seine Natürlichkeit und der Takt meines

*) Toni ist in der Literatur bekannt als die unglückliche Braut Theodor Körners. Später heiratete sie den Ritter von Arneth, mit dem sie eine sehr glückliche Ehe geführt hat. Als Gattin und Mutter begegnen wir ihr in dieser Schilderung. Alfred von Arneth, der grosse österreichische Historiker, ist ihr Sohn.

Rau, Franz Grillparzer.

Schwagers, der von hundert Dingen sprach, nur nicht von der Kunst, ihn warm machte und auch mir die Last vom Herzen nahm.

Nachmittags wurde Musik gemacht, und ich sang mit vielem Vergnügen Schubertsche Lieder. Da Grillparzer gründlich musikalisch ist, so wusste er diesem, nach meiner Meinung ausgezeichnetsten Liederkomponisten aufs tiefste nachzuempfinden. Nach den Müllerliedern, nach manchem heiteren Liede brachte ich Wilhelm Meister, und — verzeiht mir die Eitelkeit — nie werde ich den Augenblick vergessen. Nachdem ich das Lied des Harfners: „Wer sich der Einsamkeit ergibt“, vollendet hatte, und er ganz in sich gekehrt so dasass und vor sich hinblickte, sagte jemand: „Das ist ein herrliches Lied!“ Da sah er mich wie verwundert an und sagte leise: „Ja man weiss nicht, wo man genug hinhorchen soll, auf diese Stimme, diese Komposition oder auf diese Worte.“ War das Lob? Um keinen Preis hätte ich irgend ein Wort herausgebracht, so tief erfreute mich seine Aeusserung. Und nun kam erst der Abend heran. Nach einem kurzen Spaziergange kehrten wir bald zurück und verfügten uns in die Kirche, die vortreffliche Orgel zu hören, was am Vormittage nicht möglich gewesen, weil der ausgezeichnete Organist Kattinger nicht zu Hause war, ausserdem Gemäldegalerie und Bibliothek diese Stunden weggenommen hatten und der verehrte Gast am nächsten Morgen mit dem frühesten wieder abreisen musste. Kattinger war ebenfalls hocherfreut, vor einem so eminenten Musikkenner und eifrigen Verehrer Beethovens spielen zu können dürfen. Wie ein Sturm brausten die Orgelklänge daher, denn er verstand es wahrlich, diesen Wald von Tönen zu be-

meistern. Das Flöten der Nächtigall, das Schmetterln der Lerche, die Gesänge der Andacht sowie das Posaunen des Weltgerichtes und der Schlachtenruf der Völker, alles das schien ihm da untertan. Die Kirche war ganz dunkel geworden, tiefe Stille umgab uns, man hörte atmen. Da präludierte Kattinger Schuberts „Ave Maria“ und in heiliger Scheu und Ehrfurcht sang ich besser als je zuvor und inniger als jemals nachher dieses herrliche Lied. Was sage ich Lied? Diesen Hymnus, diesen Sphären-gesang, dieses Tongebet, das später nie mehr erreicht worden ist.

Ich war so tief ergriffen, dass mir die Tränen über die Wangen liefen und manchen Ton verschlangen; mein Schwager hatte es von mir verlangt, sonst hätte ich es nie gewagt. Es war das erste und letzte Mal, dass ich ganz allein und zu solcher Zeit in der Kirche sang. Als ich vom Chor zurückkam, sagte mir Grillparzer, der begeisterte Dichter, der liebe, brave, melancholische Mensch: „Das ist ein schöner Tag.“ Wie beglückte mich dieses Wort, wie tief drang es mir ins Herz! Was haben doch so hochbegabte Menschen für einen Reichtum in ihrer Macht. Kein Kaiser hätte mir eine solche Freude bereiten können. Er, der seltene Dichter, dem so viele Menschen so herrliche Stunden des Entzückens verdankten, er hatte einen schönen Tag gehabt, und ich hatte ihm diesen Tag verschönert, fürwahr ein Gedanke, der mich mit tiefster und reinster Freude durchdrang.“

Man sieht aus dieser Schilderung, wie begeistert die gebildeten Frauen Wiens damals zu dem Dichter emporblickten. Ihm aber behagten die Triumphe, die er in der Gesellschaft feierte, wenig.

Ein Salonheld zu werden, war begreiflicherweise nicht

6*

das Ziel des Dichters und er sehnte sich nach seiner Einsamkeit, aus der man ihn so gewaltsam herausgerissen hatte. So brach er denn plötzlich die frischgeknüpften Beziehungen wieder ab und zog sich ganz auf sich selbst zurück. Er lebte mit seiner Mutter wieder wie früher ruhig und einsam und gewann den verloren gegangenen Frieden seiner Seele von neuem.

Da starb seine heissgeliebte Mutter unter Umständen, die selbst eine stärkere Natur als die Grillparzers in den tiefsten Tiefen der Seele erschüttert hätten. Der Dichter war nahe daran, gemütskrank zu werden, der Zusammenbruch seiner Nervenkraft stand bevor. Nun war er völlig einsam in der Welt, die einzige Vertraute seines Herzens war für immer geschieden. Er sehnte sich nach Anteilnahme, er fürchtete sich geradezu vor der Einsamkeit und reumütig kehrte er in seiner Verzweiflung in das Haus Karoline Pichlers zurück, wo man ihn freundlich von neuem aufnahm und seinen Leiden das tiefste Verständnis entgegenbrachte. Karoline ist ihm damals eine treue mütterliche Freundin gewesen, und mit tiefer Wehmut las er die 1844 von ihr herausgegebene Selbstbiographie, in der sie das Verhalten des Dichters in jener Zeit schildert.

Noch herzlicher gestaltete sich das Verhältnis zu einer anderen Frau, die er auf seiner Badereise nach Gastein im Jahre 1818 bereits kennen gelernt hatte, die ihm aber ebenfalls erst nach dem Tode der Mutter näher rückte.

Es war die nur um drei Jahre ältere Gattin des Appellationsrates v. Verhovitz, Josephine v. Verhovitz, eine Frau, die auf den Dichter einen ungeheuren Einfluss ausgeübt hat und zu der er eine tiefe innige Zuneigung empfunden hat. Josephine muss in der Tat eine wunder-

bare Frau gewesen sein. Sie stand seinem Herzen unendlich nahe. Das höchste Gefühl der Freundschaft hegte er für sie, er liebte sie zärtlich, nur war es keine sinnliche Liebe. Josephine ist durch den Dichter unsterblich geworden. Sein Gedicht: „Abschied“ setzt ihr, von der wir sonst fast nichts mehr wissen, ein unvergängliches Denkmal. Darin heisst es:

O Frau! Du warest Mutter mir —
Die meine schlummert tief —
Dein mahndend Wort kam wie von ihr,
Dein Ruf war, wie sie rief.

O Frau! Du warst die Schwester mein,
Zwar Schwestern hatt' ich nie;
Doch malte mir's so lieb und fein
Gefühl und Phantasie.

Im andern seiner sich zu freun,
Und anderer in sich,
Zu zweien und doch eins zu sein,
Verbunden inniglich.

Diese Verse zeigen zur Genüge, wie es sich in diesem Verhältnis um eine rein seelische Zuneigung gehandelt hat. Jede frivole Deutung desselben ist angesichts dieses herrlichen Gedichtes einfach ausgeschlossen. In den weiteren Versen gibt der Dichter seinem Schmerz über seine Vereinsamung ergreifenden Ausdruck:

Ich aber, Frau! Ich hab' kein Haus,
Kein Band, das Liebe flicht;
Die Mutter trugen sie hinaus,
Und Schwestern kannt' ich nicht.

Mir bleibt wohl keine andre Wahl,
Muss denken spät und früh —
Gott segne Dich zu tausendmal!
Frau, Dein vergess' ich nie.

Es sind uns einige Briefe Josephines an den Dichter erhalten geblieben, die eine rein mütterliche Zärtlichkeit ausdrücken. Die Ueberschriften lauten: „Lieber Herr Sohn“, „liebes Kind“, „lieber Sohn“. Sie nennt sich seine „ergebene Freundin und Mutter“. Später schloß der Verkehr mit ihr vollständig ein.

Während wir somit drei Frauen kennen gelernt haben, die für den Dichter rein freundschaftliche Gefühle hegten, gab es andere, die von heisser Liebe zu dem berühmten Manne ergriffen wurden. Sein Wesen war ja entschieden liebenswert und gewinnend, seine kindliche Unbeholfenheit, die Güte seines Herzens, die sich nie verleugnete, dazu seine rührende Bescheidenheit mußten auf Frauen einen tiefen Eindruck machen, und so mag der Dichter manches Herz gebrochen haben, ohne es auch nur zu ahnen.

Einmal jedoch hat er von einer solchen heimlichen Liebe Kenntnis erhalten, und da war das junge Mädchen, welches ihr Herz an ihn verloren hatte, bereits tot. Es ist dies eins der merkwürdigsten Erlebnisse, das dem Dichter begegnet ist, so seltsam, dass es fast einem Roman und nicht der Wirklichkeit entnommen zu sein scheint.

Grillparzer verkehrte zuweilen im Hause des preussischen Legationsrates und grossherzoglich-weimarschen Geschäftsträgers Peier Ritter von Piquot in Wien, stellte aber schliesslich die Besuche ein, weil ihm der gezwungene Ton in diesem Hause nicht behagte und er auch fürchten mochte, dass die Welt ein näheres Verhältnis zwischen ihm und Marie, der Tochter des Hauses, annehmen könnte. Obwohl Marie nach Grillparzers eigener Angabe ein geistreiches, gebildetes, gutes Mäd-

chen war und auch körperlich durchaus den Begriffen von Schönheit entsprach, hatte sie doch auf ihn nicht den geringsten Eindruck gemacht. Sie war ihm vollkommen gleichgültig und selbst ihr plötzlicher Tod erschütterte ihn lediglich durch das Unerwartete. Er machte sich selber ernstliche Vorwürfe über seine Gemütsroheit, und sah seine Gleichgültigkeit als einen neuen Beweis „für eine seit einiger Zeit nur zu deutlich empfundene Verhärtung des Herzens“ an. Um zu sehen, wie weit seine Gefühllosigkeit ginge, wohnte er der Leichenfeier bei. Als er alle Menschen um sich in Tränen aufgelöst sah, wurde auch er von Rührung ergriffen, aber es war nicht der Schmerz über die Dahingegangene, sondern vielmehr die uralte Klage des Menschengeschlechts, dass der Tod immer und überall Allsieger im Streit bleibt, dass alles Geschaffene der Vernichtung anheimfällt. Mit diesen Gedanken beschäftigt, vergass Grillparzer, wo er sich befand, sah und hörte nichts mehr von dem, was geschah und verliess fast mechanisch mit den übrigen Teilnehmern die Kirche.

Sechs Wochen nach dem Tode Maries kam der Bruder der Dahingegangenen zu Grillparzer und bat ihn unter Tränen, den nächsten Tag zu seinen Eltern zu kommen, Grillparzer ging hin und erfuhr von der Mutter Maries, dass diese ein Testament hinterlassen habe, in welchem sie ihre Liebe zu dem Dichter rückhaltslos bekannte. In demselben hiess es: „Ja ich habe ihn wahrhaft, mit aller Kraft meiner Seele geliebt, und obgleich er meine Liebe nicht erwidert, ja nicht einmal geahnt hat, so verliert er doch viel an mir, denn bei seinem Mangel an den äusseren Vorzügen, die das weibliche Geschlecht meist ausschliessend anziehen, wird er

nicht leicht ein Weib finden, die ihn so heiss, so unaussprechlich liebt, umsomehr, da vielleicht nicht viele Menschen eines solchen Grades von Liebe überhaupt fähig sind. Es ist, ich gestehe es, ein heisser Wunsch von mir, dass er ein Geschenk von mir als Andenken behalte, und bestimme dazu sein von mir gezeichnetes Bild, und dass er einen, wenn auch noch so kurzen Nachruf an mich dichte, nicht als Grabschrift, sondern um in den Händen meiner Familie zu bleiben. Sagt ihm, oder lasst ihn wenigstens erraten, dass ich ihn geliebt und dass ich das von ihm fordere gleichsam als Ersatz für die unsäglichen Leiden, die er, ohne es zu wissen und zu wollen, mir verursacht. Sagt es ihm ja, denn dann wird er mir doch vielleicht eine Träne des Mitleids, des Schmerzes nachweinen und diese Idee hat für mich etwas unendlich tröstendes, so wie mir im Gegenteil der Gedanke, ganz unbedauert von ihm zu sterben, schrecklich ist. . . .

Sage meiner geliebten Mutter (der Brief ist an ihren Bruder gerichtet), dass ich ihr sterbend meinen Tasso anempfehle, sie soll ihn als ein teures Vermächtnis von mir ansehen und ihn nie verlassen, sie soll als mütterliche Freundin für den Armen sorgen, der doch so gut als allein steht in der Welt und der gewiss viele Bewunderer, aber vielleicht nicht einen einzigen wahren sorgenden Freund hat.

Es wäre sehr schön, wenn ihr ihn ins Quartier nähmt, um ganz für ihn zu Gesundheit und seine Stimmung wie für die eines Sohnes zu sorgen, die Welt kann nichts dawider einwenden, da ich tot bin. Noch einmal, sorgt mir für meinen Grillparzer.“

Man sollte annehmen, dass der Dichter von diesen Eröffnungen aufs tiefste erschüttert und ergriffen worden wäre, aber das direkte Gegenteil war der Fall. Hören

wir seine eigenen Worte: „Das erzählte mir nun die alte Mutter; klagte mich bald an, umarmte mich dann wieder, nannte mich Sohn. Die Tochter hatte in ihrem letzten Willen die Eltern gebeten, dass sie für mich sorgen, mich in ihr Haus nehmen, Verwandtenstelle an mir vertreten sollten; das alles ward mir angeboten — und ich? Kalt, zerstreut hörte ich das alles an, schlug aus, lehnte ab, spielte ein wenig Komödie, ward aber keiner Träne Meister und war froh, als ich wieder gehen konnte. Angegriffen hat es mich wohl, aber, weil ich sonst die Frau etwas geziert und outriert in ihren Empfindungen gekannt habe, so konnte ich doch eines unangenehmen Gefühles nicht los werden, obgleich bittere Tränen die Wahrheit ihrer Reden nur zu sehr beurkundeten.

Verständige Menschen haben es nicht für schlechthin unmöglich gehalten, dass Abgeschiedene nach ihrem Tode den Rückgebliebenen erscheinen können. Ich habe an dem Gegenteile wohl nie im Ernste gezweifelt, halte es aber jetzt für apodiktisch unmöglich. Denn wäre es möglich, Marie P. würde mir gewiss erschienen sein.“

Das ist alles, was Grillparzer für das unglückliche Mädchen übrig hatte. Die Tragik dieses ganzen Verhältnisses, das unendlich Rührende, welches darin lag, kam ihm überhaupt nicht zum Bewusstsein. Er hatte nicht ein Wort des Bedauerns für die schöne Menschenpflanze, deren Lebensglück er unabsichtlich zerstört hatte. Selbst der Nachruf, den er ihr widmete, geriet kurz und trocken. Er lautet:

Jung ging sie aus der Welt; Zwar ohne Genuss, dafür aber auch ohne Reue.

Ihn stiess eben das Echtweibliche, wie es Marien eigen war und in ihren Handlungen hervortrat, aufs äusserste ab. Er, der selber lediglich des passiven Heroismus, der Duldung und Hingebung fähig war, konnte die gleichen Eigenschaften niemals schätzen. Marie war ein Weib im edelsten Sinne des Wortes, deshalb liess sie den Dichter kalt.

Sie hatte sich geirrt, wenn sie glaubte, dass Grillparzer nicht wieder eine Frau finden würde, die ihn so heiss, so unaussprechlich wie sie selber lieben würde. Grillparzer ist noch von einer Reihe von Frauen geliebt worden und er hat diese Liebe, so weit es seine Natur zuliess, erwidert. Immer aber sehen wir, wie alle diese Verhältnisse nicht von Dauer sind, wie Grillparzer sehr bald in seiner Liebe nachlässt und ernüchtert wird.

Er hat sich mit dieser Eigentümlichkeit seiner Seele notgedrungen eingehend beschäftigt. Unterschied er sich doch in dieser Hinsicht so völlig von den übrigen Menschen. Jene mächtige Glut der Sinne, wie sie die Dichter aller Zeiten besungen haben, hat er nie kennen gelernt. Er hat im Grunde, wie Moritz Necker einmal sagt, nur eine einzige Frau Zeit seines Lebens geliebt: seine Muse. „Wenn sie ihn mit ihrer erdentrückenden Begeisterung besuchte, dann war er glücklich, dann war er gross, wirklich ganz er selbst.“ Alle anderen Frauen, denen er nahe trat, konnten ihn nur kurze Zeit fesseln, so dass er sich als einen Wahnsinnigen in dieser Hinsicht bezeichnet. „Wenn ich je dazu kommen sollte,“ heisst es in einer Tagebuchaufzeichnung aus dem Jahre 1827, „— aber ich werde es nie tun — die Geschichte der Folge meiner inneren Zustände niederzuschreiben, so würde man glauben, die Krankheitsgeschichte eines Wahnsinnigen zu lesen. Das



Franz Grillparzer.

Nach einem Miniaturporträt von M. Daffinger.

Unzusammenhängende, Widersprechende, Launenhafte, Stossweise darin übersteigt alle Vorstellung. Heute Eis, morgen Feuer und Flammen. Jetzt geistig und physisch unmächtig, gleich darauf überfliegend, unbegrenzt.

Und zu dem allen noch nicht im stande, sich von etwas anderm bestimmen zu lassen, als von der sprungweisen Aufeinanderfolge des eigenen verstockten Ideenganges. So war es bei mir auch immer mit dem, was andere Leute Liebe nennen. Von dem Augenblick an, als der teilnehmende Gegenstand nicht mehr haarscharf in die Umrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte, warf ihn auch mein Gefühl als ein Fremdartiges so unwiderruflich aus, dass meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu erhalten, verlorene Mühe waren. Ich habe auf diese Art bei Weibern schon oft die Rolle des Betrügers gespielt, und ich hätte doch jederzeit mein Alles gegeben, wenn mir möglich gewesen wäre, ihnen zusein, was sie wünschten.“ Es war ihm nicht möglich, aber der Grund, den er für sein Verhalten angibt, ist offenbar falsch. Darin besteht eben das Wesen der echten Liebe, dass sie den ganzen Menschen gefangen nimmt, dass sie ihm zu kritischen Betrachtungen irgend welcher Art keine Möglichkeit gewährt. Wer im Sinne Grillparzers liebt, liebt in Wahrheit überhaupt nicht. Es ist nur ein ästhetisches Wohlgefallen, dass er an den moralischen oder körperlichen Eigenschaften einer Frau empfindet. Es ist das Interesse des schaffenden Künstlers, aber nicht das des liebeberglühenden Jünglings. Wenn der Dichter daher einmal sagte: „Ich bin der Liebe nicht fähig,“ so entsprach das der Wahrheit. Die

Geschlechtsliebe, wie sie mit alles überwältigender Stärke an jeden Menschen heranzutreten pflegt, hat er in der Tat nie kennen gelernt.

Auch offenbart sein Liebesleben genau dieselbe Inaktivität, die wir in seinem sonstigen Verhalten beobachtet haben. Auch hier hat er sich von den Verhältnissen treiben lassen und sich nach seiner eigenen Versicherung nie einem Weibe genähert, das nicht vorher sich ihm genähert hätte. Er offenbart in dieser Hinsicht eine gewisse Aehnlichkeit mit Lord Byron, über dessen romantische Abenteuer ich an anderer Stelle einiges mitgeteilt habe. Fast völlig passiv war sein Verhältnis zu der Gemahlin seines Jugendfreundes, Charlotte v. Paumgarten. Ohne Bedauern hatte er ihrer Vermählung beigewohnt und einige schöne Verse zu der Feierlichkeit beigesteuert, aber schon kurze Zeit danach sehen wir, wie Charlotte von einer heissen Leidenschaft für den so gefeierten Dichter ergriffen ist. Für Grillparzer war dieses Verhältnis unendlich qualvoll. Er, der sittenstrengste Mensch, den es vielleicht je gegeben hat, sollte seinen Jugendfreund und Vetter hintergehen! Aber er konnte sich des Ungestüms Charlottes nicht erwehren. Er ertrug ihre Liebkosungen und litt doch dabei unaussprechlich. Er konnte sie nicht lieben; hatte er vielleicht für kurze Zeit sich über sich selbst getäuscht, so wurde es ihm doch gerade unter dem Eindruck ihrer Zärtlichkeiten mit unumstösslicher Gewissheit klar, dass keinerlei sinnliche Zuneigung zu der jungen Frau in ihm vorhanden war. Der Reiz, den dieses Verhältnis auf ihn ausübte, war lediglich künstlerischer Natur. Als Charlotte einmal beim Weggehen des Dichters das Licht im Hausflur auf den Boden

stellte und sagte: „Ich muss mir die Arme freimachen, um Dich zu küssen,“ wurde er sich lediglich bewusst, wie poetisch diese Situation war und wie gut sich dieselbe dramatisch verwerten liesse. *) Damals kam es ihm zum ersten Male zum Bewusstsein, was er später in Benjamin Constants Roman „Adolphe“ mit grosser Bewegung las: Es ist ein entsetzliches Unglück nicht geliebt zu werden, wenn man liebt; aber es ist ein sehr grosses Unglück, leidenschaftlich geliebt zu werden, wenn man nicht liebt. Dieses sehr grosse Unglück ist Grillparzer mehr als einmal widerfahren. Ihm tat Charlotte unendlich leid. Wie gerne hätte er ihre Gefühle erwidert, wie gerne ihr einen Teil jener grossen Liebe zurückgegeben, die sie für ihn empfand. Er konnte es nicht, und herzerreissend ist das wunderbare Gedicht: „Der Bann“, das er an Charlotte gerichtet hat, und in dem er die Tragik seines Lebens in den wunderbarsten Versen besingt. Er kann nur Künstler sein und als Künstler empfinden, ganz gleich um welche Lebenslage es sich handelt, das einfache echte Gefühl der Leidenschaft, wie es dem natürlichen Menschen gegeben ist, war ihm versagt. Das ist der Grundgedanke jenes herrlichen Gedichtes.

Leb' wohl, Geliebte! Ich muss scheiden;
Es treibt mich fort in Angst und Qual,
Fort von der Wohnstatt meiner Freuden,
Fort von dem Weibe meiner Wahl.

Nicht dieser Blick und diese Zähren!
Verbirg Dein holdes Angesicht!

*) Er hat sie bekanntlich in des „Meeres und der Liebe Wellen“ benutzt.

Du kannst das Scheiden mir erschweren,
Doch mir ersparen kannst Du's nicht!

Denn wisse, wenn Du mich umschlungen,
Umschlangst Du keinen freien Mann,
Der Abgott Deiner Huldigungen
Er ist belegt mit Acht und Bann.

Der Fürstin, der die Welt zu eigen,
Der alles huldigt, was da lebt,
Vor der sich alle Wesen beugen,
Hab' ich im Wahnsinn widerstrebt.

Mit ihrer Schwester, sinnverwirret,
Die ohne Heimat, ohne Haus,
Durch Erd' und Luft und Wellen irret,
Zog ich in wilder Jagd hinaus.

Im Mondenglanz auf flücht'gem Fusse
Schlang ich mit ihr den Geisterreih'n,
Und alles Wirklichen Genusse
Entsagt' ich um den holden Schein.

Da sprach die Fürstin zornentglommen:
„Verschmähst Du so, was ich Dir bot?
So sei's auf immer Dir genommen,
Du vogelfrei bis an den Tod!

Von Wunsch zu Wunsch in ew'ger Kette,
Und rastlos, wie Du bist, so bleib'!
Dir sei kein Haus und keine Stätte,
Kein Freund, kein Bruder und kein Weib!

Ein Büttel aber beigegeben,
Um Dich, in Dir, lass' er Dich nie:
Er peitsche rastlos Dich durchs Leben,
Der wilde Dämon Phantasie!

Er heisse Dich nach allem fassen,
Was irdisch schön, mit raschem Geiz;

Doch hältst Du's, müssest Du es hassen,
Und Mängel sieh in jedem Reiz!

Verdammet, Schatten nachzujagen,
Buhl' doch um Augenblickes Kuss;
Es fehle Kraft Dir zum Entsagen,
Und Selbstbegrenzung zum Genuss!

Die Sprache will ich Dir verwandeln,
Dein Hörer sei der Missverstand;
Misslingen sei mit Deinem Handeln,
Und ewig zwei sei Kopf und Hand!

Die Dich liebt, flieh; die Du begehret,
Sie schaudere zurück vor Dir,
Und sagt sie: Ja, hat sie gewähret,
So töt' ihr Ja Dir die Begier!

Und dass der letzte Trost versaget,
Verewigt Rache sei und Leid,
So zweifle der, dem Du's geklaget,
An Deines Leides Wirklichkeit.

Zieh' hin, um all Dein Glück betrogen,
Und buhl' um meiner Schwester Gunst,
Sieh', was das Leben Dir entzogen,
Ob Dir's ersetzen kann die Kunst!"

Da fiel's mich an mit Nachtgewalten,
Und Wahrheit war es, was sie sprach;
Das Herz im Busen mir gespalten,
Und jener innre Dränger wach.

Seitdem irr' ich verbannt, alleine,
Betrüge andre so wie mich:
Du aber, armes Weib, beweine,
Den Du verloren ewiglich!

Wenn der Dichter vielleicht gehofft hatte, mit diesem
Gedicht dem Verhältnis ein Ende zu machen, so hatte

er sich getäuscht. Noch drei Jahre zog es sich hin zu beiderseitiger Qual, dann brach er es schliesslich unter dem Eindruck einer neuen heissen Liebe ab. Was Charlotte gelitten hat, wer vermag es zu sagen! Die unglückliche Frau verzehrte sich vor innerer ungestillter Leidenschaft, und wenige Jahre später stand der Dichter an ihrem Totenbett. Er fühlte sich an diesem frühen Ende der schönen blühenden Frau schuldig, und doch hätte er nicht anders handeln können. Die Grabschrift, die er für sie niederschrieb, war noch frostiger als die für Marie. Allerdings mochte hierbei das natürliche Bestreben mitsprechen, den ohnehin schon tiefgebeugten Gatten nicht durch eine unzarte Anspielung auf die Untreue der Verstorbenen hinzulenken.

Besonders qualvoll mag für Charlotte der Gedanke gewesen sein, dass eine andere glücklicher war als sie. Wie mag sie diese andere gehasst und beneidet haben! Hätte sie deren Schicksal vorausahnen können, so würden wohl Hass und Neid dem tiefsten Mitleid Platz gemacht haben.

Alle Frauen, die den Dichter einmal geliebt haben, sind um dieser Liebe willen tief unglücklich geworden. Kein Don Juan hat so viele Herzen gebrochen als der körperlich so wenig ausgezeichnete, von strenger Sittlichkeit erfüllte Dichter.

Er selber hat das Weh der Liebe bis zur Neige auskosten müssen, aber noch viel bitteres Weh hat er über andere gebracht, nicht zum wenigsten über die liebliche Mädchenknospe, die er im Winter des Jahres 1820 auf einer Soiree beim Bankier Geymüller kennen lernte. Katharina Fröhlich war damals 19 Jahre alt und die reizendste von vier Schwestern, deren künstlerische



Kathi Fröhlich (1823).

Nach dem Aquarellmedaillon von M. Daffinger.

Begabung sich weit über das Niveau des Alltäglichen erhob. Grillparzer hat den ersten Eindruck, den Katharina auf ihn machte, in einem Briefe ausführlich beschrieben. In demselben macht er zugleich psychologische Bemerkungen über seine Gefühlsweise, die ausserordentlich bedeutungsvoll sind und hier nicht fehlen dürfen.

„Du verlangst von mir, ich soll sie Dir beschreiben, die ich liebe? Vor allem: die ich liebe, sagst Du? Wollte Gott ich könnte sagen ja! Wollte Gott mein Wesen wäre fähig dieses rücksichtslosen Hingebens, dieses Selbstvergessens, dieses Anschliessens, dieses Untergehens in einen geliebten Gegenstand! Aber — ich weiss nicht, soll ich es höchste Selbstheit nennen, wenn nicht noch schlimmer, oder ist es bloss die Folge eines unbegrenzten Strebens nach Kunst und was zur Kunst gehört, was mir alle anderen Dinge aus dem Auge rückt, dass ich sie wohl auf Augenblicke ergreifen, nie aber lange festhalten kann. — Mit einem Worte: ich bin der Liebe nicht fähig. So sehr mich ein wertres Wesen anziehen mag, so steht doch immer noch etwas höher, und die Bewegungen dieses Etwas verschlingen alle anderen so ganz, dass nach einem „Heute“ voll der glühendsten Zärtlichkeit leicht — ohne Zwischenraum und ohne besondere Ursache — ein „Morgen“ denkbar ist der fremdesten Kälte, des Vergessens, der Feindseligkeit möchte ich sagen. Ich glaube bemerkt zu haben, dass ich in der Geliebten nur das Bild liebe, das sich meine Phantasie von ihr gemacht hat, so dass mir das Wirkliche zu einem Kunstgebilde wird, das mich durch seine Uebereinstimmung mit meinen

Rau, Franz Grillparzer.

7

Gedanken entzückt, bei der kleinsten Abweichung aber nur um so heftiger zurückstösst. Kann man das Liebe nennen? Bedauere mich und sie, die es wahrlich verdiente, wahrhaft und um ihrer selbst willen geliebt zu werden.

Das Bewusstsein dieser unglücklichen Eigenheit meines Wesens hat auch bewirkt, dass ich von jeher allen Verbindungen mit Weibern, zu denen mich übrigens mein Physisches ziemlich geneigt macht, nach Möglichkeit ausgewichen bin. Jedesmal aber, dass ich mich einliess, bestätigte sich jene traurige Erfahrung, was um so natürlicher ist, da ich mich gerade zu solchen am meisten oder vielmehr ausschliesslich hingezogen fühlte, die eigentlich am wenigsten für mich passen: zu denen nämlich von entschiedenen Charakterzügen, die meinem Hang zu psychologischer Forschung und dem stoffumbildenden Dichtersinne in der Idee die meiste Nahrung geben, auf der anderen Seite aber durch ihr Sprödes und Abgeschlossenes im Wirklichen jedes Zusammenschmelzen nur noch unmöglicher machen.

So ging es auch hier. Ich hatte das Mädchen — lass mich sie Lucia nennen — deren beide ältesten Schwestern mir durch ihren geistvollen Gesang schon lange interessant geworden waren, in den musikalischen Versammlungen, denen sie mit jenen beizuwohnen pflegte, nicht gesehen oder nicht bemerkt, wohl aber vernommen von ihrer ausserordentlichen Darstellungsgabe, die sie auf Privatbühnen zeige, so wie ich öfter einen in Jahren ziemlich vorgerückten Mann aus meinen Bekannten mit einer ins Lächerliche gezogenen Leidenschaft für die kaum Neunzehnjährige aufziehen hören musste. Weder der

letztere Beweis, noch — bei meiner Abneigung gegen das Schauspielwesen — der erstere waren geeignet, mich auf eine nähere Bekanntschaft begierig zu machen. Endlich bei einem Abendkonzert erfahre ich durch das spöttische Hinweisen, mit welchem einige Spassvögel hinter dem Rücken eines Frauenzimmers den erwähnten ältlichen Liebhaber ihr näher zu bringen versuchen, dass diese die vierte jener drei andern sei, die eben durch Ausführung eines schwierigen Gesangstückes rauschenden Beifall einernteten. Das Mädchen stand auf und ging zu ihnen, denen sie ihre Freude über den eben beendeten Gesang bezeugte. Auch ich ging hin in gleicher Absicht. Einer der Anwesenden stellte mir die vier Schwestern vor mit dem Ausdrucke: Vier Ihrer wärmsten Lehrerinnen! Wer wäre das nicht! rief lebhaft die eben herzutretende Nichtsängerin. Lautes Lob, Lob in meinem Beisein hat mich nie erfreut, ich achtete daher nicht viel auf die Lobrednerin, und auch als ich sie während des darauf folgenden ziemlich gleichgültigen Gesprächs einigemal ansah, fand ich durchaus nichts, was mir irgend anziehend geworden wäre. So ging es auch den ganzen übrigen Abend, an dem ich mich mit einer ziemlich geistesarmen, aber ausserordentlich schönen Frau unterhielt, die mich gerade damals interessierte.*) So oft ich meiner Lobrednerin zufällig nahe kam, fiel mir an ihr, sowie an ihren Schwestern ein gewisses, beinahe demütigendes, einen Unterschied zwischen sich und der Gesellschaft setzendes Betragen auf, dessen Ursache sich mir bald erklärte. Ich erfuhr, dass Vater und Mutter der guten Kinder sehr arm und die älteste von ihnen Musiklehrerin im Hause der Festgebenden sei.

*) Vielleicht ist hier Charlotte Paumgarten gemeint.

Eine ziemliche Zeit verstrich, ohne dass ich die Mädchen wieder traf. Nach einem Vierteljahre beinahe sehe ich bei einer musikalischen Mittagsunterhaltung, der ich beiwohnte, auf einmal eine unruhige Bewegung entstehen. Ein Musikstück soll aufgeführt werden, bei dem auf die Mitwirkung jener gesangreichen Geschwister gerechnet ist, und sie selber sind nicht da. Fragen, Unruhe, Bewegung, komische Verzweiflung des Hausherrn! Endlich schellt die Glocke an der Haustüre, man drängt sich zum Eingang und — sie sind's! sie sind's! erschallt es von allen Seiten den Eintretenden entgegen, die lachend über die verursachte Verlegenheit, sogleich Tücher und Hüte ablegen und sich mit der Gleichgültigkeit der Gewohnheit über ihre Musikpartie hermachen. Drei von ihnen kenne ich, aber wer ist jene vierte in der Mitte der andern, über sie hervorragend an Gestalt und durch eine gewisse Sicherheit des Benehmens, in rotem Kleid, mit dem geringelten schwarzbraunen Haar? Jene — mit den Augen hätte ich bald gesagt; denn es war, als hätte niemand Augen als sie, und als wäre sie selbst nur da in ihren Augen, so blitzten die dunkelbraunen Bälle, scharffassend, leicht beweglich, alles bemerkend, jede Bewegung, jedes Wort einträchtig begleitend. Das wäre eine jener vier Schwestern, die ich schon auf dem Balle gesehen und damals gar nicht beachtet hatte? Wie ging das zu? Sie setzte sich gleich nach dem Eintreten in dem Vorsaal, in dem sich die männlichen Zuhörer befanden, rechts und links Bekannte grüssend und wohl auch eine zum Willkomm dargebotene Hand nach Männerart fassend, aufs Sofa nieder und fing nun an, den auf sie Eindringenden unter Lachen und — sozusagen — mit obligater Begleitung der herumschiessenden, dunkel-

rollenden Augen die Ursachen der Verspätung auseinanderzusetzen, bis die Schwestern im Nebenzimmer zu singen anfangen und sie sich selbst, ein wenig im Tone und der Gebärde des Schulknabenjux: Schweigen auf-erlegte. Ich habe immer ein geregeltes, umsichtiges Benehmen bei Weibern, vielleicht zu sehr, geliebt; die Ungebundenheit des Mädchens mit den schönen Augen, obgleich fern von aller Unbescheidenheit, konnte mir daher nicht eigentlich gefallen, obgleich ich einen gewissen Reiz in dem allen mir nicht ableugnen konnte. Ich begnügte mich, öfter nach ihr hinzusehen, wie nach einem eher merkwürdigen als ansprechenden Gegenstande; sprach jedoch nicht mit ihr, selbst dann nicht, als ich später mit ihren älteren Schwestern redete, die ich über ihren Gesang lobte, und die mich lebhaft zu einem Besuche aufforderten, bei dem sie mir allerlei neue Musikstücke hören zu lassen versprochen.“

Wer diese kalte nüchterne Beschreibung liest, wird es kaum für möglich halten, dass Katharina Fröhlich die grösste Leidenschaft Grillparzers gebildet hat. Eisig mutet uns diese Schilderung an. Wohl nie hat ein Liebender in dieser Form von der Geliebten gesprochen. Von dem plötzlichen Aufflammen eines unbezwingbaren Gefühls ist nicht die Rede. Der erste Eindruck Katharinas ist geradezu ein ungünstiger. Nur regt sich ein Gefühl des Mitleids in dem Dichter über die Armut der Schwestern. Das zweite Mal freilich verfehlt die Schönheit des Mädchens ihren Eindruck auf den Dichter nicht, ihr Benehmen gewinnt sein Herz, aber sofort schiebt sich wieder die Reflexion dazwischen und gibt ihm ein, dass ein so unbefangenes Betragen, welches auch keine Spur von Verlegenheit aufwies, im Grunde

recht unweiblich ist. Das Gefühl der Liebe schwindet und Katharina wird für ihn zum Studienobjekt.

Aber es gab ein Mittel, den Dichter immer von neuem an Katharinas Seite zu führen und eine seelische Gemeinschaft zwischen ihnen beiden herzustellen: die Musik. In der gemeinsamen Liebe und Begeisterung für die schönsten Werke der Tonkunst fanden sich ihre Herzen und wurden eins. So entwickelte sich in ihnen beiden allmählich ein Gefühl wärmster Zuneigung, das zur Liebe wurde. Nicht der flüchtige Augenblick hatte sie einander näher gebracht und die Leidenschaft in ihnen entzündet, sondern erst die nähere Bekanntschaft, das Gewahrwerden edler, schöner Charaktereigenschaften liess diese entstehen. Es war ein Verhältnis, welches für die Ewigkeit gegründet schien. Denn nachdem der Dichter einmal Katharinas Wert voll erkannt hatte, war seine Begeisterung für sie ohne Grenzen. Er feierte ihre Schönheit in den tiefempfundensten Versen und war namenlos glücklich. Sein Leben schien jetzt erst einen Zweck und einen Wert für ihn zu gewinnen, seine poetische Kraft erhob sich damals zur gewaltigsten Steigerung, es war die glücklichste Zeit seines Lebens.

Katharina wollte Schauspielerin werden. Sie würde auch unzweifelhaft in diesem Berufe Vorzügliches geleistet haben, aber Grillparzer gab es nicht zu. Die Geliebte seines Herzens sollte nicht die Bühne betreten, sollte nicht der Menschheit, sondern nur ihm allein angehören. Er schloss sie sogar nach Kräften von der Aussenwelt ab, er war von äusserster Eifersucht und Katharina fügte sich hochbeglückt durch die Liebe des Dichters in all seine wunderlichen Launen. So hatte er die

Gewohnheit, regelmässig eine Meinung zu verfechten, die von der Allgemeinheit nicht geteilt wurde. Er liebte es, das zu tadeln, was andere besonders lobten, und das zu verteidigen, was jedermann angriff. Katharina, die ein Geschöpf voll Unmittelbarkeit der Gefühle, voll reiner Natürlichkeit war, musste selbstverständlich durch derartige paradoxe Urteile ihres Geliebten, die ihrem Gefühl oftmals so entgegenstanden, verletzt werden. Grillparzer sah den Schmerz, den seine Bizarrerie ihr verursachte, ohne doch sein Verhalten zu ändern. Es behagte ihn, Katty, wie er den Namen abkürzte, ein wenig zu quälen. Er war ja so glücklich! Ein solches Uebermass des Liebesgenusses hatte er ja niemals mehr erhofft. Am 6. März 1821 schrieb er der Geliebten ins Album:

Ist zwar, seit ich Dich kenne,
Fast nur ein Augenblick,
Doch, wenn ich wert Dich nenne,
Nehm' ich es nicht zurück.

Denn flüchtig, in Sekunden,
Trifft das Geschick:
Was Jahre nicht gefunden,
Gibt im Moment das Glück.

Zwar ird'scher Werke Meister
Webt lebenslang am Stück:
Für Herzen und für Geister
Regiert der Augenblick.

All seine hypochondrischen Anwendungen liessen nach. Rüstig stürzte er sich auf die höchsten poetischen Aufgaben, eine nie geahnte Schaffenskraft kam über ihn. Diese Liebe schien all das Sonderbare und Seltsame seiner

Natur mit einem Schlage beseitigt zu haben, lebensmutig und lebensfreudig schritt er durchs Dasein.

Es sind eine Reihe von Briefen erhalten, die der Dichter in jener Zeit, da er sich genötigt sah, Wien während der Sommermonate zu verlassen, an Kathi gerichtet hat. Auch sie verkünden sein Glück. Da beginnt einer: „**Du abscheuliches Ding! Ich glaube gern, ich bin in Dich verliebt!** Seit gestern, da ich nämlich Deinen kritzlichen Brief erhielt, hab' ich ihn schon dreimal gelesen, und eben war ich im Begriff, es zum vierten Male zu tun, als ich mich besann, dass man seinen Charakter soutenieren muss, den Brief in die Schublade warf, diese zuschloss und mir vornahm, das Geschreibe gar nicht mehr anzusehen.

Ernsthaft! Der Brief hat mir viel Freude gemacht. Erstens, weil er so herzens-gut ist, wie alles, was von Dir kommt; dann aber auch, weil er so gut geschrieben ist, so ganz, wie ich's liebe. Ich sehe schon, ich muss bald wieder eine neue Reise unternehmen, um mehr solche Briefe zu bekommen.“

Ein anderer Brief aus derselben Zeit schliesst: „Doch hoffe ich etwa bis Sonnabend oder Sonntag zurück zu seyn und bis heut über acht Tage mich schon wenigstens achthundertmal mit Dir gezankt zu haben. Oder nicht? Bist Du nicht mehr zanksüchtig? nicht mehr zornig? nicht mehr**? nicht mehr***? nicht mehr****? Auf diese drei letzten Fragen werde ich mir mündlich die genaueste Antwort ausbitten.

Ich küsse Dich; in Gedanken; aufrichtig, in Wirklichkeit wär' es mir lieber! Ich bin rasend in Dich verliebt geworden. Ich habe in Jamnitz ganz vergessen,

welch' ein Ungeheuer Du bist. Eigentlich bleibst Du denn doch ein lieber Narr. Adieu! Baldiges Wiedersehen!"

Alles atmet in diesen Briefen Liebe und Glück.

Und doch hätte ein aufmerksamer Beobachter auch damals schon erkennen können, dass diese Liebe des Dichters wesentlich von der anderer Menschen unterschieden war, dass ein unbestimmtes Etwas im Hintergrund lauerte, welches diesen Liebesfrühling zerstören musste. Während jeder andere Liebende nur einem Ziel naturnotwendig zustrebt, der völligen Vereinigung mit der Geliebten, der Eheschliessung, bemerken wir bei Grillparzer diesen Wunsch oder auch diesen Gedanken niemals. Es genügt ihm, die Abende mit der Geliebten gemeinsam zu verbringen, sich an ihrer Unterhaltung zu erfreuen, ihre Zärtlichkeiten zu empfangen. Mehr verlangte er nicht, ja jedes Mehr war seiner Natur direkt zuwider. Glücklicherweise kam es ihm in den ersten Zeiten der Liebe nicht klar zum Bewusstsein, dass die völlige körperliche Vereinigung mit Kathi ihm unmöglich gewesen wäre. Er genoss sein Glück und gab sich über die Art seiner Natur in jener Zeit keinerlei Rechenschaft. Immer von neuem erfreute er sich an der liebreizenden Gestalt Kathis. Ein Gedicht aus dem März 1821 gibt uns Zeugnis von den Gefühlen, die ihn damals mit ganzer Stärke erfüllten. In demselben schildert er die Geliebte, wie sie zuhörend am Klavier sass und er, ohne Ohr für die Musik, nur ihre Züge mit den Augen verschlingt:

Still sass sie da, die Lieblichste von allen,
Aufhorchend ohne Tadel, ohne Lob;
Das dunkle Tuch war von der Brust gefallen,
Die, nur vom Kleid bedeckt, sich atmend hob;

Das Haupt gesenkt, den Leib nach vorn gebogen,
Wie von den flieh'nden Tönen nachgezogen.

Nenn' ich sie schön? — Ist Schönheit doch ein Bild,
Das selbst sich malt und nur sich selbst bedeutet;
Doch Höheres aus diesen Zügen quillt,
Die, wie die Züge einer Schrift verbreitet,
An sich oft bildlos, unscheinbare Zeichen,
Doch himmlisch durch den Sinn, den sie erreichen.

So sass sie da — das Regen nur der Wangen,
Mit ihren zarten Muskeln, rund und weich,
Der Wimpern Zucken, die das Aug' umhängen,
Der Lippen Spiel, die, Purpurlädchen gleich,
Den Schatz von Perlen hüllen jetzt und zeigen,
Verriet Gefühl, von dem die Worte schweigen.

Und wie die Töne brausend sich verwirren,
Im steten Kampfe, stets nur halb versöhnt,
Jetzt klagen, wie verflogne Tauben girren,
Jetzt stürmen, wie der Gang der Wetter dröhnt,
Sah ich ihr Lust und Qual im Antlitz kriegen,
Und jeder Ton ward Bild in ihren Zügen.

Mitleidend wollt' ich schon zum Künstler*) rufen:
„Halt ein! warum zermalmst Du ihre Brust?“
Da war erreicht die schneidendste der Stufen,
Der Ton des Schmerzes ward zum Ton der Lust.
Und wie Neptun, vor dem die Stürme flogen,
Hob sich der Dreiklang ebend aus den Wogen.

Und wie die Sonne steigt, die Strahlen dringen
Durch der zersprengten Wetter dunkle Nacht,
So ging ihr Aug', an dem die Tropfen hingen,
Hellglänzend auf in sonnengleicher Pracht;
Ein leises Ach! aus ihrem süssen Munde,
Sah, wie nach Mitgefühl, sie in die Runde.

*) Es war Franz Schubert, der damals in Wien ungeheuren Beifall erntete.

Da trieb's mich auf: nun soll sie's hören,
Was mich schon längst bewegt, nun werd ihr's kund;
Doch sie blickt her; den Künstler nicht zu stören,
Befiehlt ihr Finger, schwicht'gend an dem Mund;
Und wieder seh ich horchend sie sich neigen,
Und wieder muss ich sitzen, wieder schweigen.

Noch ein anderes Denkmal jener herrlichen Liebestage ist uns erhalten geblieben. Der Dichter schildert uns, wie er fortgesetzt von dem Bilde der Geliebten verfolgt wird, wie all seine Gedanken bei ihr weilen, wie er nur eine Sehnsucht kennt, zu ihr hinzueilen. Der schönste Teil des Tages ist für ihn der Abend, wo er sie aufsuchen darf. Jetzt sitzt er nicht mehr bei den alten Scharteken, jetzt kennt er grössere Genüsse als die, welche Bücher zu geben vermögen:

Wo ich bin, fern und nah,
Stehen zwei Augen da,
Dunkelhell,
Blitzesschnell,
Schimmernd wie Felsenquell,
Schattenumkränzt.

Wer in die Sonne sieht,
Weiss es, wie mir geschieht;
Schliesst er das Auge sein,
Schwarz und klein,
Sieht er zwei Pünktelein
Ueb'rall vor sich.

So auch mir immerdar
Zeigt sich dies Augenpaar,
Wachend in Busch und Feld,
Nachts, wenn mich Schlaf befällt;
Nichts in der ganzen Welt
Hüllt mir es ein.

Gerne beschrieb ich sie,
Doch ihr verstündet's nie;
Tag und Nacht,
Ernst, der lacht,
Wassers- und Feuermacht
Sind hier in eins gebracht,
Lächeln mich an.

Abends, wenn's dämmt noch,
Steig' ich vier Treppen hoch,
Poch' ans Tor,
Streckt sich ein Hälslein vor,
Wangen rund,
Purpurmund,
Nächtig Haar,
Stirne klar,
Drunter mein Augenpaar.

Glücklich das Mädchen, möchten wir ausrufen, dem solche Huldigungen zu teil wurden, das einen solchen Verehrer zu finden vermochte. Bedauernswerte, dass sie einen solchen gefunden hat, werden wir im Laufe dieses Verhältnisses sagen müssen.

Man muss bei der Beurteilung dieser Liebe im Auge behalten, dass Grillparzer volle zehn Jahre älter war als seine Braut. Er stand in der Blüte der Mannesjahre, während sie die Jahre der Kindheit noch nicht lange hinter sich liegen hatte. Die Höhe der Leidenschaft war ungleich bei beiden, ihre Lebensschicksale und Lebensanschauungen waren grundverschieden. Alle diese Momente müssen in Betracht gezogen werden. Sie traten im Anfang zurück, machten sich aber später nur zu sehr geltend, drängten sich zwischen die Liebenden und zerstörten ein zunächst so reines inniges Verhältnis.

Die ganze Welt hatte erwartet, dass die beiden Liebenden bald in den Hafen der Ehe einlaufen würden. Kathi war natürlich zu zartfühlend, um diesen Punkt zur Sprache zu bringen, Grillparzer aber war wiederum viel zu sehr Gewohnheitsmensch, als an eine so gewaltsame Aenderung seiner Lebensweise zu denken. Er liess die Sache gehen, wie sie ging. Ihm genügte dieses ideal platonische Verhältnis. Seine Stellung als Beamter war damals durchaus behaglich, seine poetischen Arbeiten machten gute Fortschritte, sein Liebesbedürfnis fand im Verkehr mit Kathi hinreichende Befriedigung. Mehr brauchte er nicht, um glücklich zu sein, und es fiel ihm nicht entfernt ein, dieses Glück zu zerstören. Er, der eingefleischte Junggeselle, der vertraute Freund der Einsamkeit, konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, dass er fortan einem anderen Wesen dauernde, unzerstörbare Rechte auf seine Person einräumen sollte. Wir haben ja im ersten Teil die ängstliche Scheu des Dichters beobachtet, sein feinsinniges Gemüt vor den Einflüssen der Aussenwelt abzuschliessen. Wohl war ihm das Zusammensein mit Kathi unendlich genussreich, aber es kamen auch Tage und Stunden, wo er den Wunsch hegte, für sich zu leben. Das konnte er, so lange er nur verlobt war, ohne Schwierigkeit, nach der Hochzeit dagegen war es unmöglich. Es war alsdann sogar seine Pflicht, der Gattin täglich einen Teil seiner Zeit zu widmen. Die Freiheit der Persönlichkeit, die er über alles schätzte, war mit der Eheschliessung für immer vorbei. Diese Gedanken haben ihn immer von neuem veranlasst, den Termin der Hochzeit hinauszuschieben. Kathi mag darunter nicht wenig gelitten haben. Endlich nach zwei Jahren schritten die Schwestern, die das Unhaltbare dieses Verhältnisses erkannten, ein und machten den

Dichter mit einigem Nachdruck darauf aufmerksam, dass es so nicht weiter gehen könne. Sie forderten von ihm mit Entschiedenheit, dass er diesem Zustande ein Ende mache und Katharina als sein Weib heimführe. Grillparzer, der das Berechtigte dieser Forderung zugestehen musste, gab, schwach, wie er war, nach, fügte sich in alles und traf endlich Anstalten zur Vermählung. Er war in eine Situation geraten, aus der er sich nicht zu befreien vermochte. Der aktive Widerstand war ihm ja unmöglich. So mietete er denn eine Wohnung und begann Möbel anzuschaffen. Man kann sich vorstellen, wie unpraktisch er dabei zu Werke gegangen ist. Er, der vom praktischen Leben nicht die geringste Vorstellung hatte, musste überverteilt werden. Auch ist anzunehmen, dass er, in dem Bestreben, seine Wohnung nach ästhetischen Prinzipien zu möblieren, furchtbare Arrangements getroffen hat. Katharina konnte nicht schweigen. Sie machte ihn auf das Verkehrte dieser oder jener Einrichtung schonend aufmerksam, er aber, starrköpfig und eisern, bestand hartnäckig auf seinem Willen. Der Streit war fertig. Von Grillparzer nicht beabsichtigt, aber doch erwünscht, brach er mit Heftigkeit los und rückte den Termin der Hochzeit in unbestimmte Ferne.

Schon vor diesem Ereignis hatte Grillparzers zersetzender Verstand Katharinas Schwächen entdeckt und kritisch untersucht. Er konnte nicht anders, er musste die Illusion gewaltsam zerstören, die doch das höchste Glück seines Lebens darstellte. 1822 finden wir die erste Bemerkung dieser Art in seinem Tagebuche. „So lange sie (Katharina),“ heisst es dort, „auf der Welt ist, hat sie sich noch nie einfallen lassen, dass eine Sache zwei Seiten haben könne. Bei ihrer Herzensgüte und ihrem eigentlich

richtigen Verstande würde sie gewiss nach Ueberlegung handeln, wenn die Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks nur irgend dem Gedanken Raum lassen könnte: es sei hier überhaupt etwas zu überlegen oder zu zweifeln. Bei dieser Einseitigkeit des Gefühles scheint ihr alles im ersten Augenblicke so klar, dass Veranlassung, Wahl und Entschluss das Werk ein und derselben Minute sind. Wenn ich nun das Gegenteil von dieser Art zu sein und zu handeln nicht sowohl befolge, als zu befolgen mich bestrebe, so kann ich mich hierbei nur sehr unangenehm angesprochen finden.“

Ob jemals ein anderer Bräutigam derartige Reflexionen über den Charakter seiner Braut angestellt hat? Kann der nüchternste Verstandesmensch anders meditieren, als es hier der überschäumende Dichter tut? Grillparzer hat sich selber über diese entsetzliche Kälte gewundert, mit der er die Menschen um sich herum zu beurteilen pflegte. „Woher mag es denn kommen,“ ruft er einmal aus, „dass ich, dem man doch in seinen dichterischen Werken einen ziemlichen Grad von Phantasie nicht wird abstreiten können, doch beim Denken einen solchen Grad von Verstandesgemässheit fordere, dass mein Geist von Natur aus dabei alles zurückstösst, was von der Einbildungskraft hergeholt ist?“

Immerhin spricht aus dieser ersten kritischen Bemerkung über Kathi noch ein gewisser herzlicher Ton. Ungeheuerlich dagegen ist der Vorwurf, den er ihr in einer anderen Notiz noch im gleichen Jahre macht. „Wie Säufer in Wein, so betrinkt sie (Katharina) sich in Musik. Sie ist ihrer selbst nicht mehr mächtig, wenn sie gute Musik gehört hat.“ Kann man sich eine grössere Ungeschicklichkeit als diese

wenigen Worte denken? Also selbst die leidenschaftliche Liebe zur Musik, die ihm doch auch nicht fremd war, verübelte er ihr! Sie mochte tun oder lassen, was sie wollte, ihm konnte sie es nicht recht machen. Die ganze hypochondrische, unzufriedene Sinnesart des Dichters kam jetzt zum Vorschein. Alles an ihr erregte sein Missfallen. Sogar ihr Geist, ihre anmutige Unterhaltung sagte ihm jetzt nicht mehr zu. Sie war ihm zu geistreich! „Sie wäre ein Schatz für jemanden, der nach abspannenden Geschäften zu Hause Anregung brauchte. Einem, der von seinem aufregenden Streben Abspannung sucht, muss sie notwendig zur Qual werden.“ Wir werden diese und andere Bemerkungen des Dichters natürlich nicht ernst nehmen. Ein einsilbiges, geistesarmes Mädchen hätte erst recht nicht seinem Geschmack entsprochen. Nachdem einmal eine Abneigung gegen Kathi entstanden war, suchte er eben diese aus dem Gefühl hervorgehende Abneigung durch Vernunftgründe zu rechtfertigen. Er wollte sich vor sich selber entschuldigen. In diesem Sinne müssen alle diese Notizen aufgefasst werden.

Katharina hatte sich unterdessen aus der schüchternen Jungfrau zum vollerblühten, leidenschaftlichen Weibe entwickelt. Sie glühte vor Sinnlichkeit und wurde durch diese fortwährende unbefriedigte Reizung, die Grillparzer auf sie ausübte, fast zum Wahnsinn getrieben. Je stärker das Verlangen in ihr sich erhob, den Geliebten ganz zu besitzen, desto mehr wurde der Dichter von ihr abgestossen. Der erste Rausch der Liebe war ja längst verschwunden und an geschlechtlichen Genuss hatte er selbst im höchsten Stadium der Leidenschaft niemals gedacht. Er wurde daher durch Kathis Verhalten tief verletzt. Sein Ideal, das er sich von der Geliebten ge-

macht hatte, wurde durch diese jetzt hervortretenden sinnlichen Gefühle noch weiter zerstört. Er verlor jeden Halt und seine Tagebuchnotizen sind nie unklarer als aus jener Zeit: „Am Ende war es doch mein grillenhafter Vorsatz, das Mädchen nicht zu geniessen,“ schreibt er im Mai 1826, „was mich in diesen kläglichen Zustand versetzt hat. Grillenhaft beobachtet, sage ich, denn es war kein eigentlich tugendhafter Entschluss, er war erzeugt durch ein vielleicht bloss ästhetisches, künstlerisches Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit, was mich zurückhielt, das zu tun, wozu alle Gefühle und Gedanken mich beinahe unwiderstehlich hintrieben. So kämpfte ich mich ab gegen die fast immerwährende Aufregung, und der schwüle Odem, der aus meinem Wesen auf die Unschuldvolle hinüberging, setzte auch sie, unbewusst, in Bewegung, und brachte endlich bei ihr alle Wirkungen der unbefriedigten Geschlechtstriebe hervor. Sie ward argwöhnisch, heftig, zänkisch sogar, und so ward dieses Verhältnis nun auch in seinen geistigen Bestandteilen gestört, die es so fabelhaft schön gemacht hatten.

Meine Phantasie kann sich übrigens von jener Niederlage noch immer nicht erholen. Es ist, als ob mir die Darstellung aller innigen Gefühle unmöglich geworden wäre, nachdem ich ein selbstempfundenes, so überschönes in Kälte und Gemeinheit übergehen gesehen hatte.“

Grillparzer war sich offenbar selbst nicht klar, wodurch seine so eigentümliche Handlungsweise bestimmt worden war. Er legt moralische und ästhetische Bedenken dort zu Grunde, wo doch das Gefühl massgebend und ausschliesslich bestimmend ist. Hätte er in der Tat so empfunden, wie er es in dieser Tagebuchnotiz schilderte, so würde sein Verhalten völlig rätselhaft sein und über-

Rau, Franz Grillparzer.

8

menschliche Kraft beansprucht haben. Man halte sich doch die Situation vor Augen! Ein Bräutigam liebt seine Braut von ganzem Herzen, er wird von dem leidenschaftlichen Wunsche beseelt, sie zu umfassen. Die Braut teilt diesen Wunsch, auch sie ist voll von heisser überwallender Sinnenglut. Der Eheschliessung dieser beiden Personen steht nichts im Wege. Die Einkünfte des Mannes reichen aus, einen Hausstand zu begründen. Trotzdem steht er davon ab und entschliesst sich aus Wohlgefallen an der keuschen Jungfräulichkeit seiner Verlobten, sie niemals zu berühren. Liegt in einer derartigen Handlungsweise auch nur eine Spur von Vernunft? Geht dieselbe nicht einfach über menschliche Kraft hinaus? Welch eine Willensstärke, Welch eine Charakterfestigkeit würde dazu gehören, einen solchen Entschluss durchzuführen. Grillparzer war aber trotz all seiner Sittlichkeit ein schwacher Mensch, der in einem ernstern Konflikte sicherlich unterlegen wäre. Wir können es ihm daher einfach nicht glauben, dass er diesen Entschluss mit Aufbietung all seiner Kräfte gefasst habe. Im Gegenteil, derselbe ist ihm sehr leicht geworden, er entsprang aus seiner völligen Abneigung gegen den geschlechtlichen Verkehr, die in seiner innersten ihm selber verborgenen Natur wurzelte. Und da er alle seine Taten vor sich selber logisch zu rechtfertigen liebte, so legte er ästhetische Beweggründe für diesen Entschluss zu Grunde, ein Vorgehen, wie er ja fortgesetzt einem jeden begegnet. Wir alle täuschen uns unbewusst nur zu oft über die Motive unserer Taten. Wir versetzen uns in die Selbsttäuschung, dass wir durch die edelsten Gründe veranlasst werden, während oft genug der nackte Egoismus die Triebfeder unserer Handlungen bildet. Das Nahe-

liegendste in vorliegendem Falle wäre gewesen, wenn Grillparzer sein Verhalten durch die Moral gerechtfertigt und entschuldigt hätte. So weit ging indessen seine Selbsttäuschung doch nicht. „Es war kein eigentlicher tugendhafter Entschluss.“

Es liegt mir natürlich fern, dem Dichter irgend einen Vorwurf aus seiner Handlungsweise zu machen. Wäre er diese Ehe eingegangen, so würde er Kathi noch viel unglücklicher gemacht haben, als sie es ohnehin geworden ist. Die Kompliziertheit seiner Natur liess ein dauerndes Verhältnis mit einer Frau nicht zu. Mir war es nur darum zu tun, die Hinfälligkeit der Aufzeichnungen des Dichters nachzuweisen. Alle bisherigen Biographen haben diese Tagebuchblätter auf Treu und Glauben hingegenommen von Heinrich Laube an bis auf Moritz Necker. Dass alle derartigen Notizen nur mit Vorsicht aufgenommen werden dürfen, ist keinem in den Sinn gekommen. Die Erklärungen des Dichters schienen ihnen so einleuchtend, dass sie eine nähere Erläuterung seiner Worte für überflüssig gehalten haben.

Die letzte Tagebuchnotiz, die ich hier mitgeteilt habe, stammt aus dem Mai 1826. Unmittelbar vorher war es zum Bruch mit Kathi gekommen. Kathi hatte von einer Galerie des Burgtheaters aus gesehen, wie Grillparzer sich mit Charlotte v. Paumgarten unterhielt. Es war ihr bekannt, dass er zu dieser Frau einmal in sehr vertrautem Verkehr gestanden hatte und ihre Eifersucht erwachte aufs höchste. Das unglückliche Mädchen verfiel fast in Raserei. Die Ausbrüche ihrer Leidenschaft müssen ganz ungeheuerlich gewesen sein. Hätte Grillparzer damals auch noch eine Spur von Liebe für sie besessen, so wäre er durch diese namenlose Ver-

8*

zweiflung Kathis aufs tiefste gerührt und zu ihr zurückgeführt worden. Er aber sah nur das Unästhetische in ihrem Verhalten; die von der Leidenschaft entstellten Züge stiessen ihn aufs höchste ab und er fand nunmehr den Mut das entscheidende Wort zu sprechen.

Zu dieser Abneigung gegen Kathi, die gerade damals aufs höchste gestiegen war, mochte eine neu erwachende Liebe des Dichters zur schönen Marie v. Smolenitz beigetragen haben. Wie heiss er dieses Mädchen geliebt hat, dafür besitzen wir noch ein heiteres Zeugnis. Er sah die Geliebte einmal am Fenster, die Locken aufgelöst und mit Papier umwickelt, wie es damals bei der Toilette üblich war. Dieser alles weniger als ästhetische Anblick, der geeignet gewesen wäre, die erwachte Liebe wieder zu vernichten, trug nur dazu bei, die Leidenschaft des Dichters zu stärken, so dass er das Epigramm niederschrieb:

Allmacht ist Deine Macht, o Schönheit, mächtige Herrin!
Was Dein Zepter berührt, ändert das Wesen, die Art.
Als ich am Fenster sie sah, in papiernen Wickeln die Locken,
Glaubt' ich die Charis zu seh'n, weissliche Rosen im Haar.

Aber auch diese grosse Liebe hatte bald ein Ende. Als sich Marie im Jahre 1827 mit dem Maler Daffinger verheiratete, blieb wohl noch die Leidenschaft des Dichters in voller Kraft, so dass sogar die Neuvermählte um Grillparzers willen eine Zeitlang an Scheidung von ihrem Gatten gedacht zu haben scheint. Dann aber erkaltete die Liebe des Dichters. Es erging ihm hier, wie es ihm bisher immer ergangen war. Die erste Liebesperiode mit Marie war nach seiner eigenen Versicherung wirklich ungemein reizend. „Aber dasselbe, was anfangs an sie zieht, stösst unendlich zurück. Ihre

Vorzüge und Fehler vereinigen sich in einer Eigenschaft: sie ist ein Kind.“ Immer dasselbe Lied!

Später verkehrte er oft und gern in dem Hause ihres Gatten, mit dem ihn treue Freundschaft verband. Hier und da wurde er sich wohl noch der Schönheit von neuem bewusst, die Marie auch als Frau eigen war, aber einen tieferen Eindruck rief diese nicht mehr bei ihm hervor.

Grillparzer war, wie ich schon oben bemerkte, mit ihrem Manne eng befreundet und so fiel ihm, dem ehemaligen Liebhaber der Frau, denn die eigentümliche Aufgabe zu, bei Streitigkeiten der Ehegatten den Friedensstifter zu spielen. Er entledigte sich dieser Aufgabe nach besten Kräften, musste aber immer von neuem seines Amtes walten, da es Marie mit der ehelichen Treue nicht zu genau hielt und ihrem Manne manche Sorge verursachte. Grillparzer in seiner Gutmütigkeit liess sich immer wieder bereit finden, das gute Verhältnis zwischen den beiden Ehegatten von neuem herzustellen. Später scheint er den Verkehr mit ihnen wesentlich eingeschränkt zu haben, doch liess er sich nicht abhalten, als Daffinger im Jahre 1849 starb, dem Freunde seiner Gewohnheit gemäss eine Grabschrift zu setzen.

Marie Daffinger ist die letzte grosse Leidenschaft des Dichters gewesen. Nach ihr hat keine Frau mehr seine Liebe gewonnen.

Was aber war aus Kathi geworden? Hatte sie den Bruch mit dem Geliebten ohne weiteres überstanden? Dazu war ihre Leidenschaft zu mächtig. Das unglückliche Mädchen verfiel in eine schwere Krankheit und schwebte lange Zeit in Lebensgefahr. Wohl genas sie von ihrem Leiden, aber die alte Gesundheit kehrte nicht

wieder. Sie schien am gebrochenen Herzen langsam dahinzusiechen.

Verzweiflungsvoll sahen die liebenden Schwestern diesen Zustand Kathis einige Zeit mit an, dann aber wandten sie sich an den Dichter und baten ihn dringend, sich doch Kathis zu erbarmen. Als Grillparzer von der Todesgefahr hörte, der das einstmals so geliebte Mädchen eben erst entronnen war, als er von ihrem tiefunglücklichen Zustande erfuhr, konnte er nicht widerstehen. Er kehrte in das Haus der Schwestern zurück. In sein Tagebuch aber schrieb er damals: „Es erwachte, wie jedesmal nach einer Versöhnung eine Art Verlangen in mir. Ich nahm sie auf den Schoß und liebte sie, das erste Mal nach langer Zeit. Aber die Empfindung ist erloschen. Ich möchte sie gar zu gerne wieder anfachen, aber es geht nicht.“

Für den Wert des Menschen (Weibes) ist die Güte des Charakters allerdings das Höchste, aber für das Zusammenleben, namentlich das nähere und nächste, ist Humor und Temperament beinahe noch wichtiger.“

Im Jahre 1828 finden wir in seinen Notizen wiederum die Worte: „Trennung von K. wahrscheinlich für immer.“ Aber er kehrte auch dieses Mal zurück. Er wollte nicht von neuem den Tod einer Frau verschulden. Im Hinblick auf den Roman „Adolphe“ von Benjamin Constant meinte er, dass es doch schwer zu entscheiden sein dürfte, „ob man durch eine fortgesetzte Verbindung sich und das Weib unglücklich machen soll, zu dem eine jugendliche Unvorsichtigkeit uns hingeführt, oder ob man sie geradezu töten soll, indem man sie verläßt. Es

gibt Tage, wo der Mensch mit Recht die Entscheidung dem Gottesurteile der Zeit und der Begebenheiten überlässt, und die moralische Kraft ist mir verdächtig, die den Weg der Stärke wählt, wenn er zugleich der des eigenen Vorteiles ist. Wenn derjenige, den ich im Auge habe, die Trennung wiederholt angeboten, ja ausgeführt hat, er jedesmal die Erfahrung machte, dass ein Menschenleben bedroht wurde, das Dasein des liebevollsten, vortrefflichsten Geschöpfes, wenn — Schwachherzigkeit ist ein Fehler, Hartherzigkeit aber keine Tugend.“ 1830 war er so verzweifelt über seine Lage, dass er schon einige Male willens war, alle Brücken hinter sich abzureißen, sich völlig aus den bisherigen Verhältnissen herauszureißen und den Fürsten Metternich um eine Stelle bei einer Gesandtschaft in Italien oder Spanien anzugehen. Dazu fehlte ihm aber doch aus Gründen, die ich früher erörtert habe, die Kraft und so entschloss er sich denn von neuem, jede Beziehung zu Fröhlichs abzureißen. Am 29. September 1830 richtete er an Josephine Fröhlich das folgende inhaltsschwere Schreiben:

Liebe Pepi!

„Sie selbst wissen nur zu gut, dass seit mehreren Jahren mein Verhältnis zu den Ihrigen nur durch die Besorgnis aufrecht erhalten wird, dass eine Trennung dem Gemüts- und Gesundheitszustande Ihrer Schwester Kathi verderblich werden könnte. Diese letztere scheint gegenwärtig von ihrer überreizten Empfindung zu mir hinlänglich hergestellt zu sein. Ich gedenke daher meine Besuche vor der Hand einzustellen. Haben Sie die Güte, die Geheilte hiervon zu benachrichtigen. Meinen kommen-

den Namenstag werde ich schon allein feiern müssen.
Adieu!

Im übrigen wie immer und für immer

Ihr Freund

Grillparzer.“

Kathi machte in ihrem Schmerz über dieses Schreiben eine Reise nach Mailand. Es ist ergreifend, die Briefe zu lesen, die die Aermste von unterwegs an ihre Schwestern gerichtet hat. Ihre ganze grosse Liebe tritt darin hervor. Immer und überall gedenkt sie Grillparzers und selbst den wunderbaren Schönheiten Italiens gegenüber kommt ihr der Gedanke, ob auch die Wäsche ihres Freundes in Ordnung sein mag. Auch über ihr Verhältnis zu dem Geliebten spricht sie sich in diesen Briefen aus:

Da heisst es: „Das war selbst mein Unglück mit Grillparzer, dass ich mir so wenig zutraute, und daher die Mittel, welche wirklich in meinen Händen waren*) ihn zu zerstreuen, Andern überliess und ihn so von mir entfernte.“ Ohne es zu ahnen, hat sie hier eine sehr tiefe Wahrheit ausgesprochen. Gerade ihre Schüchternheit und Zaghaftigkeit, gerade die weibliche Zurückhaltung Kathis rief endlich die Abneigung des Dichters hervor. Ihm wäre ein resolutes, energisches Auftreten weit sympathischer gewesen. Der Brief fährt fort: „Ich sagte Maly noch am Abend in Gegenwart ihrer Schwester, dass ich Grillparzer nie vergessen werde, denn alles was gut an mir ist, habe ich seinem Umgang zu danken. Ich glaube, das ist doch

*) Mit der Orthographie nahm es Katharina nicht zu genau. Eine abgeschlossene Schulbildung fehlte ihr.

genug. Was Netti mich der zu grossen Freundlichkeit beschuldigt, kann ich durchaus nicht einsehen. Bey mir ist es wenigstens der Fall, wenn mir jemand gleichgültig ist, mit ihm zu tanzen, zu springen, zu singen, kurz zu thun wass mir in Sinn kommt, wass gerade das Gegenteil ist, so bald mich jemand Interessiert, da bin ich furchtsam und schüchtern . . ." Wenn sie doch weniger furchtsam gewesen wäre! Grillparzer bekam diesen und andere Briefe von ihr zu Gesicht. So schrieb er ihr denn zum Weihnachtsfeste einen Brief, der ziemlich kühl gehalten war. „Liebe Kathi!“ schreibt der damals sehr schlecht Gelaunte, „Ich habe Ihren Brief mit vielem Vergnügen erhalten. Es geht aus demselben zwar eigentlich nicht viel Zufriedenheit hervor; aber wer ist denn auch zufrieden? Wenn man das Athemholen und das Daseyn, und das Nicht-Schmerzempfinden nicht für wirkliche, positive Güter gelten lassen will (was sie denn freilich aber wohl sind), so kommt bei dem ganzen Leben nicht viel Tröstliches heraus. Sie sind nicht gern in Mailand, ich wäre gern dort. Könnten wir tauschen, wäre uns Beiden geholfen. Schon italienisch reden zu hören, und mich in einer fremden Sprache ausdrücken zu müssen, wäre für mich ein Genuss. Das Suchen der Phrasen würde mich zerstreuen, indess beim Deutschreden der Mangel des Interesses am Gespräch durch gar nichts verkleinert wird.

Mein Leben ist gegenwärtig noch einförmiger als es sonst war, das Wetter ist zu schlecht zum Spazierengehen, die Menschen ennuyiren mich und das Theater widert mich an. Von Arbeit bin ich bekanntlich kein grosser Freund, und überdiess fehlt mir noch derzeit Lust und Geschick dazu. Es bleibt daher nichts übrig als die Lec-

türe, der ich mich, trotz des Einspruchs meiner täglich schlechter werdenden Augen, Abend für Abend treuflüssig ergebe, von leichten Schlafanfällen je und dann unterbrochen. Manchmal kommt mir eine solche Existenz ganz und gar unerträglich vor, aber ich gehöre unter diejenigen, die, wie ich oben sagte, das Athemholen und Daseyn und Nicht-Schmerzempfinden für wirkliche Güter halten, und so fügt sich's denn zuletzt. Das Nicht-Schmerzempfinden hat zwar bei meinen letztlich häufigen Zahnschmerzen seine guten Wege, aber ich bin ihrer doch zum Theile Herr geworden. Ich habe mit diesen meinen Zähnen, die mich anfangs ganz wüthend machten, jetzt ein völlig häusliches Verhältniss, wie eine Mutter allenfalls gegenüber von ihren Kindern. Ich pflege sie, und warte sie, und hätschle sie, und wenn ich sie endlich zum Schlafen gebracht habe, bin ich so in mich hinein vergnügt. Auch habe ich mich aus meinem früheren Schlafzimmer, wo mir der Zugwind durch alle Glieder ging, in mein inneres Zimmer gebettet, das doch wenigstens luftdicht ist; da überfällt mich denn Abends manchmal ein solches Gefühl von Seligkeit, dass ich doch die Nacht ungestört werde schlafen können — Weiss Gott! Jeder Mensch kann glücklich seyn, wenn er nur will! Ich aber weniger als die meisten Andern, da ein unabweisbares Gefühl mir sagt, ich sey nicht da, um es gut zu haben, sondern thätig zu seyn. Diess Gefühl jagt mich immer wieder auf, und lässt mich mit mir selbst und jeden Zweiten weniger seyn, als wohl sonst der Fall seyn würde.

Da sind nun zwei Seiten vollgeschrieben und lediglich von mir, aber ich bin eitel genug zu glauben, dass Sie das am meisten interessieren wird.

Neuigkeiten gibt es nicht. Adieu.“

Es wird niemand behaupten wollen, dass aus diesen Zeilen grosse Anteilnahme spricht. Wer es nicht wüsste, würde es kaum glauben, dass die Adressatin einstmals dem Schreiber so unendlich nahe gestanden hat. Trotzdem war Kathi überglücklich über diesen Brief. Lebensgern hätte sie denselben beantwortet, aber in ihrer übergrossen Liebe wagte sie selbst dieses nicht, Sie wollte Grillparzer um keinen Preis verletzen und bat die Schwestern, sich zu erkundigen, ob ein Brief von ihr dem Freunde angenehm sein würde. Leider sind von den Briefen, die sie in jener Zeit direkt an ihn gerichtet hat, keine erhalten oder wenigstens bisher noch nicht veröffentlicht. Gerade diese dürften sich unter den Geheimpapieren finden, deren Siegel noch für eine Reihe von Jahren ungelöst bleiben müssen. Grillparzers Kälte, die aus dem mitgeteilten Briefe hervorleuchtet, war wohl nur erkünstelt. Ihn rührten die Beweise der noch immer bestehenden Liebe Kathis wohl nicht wenig, er hütete sich indessen diesem Gefühl des Mitleids nachzugeben und eine Flamme von neuem anzufachen, die er nicht zu löschen vermochte.

Indessen verfolgte ihn ein beständiges Schuldbewusstsein. Er warf sich vor, Kathis Leben zerstört zu haben und die Lektüre von Byrons „Manfred“ machte gerade darum auf ihn einen mächtigen Eindruck. In dem grenzenlosen Weh Manfreds erkannte der Dichter seinen eigenen Zustand wieder. Wenn Manfred von der Geliebten spricht:

„Sie war mir gleich an Zügen. Ihre Augen,
Ihr Haar, ihr Antlitz, alles bis zum Klang
Der Stimme, sagten sie, war meiner gleich,
Gesänftigt nur und mild verklärt zur Schönheit.

Alle ihre Fehler waren meine Fehler,
Doch ihre Tugenden gehörten ihr.
Ich liebte sie, und ich zerstörte sie . . .“
(I loved her and dġstroy'd her.)

so war das Grillparzer aus der Seele gesprochen. Dieses Schuldbewusstsein hat nicht zum wenigsten die trübe Stimmung des Dichters verstärkt.

Hatte er aber im Ernst die dauernde Trennung von den Schwestern Fröhlich für möglich gehalten, so hatte er damit seine Kräfte weit überschätzt. Er konnte den vertrauten Umgang nicht missen. Er wusste nicht, wo er die langen Abende verbringen sollte, da er doch nicht immer Bücher zu lesen vermochte, und so sehen wir denn, wie er den Verkehr mit den geistreichen Schwestern wieder von neuem aufnimmt und auch zu Katharina wieder in Beziehungen tritt. Alles wurde wieder wie früher. Grillparzer hatte sich so an diesen Umgang gewöhnt, dass er geradezu auf ihn angewiesen war. Nur die Liebe kehrte nicht zurück. Aus ihr wurde eine warme, herzliche Freundschaft, die erst mit dem Tode des Dichters ein Ende fand. Kathi besass die übermenschliche Kraft sich in ihr trauriges Los zu finden und an den veränderten Zustand zu gewöhnen. Der frühere intime Ton zwischen ihnen beiden wurde eingestellt, wengleich von seiten Kathis noch hier und da Rückfälle in die einstigen Vertraulichkeiten vorkamen, selbst das vertrauliche Du machte dem Sie wieder Platz. Nichts sollte mehr an die Zeit der Liebe erinnern.

Bitter-süss mochte es Kathi ankommen, als Grillparzer im Jahre 1835 die Gedichtsammlung: „Tristia ex Ponto“ erscheinen liess. Dass er diese Gedichte, die einer vergangenen Zeit angehörten und der Liebe Weh

behandelten, der Öffentlichkeit übergab, musste ihr zeigen, wie weit diese Epoche hinter ihm lag, wie kalt und ruhig sein Herz geworden war. Andererseits aber konnte die wunderbare Verherrlichung ihrer Person, die diese Gedichte enthalten, ihr nicht gleichgültig sein. In dem wunderschönen Gedicht: „Jugenderinnerungen im Grünen“ schildert er auch seine Liebe zu Katharina und entwirft ein Bild von ihr, das ihr volle Gerechtigkeit zu teil werden lässt. In den leuchtendsten Farben malt er die Schönheit und Güte ihrer Natur.

Wir werden auf den ersten Teil dieses Gedichtes noch an anderer Stelle zu sprechen kommen, hier mögen diejenigen Stellen folgen, die Kathi betreffen:

Da fand ich sie, die nimmer mir entschwinden,
Sich mir ersetzen wird im Leben nie.
Ich glaubte meine Seligkeit zu finden,
Und mein geheimstes Wesen rief: nur sie.

Gefühl, das sich in Herzenswärme sonnte,
Verstand, wengleich von Güte überragt;
Ans Märchen grenzt, was sie für andre konnte,
An Heil'genschein, was sie sich selbst versagt.

Der Zweifel, der mir schwarz oft nachgestrebet,
Ob Güte sei? Durch sie ward er erhellt;
Der Mensch ist gut, ich weiss es, denn sie lebet,
Ihr Herz ist Bürge mir für eine Welt.

Im Glutumfassen stürzten wir zusammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht;
Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, — aber, ach, wir schmolzen nicht.

Denn Hälften kann man aneinander passen,
Ich war ein Ganzes und auch sie war ganz,

Sie wollte gern ihr tiefstes Wesen lassen,
Doch allzu fest geschlungen war der Kranz.

So standen beide, suchten sich zu einen,
Das andre aufzunehmen ganz in sich;
Doch all umsonst, trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
Sie blieb ein Weib, und ich war immer ich!

Ja, bis zum Grimme ward erhöht das Mühen,
Gesucht im Einzelnen, was im Ganzen lag,
Kein Fehler ward, kein Wort ward mehr verziehen,
Und neues Quälen brachte jeder Tag.

Da ward ich hart. Im ew'gen Spiel der Winde,
Im Wettersturm, von Sonne nie durchblickt,
Umzog das stärk're Bäumchen sich mit Rinde,
Das schwäch're neigte sich und war zerknickt.

O seliges Gefühl der ersten Tage,
Warum mußt du ein Traum gewesen sein!
Lebt denn das Schöne nur in Bild und Sage?
Und schlürft's die Wirklichkeit wie Nebel ein?

Schöner ist eine Frau nie besungen worden. Rückhaltlos hat Grillparzer es hier ausgesprochen, dass es an ihm lag, wenn dieses Verhältnis nicht zur Ehe führte. Er einzig und allein hatte es gebrochen. Sie blieb ein Weib! Er konnte eben das Weibliche nicht auf die Dauer lieben, in ihm selber lag zu viel des femininen Empfindens. Sie war ein Weib und er war kein Mann. Darum konnten sie nicht zusammenkommen, darum musste dieses anfänglich so glückliche Verhältnis früher oder später ein Ende nehmen.

Jahre mögen vergangen sein, ehe sich Kathi an den neuen Zustand gewöhnt hat. Grillparzer blieb in traulichem Verkehr mit den Schwestern, brachte seine

Abende oft und gern bei ihnen zu und fand hier den herzlichen Familienanschluss, der ihm seit dem Tode seiner Mutter so gefehlt hatte. Katharina mag damals noch manchen heissen und schweren Kampf mit sich allein durchgerungen haben, endlich aber fand auch sie die Ruhe des Herzens und die Zufriedenheit mit ihrem Schicksal wieder, die ihr diese Liebe geraubt hatte. Unbefangen, als wenn nie etwas zwischen ihnen beiden vorgefallen wäre, verkehrte sie fortan mit dem Dichter und sorgte mit grösster Teilnahme für seine kleinen Bedürfnisse. Als der Freund im Jahre 1843 eine Reise nach Griechenland antrat, war sie ganz ausser sich über die gefahrvolle Reise und weinte beim Abschied heisse Tränen. Er schrieb ihr mehrere lange Briefe von unterwegs. Der erste Brief trägt die Ueberschrift: „Verehrtes Fräulein“, während er später wieder „Liebe Katti“ schreibt. Von den Antwortschreiben Kathis sind zwei bekannt geworden, die uns zeigen, wie diese beiden Menschen in späterer Zeit miteinander verkehrt haben.

So schreibt Kathi:

„Aus Ihren so eben erhaltenen humoristischen Brief ersehe ich mit Freude, dass Sie Gott Lob! gesund und mit Ihrer Reise noch zufrieden sind; nur war ich Anfangs betroffen zur Aufschrift Fräulein zu lesen und ich glaubte schon eine Verwechslung hätte stattgefunden, da ich weiter lesend mich aber überzeugte, dass er doch an mich war, so danke ich herzlich für die beruhigende Nachricht und bitte als Aufschrift zu setzen: lieber Grillparzer! oder lieber Alter! oder lieber! Lieber! kurz jedes beliebige Dir freundliche Wort, so wie auch meine Person ganz demütig bittet um eine enliche Titulatur. Was

mein Leben betrifft, so bin ich so ziemlich ohne körperliche Schmerzen, webe — Socken, spiele zwischen drei und vier Clavier — — war mit den Schwestern und Leopold (Sonnleithner) in Lucia, wo ich an Erl (Tenorist) viel Vergnügen hatte, und machte gestern, Sonntag, eine grosse Tour, wo ich rechtes Heimweh hatte, ich musste nämlich bei den schönen Wiesen, herrlichen Aussichten, und so lieben Aun immer an Dich, lieber Alter denken. Sonst geth alles seinen alten Gang.“ ...

„Lieber Freund! Ihren lieben Brief, den ich gestern erhielt, hat uns alle vergnügt, mich ganz glücklich gemacht. Lachen Sie, spotten Sie; er wurde recht abgeherzt und abgedrückt, trotz der Gefahr, von der Pest angesteckt zu werden. Es war aber hohe Zeit direkte Nachricht zu erhalten, denn schon wollte der böse Kleinmuth mich beschleichen, dass ich, und meine Sorge vergessen sei. Da kam das sichtbare Zeichen der unsichtbaren Gnade, und so ist wieder auf einige Zeit Ruhe, aber ich fürchte, auf nicht lange. Denken Sie, welche grosse Freundlichkeit die Hofrätin Schwarzhuber hatte. Sie schickte uns durch Angerer, Montag den 24ten um 1/2 10 Uhr Abends einen Auszug aus einem Schreiben ihres Sohnes, woraus wir sahen, dass Sie den 12ten in Constantinopel angekommen, und den 13ten bei Stürmer speissten; der junge Mann ist von Dir, du abscheulicher Mensch ganz entzückt. Waren auch Frauen dabei? — nur nicht zu viel Schneketänze machen! — — — Wo werden Sie Ihren Namenstag zubringen? Wo soll ich Dich suchen? — — Auf Ihrer deutschen Reise fand Sie der Morgen dieses Tages im Thüringer Walde, wo Sie Sich von mir freundlich begrüsst fühlten, möchten Sie, obwohl Jahre dazwischen

liegen Sie noch von derselben innigen Anhänglichkeit überzeugt fühlen.“

Der Schluss dieses Briefes lautet:

„Mich dünkt ich habe den konfusesten Brief geschrieben: Sie, Du, ganz wirre durcheinander geworfen, das kommt daher weil mein Herz so voll, und meine Furcht Sie zu ermüden so gross ist. Entschuldigen Sie daher und erfreuen Sie bald mit einem Schreiben Ihre Katti.“

Man sieht, ihre Liebe war auch damals noch nicht erloschen. Selbst eine Regung der Eifersucht kommt zum Vorschein, wenn sie fragt: „Waren auch Frauen dabei?“ Die Leidenschaft war mit den Jahren entschwunden, aber die grosse, selbstlose, aufopfernde Liebe war geblieben und hat dem Dichter den Abend seines Lebens verschönt. Man mag die gesamte Literatur durchgehen, nirgends finden wir eine derartige Idealgestalt wie die Katharinas. Das Opfer, das sie brachte, ist ein so grosses, dass es fast menschliche Kraft zu übersteigen scheint. Sie hat nur ein Glück im späteren Leben gekannt, das Dasein Grillparzers zu verschönen, ihm Freude zu bereiten. Dieser Gedanke hat sie bis zum Tode des Dichters beseelt. Eine grössere Aufopferung ist nicht denkbar. Darum wird, so lange der Name Franz Grillparzer unvergessen ist, neben ihm der Name Katharinas genannt werden. An niemandem haben sich die Worte des Dichters in der „Sappho“ mehr erfüllt als an diesem herrlichen Mädchen:

Das eben ist der Liebe Zaubermacht,
Dass sie veredelt, was ihr Hauch berührt,
Der Sonne ähnlich, deren goldner Strahl
Gewitterwolken selbst in Gold verwandelt!

Rau, Franz Grillparzer.

9

Die schönsten Frauengestalten der Grillparzer'schen Dichtung werden von Katharina noch überragt. Am nächsten kommt ihr Melitta, von der Sappho sagt:

Das liebe Mädchen mit dem stillen Sinn,
Obschon nicht hohen Geist's, von mäss'gen Gaben
Und unbehilflich für der Künste Uebung,
War sie mir doch vor andern lieb und wert
Durch anspruchsloses, frommbescheidnes Wesen,
Durch jene liebevolle Innigkeit,
Die langsam gleich dem stillen Gartenwürmchen,
Das Haus ist und Bewohnerin zugleich,
Stets fertig bei dem leisesten Geräusche,
Erschreckt sich in sich selbst zurückzuziehen.
Und um sich fühlend mit den weichen Fäden,
Nur zaudernd waget, Fremdes zu berühren,
Doch fest sich saugt, wenn es einmal ergriffen,
Und sterbend das Ergriffne nur verlässt.

Als der Dichter nahe an Sechzig war, zog er zu den drei Schwestern Fröhlich und wurde ihr „Zimmerherr“. So lebte er mit ihnen bis an sein Lebensende, und er, der in der Blüte seines Daseins immer tief unglücklich erscheint, wurde hier, behütet von der Sorgfalt der Schwestern, ein heiterer, schicksalsruhiger Mensch. Er hatte mit dem Leben abgeschlossen. Er war sich bewusst, als Dichter das höchste erreicht zu haben, was in seiner Natur lag. Ohne Schuld und Frevel war er durchs Dasein geschritten, die Vergangenheit konnte ihm nicht die Gegenwart verbittern. So kam denn jene Ruhe des Gemüts über ihn, die er sein ganzes Leben vergebens gesucht. Wunschlos genoss er die Spanne Zeit, die ihm das Schicksal noch beschieden hatte.

In welchen drolligen Formen der Dichter mit den

alten Damen zu verkehren pflegte, dafür haben wir reichliche Beweise. Da er in jedem Jahr ins Bad reiste, liegen uns auch regelmässig Briefe an die Schwestern vor, in denen er mit sprudelndem Witz ihre kleinen Schwächen verspottet und sich in harmlosen Neckereien ergeht. So spricht er 1856 von seiner bevorstehenden Rückkehr nach Wien, „wo Milch und Honig fliesst, nur dass die Milch manchmal zusammenläuft und unter den Honig sich Sauerhonig mischt, welches Letztere gesund sein mag, aber nicht immer gut schmeckt.“ In einem Brief des Jahres 1859 redet er von den Stahlfedern, „die die geschickte Fräuln Pepi so gut eingepackt hatte, dass niemand, am wenigsten sie selbst, auf ihre Spur hätte kommen können.“ 1861 erteilt er die kategorische Weisung: „Die Schwestern sollen sich so lebenswürdig machen, als es ihnen nur immer möglich ist.“ Grillparzer bildete schliesslich mit den Schwestern Fröhlich nur noch eine Familie. Als er 1870, also im Alter von 79 Jahren, im Bade erfuhr, dass eine der Schwestern erkrankt sei, drohte er augenblicklich seine Kur aufzugeben und nach Wien zu kommen, wenn man ihm nicht auf der Stelle ausführliche Nachricht gebe. So sehen wir denn, wie der Dichter mit dem fortschreitenden Alter durch den steten heiteren Umgang mit den Schwestern Fröhlich weit lebenswürdiger und freundlicher wird, als er es jemals in der Jugend gewesen ist. Hätte er nicht die Schwestern Fröhlich gefunden, so würde sein Alter ebenso verbittert und freudeleer gewesen sein als das Schopenhauers. Als einsamer Sonderling, ohne Liebe und Genuss am Dasein, wäre er in den Tod gegangen, während er so in heiterer philosophischer Ruhe die Beschwerden des Alters ertrug und mit stolzer Befriedi-

9*

gung auf sein Leben zurückblickte. Den Dank, den die Menschheit dem Dichter schuldete und ihm zu Lebzeiten nur spärlich zukommen liess, haben die Schwestern in reichstem Masse abgetragen. Sie haben das sonnige Element, das ihm bis dahin gefehlt, in sein Leben gebracht. Es sei mir gestattet mit zwei Geburtstagsbriefen Grillparzers von den Schwestern Abschied zu nehmen. Diese beiden Briefe sind wohl das Humoristischste, was Grillparzer je geschrieben hat. Sie erquicken den Leser noch heute. Beide sind an Katharina gerichtet.

Wien, am 25. November 1847.

Hochschätzbares, verehrtes, beinahe vergöttertes Fräulein!

Einer Ihrer zahllosen, höchst geheimen Verehrer findet am heutigen Jahrestage des Dienstbothen-Namens Katharina, Gelegenheit, seine Gefühle durch äusserliche Zeichen auszudrücken. Er wusste lange nicht, wie er das ins Werk setzen sollte. Ihnen ein Kleid zu kaufen gieng nicht an, da er weiss, dass Sie Kleiderstoffe so lange im Kasten liegen lassen bis durch den Wechsel der Mode Zeug und Dessen lächerlich geworden sind, oder sie, bereits gemacht, Ihrer schmutzigen Schwester Pepi schenken, welche er ihrer bösen Eigenschaften wegen verabscheut und welcher er überdiess an ihrem noch weit entfernten Namenstage auch ein Geschenk zu machen sich vornimmt. Es verlautet, dass Sie einen Schreibtisch wünschen, was übrigens kaum zu glauben ist, da Sie die Schreibkunst so wenig ausüben, dass Sie nach vierzehn Tagen in Ihren Einkaufsrechnungen selbst nicht mehr lesen können was Sie vierzehn Tage vorher geschrieben. Einen „Tand“ von Gold oder Silber hielt er Ihren erhabenen Gesinnungen durchaus für unwürdig. Er be-

schloss daher Ihnen beiliegendes Windischgräzische Los zu verehren. Wenden Sie nicht ein, dass dieses einen bestimmten Geldbetrag ausdrücke. Umsonst bekömmt man gar nichts und alles was man schenkt, drückt daher einen Geldwerth aus. Die Ursache, warum er aber gerade ein Lotterie-Los wählte, ist folgende.

Sie haben unter Ihren Schwestern eine Zauberin, welche die Zukunft aus den kleinen Patience-Karten voraussagt. Sie weiss jedesmal, wer die achtzigtausend Gulden gewinnt. Wenn sie daher ihre Kunst zu Hülfe nehmen so kann ihnen das grosse Los nicht entgehen und die ganze Welt wird dadurch glücklich. Sie selbst können Ihre Neigung zur Wohltätigkeit und zum Schnupftabak auf die schrankenloseste Art befriedigen. Ihr fauler Neffe braucht gar nichts mehr zu lernen. Ihre Schwestern sind nicht mehr genötigt, durch Holzstehlen und Wucher sich den Lebensunterhalt zu erwerben und selbst der Schreiber dieser Zeilen hofft dadurch den Anspruch auf täglich d r e i grosse Aepfel zu begründen, die er sich pflichtschuldig jedesmal abholen wird.

Warum er übrigens ein Windischgräzisches und nicht ein Esterhazysches Los gewählt, hat zur Ursache, dass ersteres wohlfeiler ist und er, der überhaupt viele Aehnlichkeit mit Gott besitzt, ihm auch darin gleicht, dass er gerne grosse Wirkungen mit kleinen Ursachen hervorbringt.

Ergebenst, unterthänigst

Ein Tabakschnupfer.“

Wie mögen die Schwestern gejubelt haben, als dieses köstliche Schriftstück anlangte. Ein goldener, unschuldiger

Humor leuchtet daraus hervor. Man erkennt den griesgrämigen Dichter nicht wieder. Nicht minder gelungen ist ein Geburtstagsbrief des Jahres 1862. Grillparzers Vetter Leopold Sonnleithner pflegte den Schwestern Fröhlich alljährlich zu bestimmten Gelegenheiten kleine Geschenke zu machen. Im Jahre 1862 befand er sich gerade in Aegypten, als der Namenstag Katharinas fiel. Grillparzer vertrat seine Stelle und schrieb folgenden Brief:

Kalifornien, am 25. November 1842.

Verehrtes Fräulein!

Da ich weiss, dass Sie eine besondere Freude haben, wenn Sie an Ihrem Namenstage etwas von weither empfangen, so schicke ich Ihnen hiemit als Angebinde ein Los auf den hiesigen Kaziken Salami (auf deutsch Fürst Salm) werth 370 Bastonadi (37 fl. ö. W.), damit Sie damit den grossen Treffer von 40 Millionen machen.

Wir befinden uns sämtlich sehr gut, nur ist der Bürgermeister ins grosse Weltmeer gefallen, aber nach drei Tagen glücklich und gesund wieder herausgezogen worden. Ich selber habe den Chimborazzo bestiegen, dessen gar zu dünne Luft ich mir durch unausgesetztes Tabakrauchen verbessern konnte.

Ich freue mich schon auf einen Familien Wasch.

Leopold Edler von Sonnleithner m. p.

Ich habe das Liebesleben Grillparzers, so weit es sich auf das weibliche Geschlecht bezog, vollständig dargestellt, und der Leser wird mir beistimmen, wenn ich dasselbe als in hohem Grade merkwürdig bezeichne. Während es das Schicksal fast aller Menschen ist, einmal in ihrem Leben unglücklich zu lieben, das heisst, ihre Liebe nicht erwidert zu sehen, ist Grillparzer das umgekehrte Geschick zu teil geworden. Er hat weit mehr Liebe empfangen, ist weit mehr geliebt worden, als er Liebe zu geben vermochte. Einer anhaltenden, andauernden Liebe zum weiblichen Geschlecht war er überhaupt unfähig, so dass alle Frauen, die ihr Herz an den Dichter verloren, dadurch tief unglücklich geworden sind. Es war ihm dem weiblichen Geschlecht gegenüber fast nur eine rein geistige Sympathie möglich. Das genügte aber begreiflicherweise den ihn liebenden Frauen nicht, sie forderten mehr und führten damit den Bruch herbei. Rein und keusch ist der Dichter sein Leben lang geblieben, ohne dass es einer besonderen Anstrengung, eines Kampfes mit der eigenen Natur bedurft hätte. Ihm erschien der körperliche Genuss roh und verwerflich, weil er eben der wahren, stets in letzter Hinsicht in der Sinnlichkeit wurzelnden Liebe zum anderen Geschlecht nie und nimmer fähig war. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, dass die Jugenderinnerungen im Grünen eine Stelle enthalten, die auf eine sexuelle Schuld des Dichters hinzudeuten scheint:

„Ein Vorhang deckt, die darauf folgt, die Stelle;
Ich lüft' ihn nicht, Erwähnung schon genügt,
Zwei Sphingen ruhn an der verborgnen Schwelle,
Das Götterhaupt dem Tierleib angefügt.

Der Eintritt scheint zu Hoffnungen berechtigt,
Das Ende wär' als Anfang gut genug;
Doch eh' der Geist der Folge sich bemächtigt,
Ist auch vorüber schon der grobe Trug.

Indessen ist diese Stelle doch immerhin so rätselhaft dunkel gehalten, so verschleiert, dass den genauen Sinn derselben niemand ergründen kann. Wir wissen nicht, welches Ereignis, welche Tat dem Dichter hier vorschwebt. Selbst wenn er aber in Jugendtagen einmal vorübergehend in Schuld verstrickt worden wäre, so kann es sich nur um eine ganz kurz gehaltene Verfehlung handeln. In seinem späteren Leben hat er einen geradezu musterhaften Lebenswandel geführt. Dabei fehlte ihm die Sinnlichkeit nicht völlig; nur war sie äusserst schwach bei ihm entwickelt. Die herrlichen Liebesschilderungen in seinen Werken entstammen weniger seinen eigenen Erfahrungen als der scharfen Beobachtung des Lebens, die ihm zu allen Zeiten eigen war. Seinem kritischen Blick entging nichts, und er, der die Liebe im höchsten Stadium nie an sich erfahren hat, ist wie kein anderer in das Verständnis, in die Psychologie der Liebe eingedrungen.

Aber wir haben erst eine Seite seines Liebeslebens kennen gelernt. Seiner komplizierten Natur entsprechend war auch dieses vielgestaltiger als das der meisten Menschen. Neben der Liebe zum Weibe findet sich bei Grillparzer die Liebe zum Manne.

Ueber diesen Gegenstand ist bisher nichts geschrieben worden. Die Ursache liegt wohl darin, dass die meisten



Nach einer Zeichnung von Moriz v. Schwind.

Biographen des Dichters mit der gleichgeschlechtlichen Liebe und ihren Erscheinungsformen nicht vertraut waren. Sexualpsychologie wird ja noch immer fast ausschliesslich von Psychiatern getrieben.

Dass sich bei Grillparzer auch die Liebe zum eigenen Geschlecht in den engumgrenzten ethischen Schranken gehalten hat, ist bei der Natur des Dichters von vornherein selbstverständlich. Diese Liebe aber aus falscher Prüderie oder im Interesse des Dichters einfach zu leugnen, geht nicht an. Die Wahrheit steht höher als derartige Rücksichten. Auch werden wir uns überzeugen, dass die gleichgeschlechtliche Liebe so, wie sie bei Grillparzer auftritt, durchaus edel und sittlich ist, dass sie ihn nicht entwürdigt, sondern geadelt hat. Das Andenken des Dichters wird durch die folgende Darstellung in keiner Weise herabgesetzt werden.

III.

Grillparzer und seine Freunde.

Digitized by Google

Als sich der Dichter im vorgeschrittenen Alter entschloss, seine Selbstbiographie zu schreiben, ging er mit dem Vorsatz an diese Arbeit heran, wohl eine genaue Darstellung seiner geistigen Entwicklung zu bieten, aber alles, was sich auf sein Gefühlsleben bezog, streng auszuschließen. Er ist seinem Vorsatz treu geblieben, so dass wir in dieser Schilderung seines Lebens über die innere Entwicklung des Menschen nur wenig unterrichtet werden. Seine Leiden als Beamter, die Zurücksetzungen aller Art, hat er getreulich zusammengetragen, gewissermassen als eine Art des Protestes gegen dieselben, aber die Freuden und Leiden seines Herzens fehlen völlig. Das harte Urteil Hamerlings über seine Biographie habe ich bereits mitgeteilt. Und dennoch! einmal wird der Dichter in dieser Arbeit doch von seinem Gegenstande fortgerissen, einmal vergisst er seinen Vorsatz, die Erinnerung übermannet ihn und er erhebt sich zu einer Wärme der Darstellung, die den Leser unwillkürlich in Erstaunen versetzt. Es ist dies die Schilderung seiner Studentenzeit und seines Verkehrs mit gleichaltrigen Studiengenossen.

Insbesondere war es ein junger Mann, namens Altmüller, zu dem sich Grillparzer aufs höchste hingezogen fühlte und mit dem er ein herzliches, ja geradezu leidenschaftliches Verhältnis einging. Die Liebe zog in die Seele des Jünglings ein und nahm stürmisch von ihr

Besitz. Altmüller war nach der Schilderung des Dichters ein schwarzer, gedrungener, durchaus nicht hübscher, sogar etwas ordinär aussehender junger Mann, dem aber bei jedem Anlass der Humor und der Verstand aus den Augen blitzte. „Wodurch er sich an mich gezogen fühlte,“ schreibt Grillparzer wörtlich, „weiss ich nicht, nur so viel weiss ich, dass beinahe vom ersten Augenblicke unserer Begegnung an wir uns mit einer fast leidenschaftlichen Neigung aneinander schlossen.“

Die Neigung war durchaus gegenseitig. Altmüller besass eine ironische Ader, er liebte es, seine Bekannten zu necken, aber Grillparzer hörte niemals ein Wort des Spottes von ihm.

Es war ein rein ideales Verhältnis zwischen beiden, das nicht durch den leisesten Zwiespalt getrübt wurde. Durch die ganze Zeit der Studienjahre trafen sie sich täglich vormittags im Hause eines gemeinschaftlichen Freundes und jeden Abend waren sie vier bis fünf Stunden allein sich gegenüber. „Was wir in diesen vielen Abenden und unzähligen Stunden gedacht, gesprochen und getrieben haben, um den Reiz des Beisammenseins immer neu zu erhalten, kann ich mir jetzt kaum denken, besonders bei der Verschiedenheit unserer Richtungen.“

Sie streiften wohl auch in der schönen Umgebung von Wien umher und unterhielten sich unterwegs mit Plänen für die Zukunft. „So standen wir einmal auf der Höhe des Kahlenberges, hinter uns das Fussgestelle einer abhanden gekommenen Statue. Wir bestiegen den

altarähnlichen Block, geradezu mit dem Gefühle einer prätendierten Göttlichkeit, und sahen in die unermesslich ausgebreitete Gegend hinaus, wobei wir einander umschlungen hielten. Von uns unbemerkt hatte ein ältlicher Herr, offenbar ein Norddeutscher, die Höhe erklimmen und stand nun und sah uns verwundert an. Ja, sagte Altmüller, indem wir herunterstiegen, staunen Sie nicht! Der da — indem er auf mich zeigte — wird einen Tempel bauen, und ich werde ihn niederreißen. Er meinte bei letzterem Lavoisiers damals neues System der Chemie. Der fremde Herr mochte wohl glauben, ein paar Wahnsinnige vor sich zu haben.“

Es war die schönste Zeit im Leben des Dichters. Die reinsten Freuden, die edelsten Genüsse hat ihm dieser Liebesbund bereitet.

Mit dem Freunde trieb er gemeinsam alle möglichen Wissenschaften. Ihm zu Liebe versenkte er sich in Materien, die seiner eigentlichen Geistesrichtung völlig fern lagen.

Er konnte sich damals ohne Altmüller überhaupt kein glückliches Dasein vorstellen. In allen seinen Wünschen und Hoffnungen spielte die Person seines Freundes eine Rolle. Ihn hatte er bei allem im Auge, er bildete den Mittelpunkt all seiner Gedanken.

In der Selbstbiographie, aus der ich vorstehend einige Stellen mitgeteilt habe, hat Grillparzer die Höhe seiner Leidenschaft für Altmüller nur angedeutet. Vielleicht war es ihm im Alter nicht mehr völlig gegenwärtig, wie sehr er diesen Freund einmal geliebt, welche Höhe seine Leidenschaft erreicht hatte. Denn Liebe war unstreitig das Gefühl, das ihn zu Altmüller hinzog,

heisse, verzehrende Liebe mit allen ihren Begleiterscheinungen. Selbst die Eifersucht stellte sich bei Grillparzer ein.

Wir sind über die Empfindungen des Jünglings deshalb so genau unterrichtet, weil sich die Tagebücher des Dichters aus jener Zeit erhalten haben. Diese Selbstbekenntnisse, bei deren Niederschrift nicht im entferntesten an eine Veröffentlichung gedacht war, gewähren uns einen tiefen Einblick in seine damalige Gefühlswelt.

Die Tagebücher reden eine deutliche Sprache. Wohl handelte es sich zwischen Grillparzer und Altmüller um ein Verhältnis, welches aus der Gemeinsamkeit der Anschauungen und Gedanken resultierte, aber dabei blieb es nicht stehen, sondern es erhob sich zu einer Höhe der Leidenschaft und einer Innigkeit, für die nur das Wort Liebe den richtigen Ausdruck bildet.

Grillparzer hätte damals, ohne einen Augenblick zu zögern, das Herzblut für seinen Freund hingegeben. Er hatte den Schwerpunkt seines eigenen Ich in den Freund verlegt. Kein weibliches Wesen hat auch nur entfernt den gleichen Sturm der Gefühle in ihm zu erwecken vermocht. Während wir in seinem Verhältnis zu den verschiedensten Frauen eifersüchtige Regungen nur in geringem Masse antreffen, treten dieselben in seinem Verkehr mit Altmüller, wie ich schon sagte, heftig hervor. Es möge hier die Eintragung folgen, die der Neunzehnjährige am 16. Juni 1810 spät abends in sein Tagebuch machte:

„Ich kam heute zu Altmüller und besah, da er eben nicht zu Hause war, seine Bücher und Schriften. Als ich letztere durchsuchte, fand ich in einem Hefte seines Tagebuches einige Briefe von ihm an Karl N. (seinen

eigentlichen Namen weiss ich nicht) und einige Bemerkungen über sein Verhältnis mit diesem letzteren. Ich habe wohl nie die Stärke meiner Freundschaft für A. so sehr gefühlt, als in diesem Augenblick, aber zugleich trat meine leidige Eitelkeit, die ich schon so oft verfluchte, ins Spiel. Die Rede war von mir. Ich las mit Begierde fort und hoffte immer auf einen Ausdruck zu stossen, der mir zur Ehre gereichte, aber leider hatte ich mich verrechnet, ich fand nichts, was sich zu meinem Lobe hätte auslegen lassen, und nun war mein Stolz in Aufruhr, aber noch weit schmerzlicher war die Empfindung, zu lesen, wie A. behauptet, er hätte sich bisher noch immer in der Freundschaft betrogen! Ich erinnere mich kaum einer Sache, die einen so heftigen Eindruck auf mich gemacht hätte! Gekränkte Eigenliebe, Scham und Eifersucht versetzten mich in eine Stimmung, die durch den Eintritt Altmüllers, der eben jetzt nach Hause kam, nur noch vermehrt wurde. Ich war unentschlossen, was ich tun sollte, doch ich konnte nicht an mich halten. Ich machte ihm Vorwürfe über seine Falschheit, und statt der weiteren mündlichen Erklärung, denn bei Gott, es wäre mir unmöglich gewesen, weiter mich über den Grund meines Zornes zu äussern, warf ich ihm sein Heft auf den Tisch. Es lässt sich nicht rechtfertigen, ihn Du, seinen lieben Karl zu nennen! Er sagte mir sehr oft, er sei auf Maillern eifersüchtig, was er doch nie Ursache hatte, und nun! Der Gedanke, dem jungen Menschen nachgesetzt zu werden, ist mir von jeder Seite unerträglich.“

Die Verzweiflung über die Treulosigkeit des Freundes ist so gross, dass ihn, den Jüngling, hypochondrische Ge-

Rau, Franz Grillparzer.

10

danken erfüllen und er an ein Versiegen seiner Kraft bereits damals zu glauben beginnt. Wie eines Traumes erinnert er sich nur noch der Zeit, wo er in mond hellen Nächten die ganze Welt vergessen und sich zu einer Stufe der Schwärmerei erheben konnte, bei deren Anblick er nun beinahe Schwindel verspüre. Er sei nicht mehr im stande, ein nur mittelmässiges Gedicht zu machen, und er befürchtet allen Ernstes das Versiegen seiner poetischen Ader. Auch sei er gar nicht mehr fähig, sich für etwas zu interessieren. Als Beweis führt er unter anderm an, dass er, der einst kein hübsches Mädchen sehen konnte, ohne sich zu verlieben, jetzt mit gleichgültigen Augen weit schönere vor seinem Auge mit Gleichgültigkeit sehe, ohne dass ihm auch nur ein verliebter Gedanke in den Sinn käme. Ja sogar sein Ideal von einer Geliebten, das sonst immer so lebhaft seiner Seele vorgeschwebt habe, beginne mehr und mehr zu verblassen. Dieses Bekenntnis ist von besonderer Bedeutung. Der Dichter gesteht hier zu, dass zugleich mit dem Beginn des Verhältnisses zu Altmüller sein Interesse für das weibliche Geschlecht wesentlich nachgelassen habe. Dass diese beiden Umstände vielleicht in kausalem Zusammenhang stehen könnten, dieser Gedanke kam ihm nicht in den Sinn. Und doch war dies offenbar der Fall. Indem sich all seine Gefühle auf die Person des Freundes konzentrierten, indem die ganze Glut und Leidenschaft, deren er fähig war, von dieser einen Person absorbiert wurde, liess natürlich jedes Interesse zu anderen Personen nach, doppelt aber zu Personen des weiblichen Geschlechts. Denn in dieser ganzen Periode hatte augenscheinlich das Weibliche im Naturell des Dichters die Oberhand, so dass nur die männlichen Eigen-

schaften auf ihn Eindruck machten, wie denn auch seine Produktivität in dieser Zeit gleich Null war. Doch hören wir, wie jene Tagebuchstelle weiter lautet:

„Ich kannte einst keinen erhebenderen Gedanken als den, an A.'s Hand Wien und Oesterreich zu verlassen und in anderen Ländern ein Glück zu suchen, das ich hier nicht finden kann oder doch wenigstens nicht finden will, wenn je in meinem Zustande von Wollen die Rede sein kann; in jeder unangenehmen Lage schwebte mir diese Idee vor, und sie erheiterte mich; kein Zweifel wegen des Fortkommens stieg in mir auf, oder meine Phantasie wusste sie wenigstens sogleich zu beschwichtigen, aber nun wage ich es kaum zu denken.“

Das Ziel seines Lebens war also damals einzig und allein die dauernde Vereinigung mit dem Freunde. Jetzt, da dieses Ziel bei der Untreue Altmüllers nicht mehr zu verwirklichen ist, steht er völlig fassungslos da. Sein seelisches Gleichgewicht ist gestört, er weiss sich nicht zu helfen. Da steigt die Erinnerung in seinem Geiste auf an eine Zeit, wo das männliche Empfinden in ihm die Oberhand hatte, wo Willenskraft und Entschlossenheit ihn beseelten, wo er nicht in der völligen, widerstandslosen Hingabe an einen andern Menschen sein Glück suchte, wo sich ihm alle Begebnisse des Lebens poetisch gestalteten, und unerschöpfliche Schaffenskraft ihn beseelte. Dieser Erinnerung gibt er sich völlig hin:

„Himmel! Bin ich noch derselbe, der so voll Mut und Kraft dastand, bereit, es mit dem Schicksale aufzunehmen, bin ich noch der feurige, tiefühlende Mensch, der dahinschwelgte in den Gebieten der Poesie und in dem Reiche seiner ungeheueren unermesslichen Phantasie?

10*

Dass mir doch Gott, da er mir alles, was mich einst so selig machte, nahm, die Scham, die Selbsterkenntnis genommen hätte, um mich, da ich nichts Ausserordentliches werden sollte, doch wenigstens zum rechtlichen Bürger nicht zu verderben! Aber so kann's nicht bleiben, ich kann's nicht mehr aushalten! Alles kann ich vertragen, aber Selbstverachtung nicht. Es muss sich ändern, es gehe, wie es wolle. So oder so! Zeigt sich kein geebnetter Weg meinen Blicken, nun gut, so eröffne ich mir einen selbst, und sollte der Pfad aus diesem Labyrinth auch aus diesem Leben führen; ich muss hinaus, es koste, was es wolle! Noch ein Tag wie der heutige und —. Es ist nicht möglich, ich kann mir die verdammte Idee nicht aus dem Kopfe bringen! Dies Verhältniß, das ich so lange als einen Teil meines Glückes betrachtete, getrennt von ihm, den ich durch jedes vertraulichere Wort mit einem andern zu verraten glaubte, von ihm, den mein Aussenbleiben verstimmen, meine Kälte zur Schwermut treiben konnte! Ich, aufgeopfert einem fremden, unbekanntem Jungen, von dessen Charakterlosigkeit hinlänglich sein Aufdringen zeugt. A., den mein oftmaliges, unbesonnenes, zurückstossendes Benehmen nicht abwendig machen konnte, sucht nun in dem Busen dieses — Menschen, was er bei mir nicht finden kann. Er sei bisher noch immer in der Freundschaft betrogen worden, daher fliehe er zu ihm. — So musste denn geschehen, was ich mir immer als unmöglich dachte, und Wohlge-muth hat recht, hat recht, nicht durch meine, was mir A. immer vorwarf, — durch A.'s eigene Unbeständigkeit! — Aber wo hatte ich meine Augen! Warum bemerkte ich

nicht schon längst seine Gleichgültigkeit! Er, in dessen Arm ich in jenen heiligen Stunden gelegen hatte, der allein, von allen Menschen allein, das Innerste meines Herzens sah; er konnte schon vor einiger Zeit an jenem arabischen Pedanten Interesse finden und konnte nun wieder diesen Burschen kennen, ihm schreiben, ihn Du nennen. — O jenes mir unvergesslichen Abends, wo ich ihn zum ersten Male Du nannte, und mit diesem Worte auf ewig meine Freundschaft besiegelte, wie heilig war mir dieses Wort und wie missbrauchter es nun! — Und dann vollends borgt er von ihm zwanzig Gulden! Gerade das hat mich am heftigsten ergriffen! Wie grosse Vertraulichkeit setzt das voraus, oder —. O wie sehr habe ich dich verkannt, oder wie sehr hast du mich hintergangen? — Ich muss zu ihm, ich muss Aufklärung haben, in dieser Stimmung kann ich nicht länger bleiben. Doch wozu Aufklärung in einer Sache, die ohnehin schon klar genug ist. — Doch's schlägt 1 Uhr, ich will zu Bette gehen und wenigstens auf einige Stunden vergessen.“

Ist das nicht völlig die Sprache eines verlassenem Liebenden? Seine Verzweiflung hat den höchsten Grad erreicht. Diese Enttäuschung kann er nicht verwinden. Er hat mit dem Leben abgeschlossen, selbst der Gedanke an Selbstmord tritt an ihn heran, wenngleich er sofort energisch zurückgewiesen wird. Ein namenloser Schmerz erfüllte ihn, und er mag an jenem Abend sein Bett reichlich mit Tränen benetzt haben. Doch schon am andern Tage erfuhr er, dass er sich getäuscht hatte, dass Alt Müller unschuldig war. Die Briefe, die ihm in die Hände gefallen waren, hatte A. in einer müssigen Stunde er-

dichtet. Sie waren nie abgesandt worden. Es klingt diese Mitteilung etwas merkwürdig, sie beweist, dass Altmüller ebenfalls eine recht exzentrische, bizarre Natur gewesen sein muss. Grillparzer aber schrieb in sein Tagebuch:

„Er ist mein Freund, und bei Gott, kein Schatten eines Misstrauens ist in mir! Ich fühle mich erheitert, leichter, aber dennoch ist noch nicht alles, wie es sein sollte, meine Melancholie, die mir so unerklärbar ist, ist leider noch nicht verschwunden.“

Der Grund dieser getrübten Freude ist leicht anzugeben. Hatte er doch am vergangenen Tage unter dem Eindruck des erlittenen heftigen Schmerzes einen Blick auf die Vergangenheit geworfen, war er sich doch bewusst geworden, dass er in einer früheren Periode seines Lebens geistig freier, unabhängiger dagestanden, dass er einen guten Teil seines Könnens, seiner Kraft eingebüsst hatte. Die einmal heraufbeschworenen Gedanken wurde er nicht wieder los.

Wie sehr er Altmüller geliebt hat, wie er sich eine glückliche Zukunft ohne ihn gar nicht denken konnte, dafür spricht auch eine Eintragung, die er acht Tage später machte. Unter dem Einfluss Rousseauscher Naturschwärmereien kommt der Jüngling, nachdem er sich mit Verachtung von allen zivilisierten Staaten abgewandt hat, zu dem eigentümlichen Wunsche, die Stätte seines Wirkens in Otaheiti aufzuschlagen, „das wie ein Feenland meiner Phantasie vorschwebt, nach dem alle meine Wünsche fliegen, und das ich mir in einsamen Stunden der Melancholie in so reizenden Farben male. Gewähre mir eine Hütte für mich und Georg (Altmüller) und ein Weib, das auf deinen Fluren

geboren, in ihres Gatten Glück ihre Seligkeit, in einem Büschel Federn all ihre Wünsche erfüllt findet.“

Die zweite Forderung, die Grillparzer hier an das Schicksal stellt, ein treues Weib, wird offenbar nur in Anlehnung an die Rousseauschen Gedanken erhoben. Des Dichters innerster Natur lag dieser Wunsch damals fern. Aber selbst wenn man dies in Abrede stellen wollte, so berührt es doch in jedem Falle sonderbar, dass der Freund und die Gattin auf eine Stufe gestellt, ja sogar der Freund vor der Gattin genannt wird.

Grillparzer blieb mit Altmüller noch länger als ein Jahrzehnt aufs innigste befreundet. Als er sich von seiner Leidenschaft für Katharina Fröhlich ergriffen fühlte, war Altmüller der erste, dem er davon Mitteilung machte. Jener lange, im vorigen Kapitel mitgeteilte Brief über seine Liebe zu Katharina ist an ihn gerichtet. Später kam er mit dem Freunde vollständig auseinander. Den ersten Anlass dazu gab seine Hofmeisterstelle, die ihn aus Wien entfernte. Auch wandte sich Altmüller immer mehr den naturwissenschaftlichen Fächern zu, die Grillparzer völlig fern lagen. Ihre Interessensgebiete verschoben sich völlig, so dass eine innere Entfremdung Platz greifen musste.

Altmüller wurde nach mancherlei höchst seltsamen Schicksalen Professor der Technologie und hat sich als solcher einen gefeierten Namen erworben. Eine wie hohe Vorstellung Grillparzer indessen von seinen Fähigkeiten besessen, geht aus der Bemerkung des Greises hervor, wonach „die Gaben seiner Jugend“ ihn (Altmüller) zu unendlich mehr berechtigt haben. Nur infolge eines Hanges zur äusseren Vernachlässigung sei er

nicht weiter gekommen. Man fragt sich unwillkürlich, welche Stellung dem Dichter den Eigenschaften seines Freundes entsprechend erschienen sein mag, wenn die Stelle eines Professors der Technologie ihm als unwürdig galt. Allerdings muss hierbei berücksichtigt werden, dass eben Grillparzer — hierin, wie in so vielem andern, „Goethes Widerspiel“ — eine heftige Abneigung gegen die Naturwissenschaften besass und alle Leistungen auf diesem Gebiete nur mit Geringschätzung behandelte.

Altmüller, war die stärkste, aber nicht die einzige Leidenschaft, die der Jüngling zu Personen des gleichen Geschlechts empfunden hat. Das Verlangen und die Sehnsucht nach Freundschaft haben den Dichter in den Tagen seiner Jugend immerdar erfüllt, und mit Entzücken bemächtigte er sich des „Don Carlos“. Dieses Hohelied der Freundschaft, wie man es nennen könnte, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn und liess in ihm zuerst den Wunsch erwachen, sich selber dramatisch zu versuchen.

Um jene Zeit entstanden neben dem gänzlich wertlosen Stück: „Blanca von Castilien“ die Fragmente des „Spartakus“, „die uns wie der Torso einer Kolossalstatue anmuten.“ Hier hat der Dichter manches von seinen eigenen Empfindungen dargestellt. Auch das Motiv kommt mehrfach zum Vorschein.

Publipor liebt den Spartakus mit heisser Glut. Lange Zeit hatte Spartakus seine Liebe nicht erwidert und dem Freund dadurch die grössten Leiden bereitet:

„Denn ach! Der Stachel, der am tiefsten gründet,
Ist Liebe, die nicht Gegenliebe findet!“

— — — — —

So kränkt' er mich mit kaltem Uebersehn,
Bis erst vor kurzem, kaum sind's dreissig Tage,
Die Stund' erschien, in der sein Herz sich aufthat.
Er kam nach Haus mit Blute übergossen,
Das ihm aus zwanzig Wunden quellend strömte;
Mit lautem Angstruf eilt' ich auf ihn zu,
Da warf er sich in meine offenen Arme
Und drückt' mich an die Brust, dass es fast schmerzte,
Und seine Tränen flossen in die meinen,
Des Bluts nicht achtend, das dem Leib entquoll,
Bis er, den Mund gepresst an meine Lippen,
Erstarrt, ohnmächtig mir am Busen hing.
Seit jenem Tage hat sein ganzes Wesen
Mit einem mächt'gen Schlage sich verkehrt.
Wie, wenn die jungen Frühlings lauer Finger
Den Schnee streift von der Erde starren Gliedern,
Das Gras hervortritt aus der Winterhülle,
Der Rose zarte Wangen süß erröten,
Die blauen Glöcklein holde Freude tönen,
Die Knospe auszieht ihren rauhen Pelz,
Des Bächleins Wellen durch die Wiesen hüpfen,
Und alles lebt und atmet und sich freut —
So schwand aus seiner Seele jener Frost,
Der so oft mit Verzweiflung mich erfüllte,
Und alle süßen Blüten keimten auf,
Die dieses rauhen Lebens Stirn' umkränzen,
In Blumenfelder wandeln seine Wüsten.
Er war nun aufgelöst in Götterwonne;
Nicht mehr zum Boden senkt er seine Blicke,
Gleich Adlern liess er sie zur Sonne fliegen;
Nicht mehr in finstern Nächten wandelt er umher,
Doch wenn des Mondes helle Silbersichel
Aus dunkelblauen Wolken niederglänzte,
Da stand er auf und ging hinaus ins Feld,
Das zauberisch im süßen Lichte schwamm.
Gleich einem Taumelnden ging er umher.
Hier fragt ihn einer, er, er hört es nicht,
Man ruft zur Mahlzeit, er wird's nicht gewahr,

Oft warf er feurig sich an meinen Hals,
Die Augen strahlten himmlisches Entzücken;
Doch nicht ein Wort entschlüpfte seinen Lippen —
So lag er lange, lang', und eine Träne,
Ein Fremdling in des Wilden Auge, quoll hervor.

Publipor befindet sich in einer verhängnisvollen Täuschung. Wohl ist in Spartakus die Liebe erwacht, aber nicht zu ihm, sondern zu Kornelia, der schönen Tochter des Krassus. In dem überströmenden Glück dieser ersten Liebe erwidert er die Liebkosungen des Freundes, während seine Gedanken weit von ihm entfernt sind. Da nun die ersten Schatten auf diese Liebe fallen, ist Spartakus völlig gebrochen und offenbart sein Geheimnis. Als er in dem Dämmerzustand seiner Liebe sogar den Dolch gegen Publipor zückt, und man ihn nur mühsam verhindert, den Freund zu erstechen, ruft dieser schmerzlich bewegt aus:

Lass ihn! Getötet hat er mich ja schon!
Mein Leben floh dahin mit seiner Liebe.
Er kann mich nur noch morden.

Publipor ist tief unglücklich darüber, dass er für so viel heisse Liebe nur Verachtung bei dem Freunde findet und seinen einzigen Trost bildet der Gedanke, dass der Freund wenigstens glücklich ist.

In einer andern Scene des gleichen Stückes wird von dem Gladiator Macro berichtet, der sich lieber habe geißeln lassen, als dass er sich mit seinem Freunde Rhötus geschlagen hätte.

Man sieht aus diesen Proben, dass den Dichter das Motiv der Freundesliebe damals ausserordentlich stark beschäftigt hat. Der Gedanke, das Zusammenleben junger

Leute zu schildern, entstammte übrigens einer Erinnerung aus seinem eigenen Leben. Als der grosse Korse im Jahre 1809 vor Wien rückte und die Stadt beschoss, hatte sich der Jüngling bei der Belagerung nicht von dem Studentenkorps ausschliessen können, das einen Teil der Festungsmauern besetzte. Der Not gehorchend, um nicht als furchtsam zu gelten, begann er sehr bald an dieser Situation Gefallen zu finden. Der Anführer des Korps war nach seiner eigenen Versicherung ein „bildhübscher“ junger Kavallerieoffizier. Auch die übrigen Mitglieder scheinen ihm nicht unsympathisch gewesen zu sein, so dass er sich während der wenigen Tage der Belagerung durchaus nicht unbehaglich fühlte und keine Regung der Furcht bei ihm zum Vorschein kam. Ja, er war tief entrüstet, als die Nachricht von der Uebergabe der Stadt gemeldet wurde.

Ueberhaupt brachte ihn seine Studentenzeit mit vielen gleichaltrigen Personen zusammen, wie denn dieselbe trotz widriger häuslicher Umstände einen Lichtpunkt in seinem Leben bildet. Noch aus seiner Schulzeit rührte die Freundschaft mit Mailler her. Dieser war der Sohn eines Müllers und hatte erst im Alter von etwa 16 Jahren den Entschluss gefasst, sich den Wissenschaften zu widmen. Durch die Ueberlegenheit seines Alters war er natürlich allen voraus. Grillparzer fühlte sich zu ihm hingezogen und hat durch diese Freundschaft viele geistige Anregungen erhalten. Mailler widmete sich der Theologie, wodurch diese Freundschaft einen dauernden Riss erhielt, und starb bald darauf. In dieser ersten Freundschaft hatte der Dichter nicht das erträumte Glück gefunden und rührend ist die Bemerkung seines Tagebuches über jenes Verhältnis:

„Ich bin unter einem unglücklichen Stern geboren; ich kann keinen Freund finden. — Es sagt irgendwo jemand, ich weiss nicht wer, der, der ein für Freundschaft empfängliches Herz habe, werde leicht einen Freund finden; ich glaube dies nicht. Ich wenigstens bilde mir ein, dass mein Herz für die Gefühle der wärmsten innigsten Freundschaft geschaffen sei, und dennoch finde ich keinen wahren Freund. Ich glaubte einst einen in Mailler gefunden zu haben, aber unser Gefühl war weniger Neigung für uns selbst, als vielmehr Neigung zu einem und demselben wissenschaftlichen Zweig, für Poesie. Mailler konnte nie mein wahrer Freund sein; denn er war nie im stande, mir seine Dichtereitelkeit aufzuopfern, was ich doch oft tat. Maillers Grundsätze harmonieren zu wenig mit meiner Denkungsart, als dass wir Freunde sein könnten. Er fühlt selbst, dass ich mehr Anlage zur Poesie habe als er, und dies erzeugt bei ihm Kälte, und diese seine Kälte macht auch mich kalt. Mailler war nie mein Freund und konnte es auch nicht sein. — Paumgartens Prahlsucht und wirklich allzu mittelmässiges Talent verdunkeln sein wirklich gutes Herz allzusehr. Er will herrschen in der Freundschaft und dem Himmel sei es gedankt, über P. fühle ich mich erhaben! Wenn Altmüller und Wohlgemuth meine Freunde sein sollten, so müssten sie gerade das nicht sein, was sie wirklich sind. Beinahe verzweifle ich, je einen wahren Freund zu finden.“

So dachte der Dichter im Jahre 1808. Wie innig später das Verhältnis zu Altmüller wurde, haben wir gesehen. In jener Zeit dagegen, hatte er eine durchaus schlechte Meinung von ihm. So sagt er: „Altmüller

ist zu vielseitig, zu ränkevoll, zu sehr Egoist, als dass er jemand's wahrer Freund sein könnte . . . Altmüller ist ein sehr geschickter Mensch, der manche Kenntnisse hat und sich besonders gegen Schwachköpfe das Ansehen zu geben weiss, als hätte er noch einmal so viel. Sein Gehirn brütet nichts als Paradoxen; er findet ein Vergnügen darin, einer andren Meinung zu sein, als es andre sind (denn er glaubt dies mehr interessant, obschon er nichts als widerlich ist), er prahlt mit chemischen Kenntnissen, obwohl er bei weitem nicht so viel besitzt, wie ich glaube, dass es nur der Mühe wert wäre, ihrer zu erwähnen, prahlt immer mit neuen Entdeckungen in jedem Reiche des Wissens und ist überhaupt ganz dazu gemacht, einem oberflächlichen Kopf zu imponieren.“

Wenn man diesem Urteil gegenüber die ausserordentliche Zuneigung Grillparzers zu Altmüller einige Jahre später ins Auge fasst, so entsteht die Frage: Hatte Altmüller wirklich die hier angegebenen Eigenschaften oder waren dem Dichter nur in einer Periode des Unmuts so bittere Worte in die Feder gekommen? Ich bin geneigt, das erstere anzunehmen und das veränderte Verhältnis zu Altmüller eben aus der Liebe zu erklären, die in Grillparzer erwacht war. Liebe macht ja in zahllosen Fällen blind, sie beraubt den Menschen des ruhigen, richtigen Urteils. Solange der Dichter gleichgültig an Altmüller vorüber gegangen war, konnte dieser nichts Begehrteswertes für ihn haben, musste er seinen im letzten Grunde oberflächlichen Charakter durchschauen. Nachdem ihn aber einmal die Liebe allmächtig ergriffen hatte, hörte jede gesunde Kritik auf, erschienen ihm selbst die zuvor verurteilten Eigenschaften des Freundes in verklärendem Glanze. Von da an konnte

er nicht gut genug von Altmüller denken, so dass ihm keine Stelle bedeutend genug erschien, um von diesem ausgefüllt zu werden.

Interessant ist es, dass der Dichter um jene Zeit von einem glühenden Hass gegen das weibliche Geschlecht erfüllt war. Den Anlass hierzu bot Charlotte Jetzer, die wir im vorigen Kapitel bereits kennen gelernt haben, da sie viele Jahre später in ein sehr intimes Verhältnis zu dem Dichter treten sollte. Damals war sie bereits mit Paumgarten verlobt und brach mit dem Verlobten. Es mag sich um einen Streit gehandelt haben, wie er selbst zwischen Verliebten vorzukommen pflegt, wie viel mehr bei Personen, die sich wohl innerlich fern standen und nie wirklich geliebt haben. Grillparzer aber fasste die Sache tiefer auf und sprach, gestützt auf dieses Beispiel, das Verdikt über das gesamte weibliche Geschlecht aus:

„Ihr (Charlottes) Betragen liefert ein abschreckendes Bild zum Gemälde des weiblichen Charakters. Nach allen Beweisen gegenseitiger zärtlicher Zuneigung bricht sie, bricht um eines Nichts willen und verträgt den Verlust eines Menschen, der ihr wirklich, wahrhaft gut war (wenn ich ihr Verhältnis auch nicht Liebe nennen will), mit einer Gleichgültigkeit, die mich empört; und doch ist sie keine von den schlimmsten ihres Geschlechtes, ihr Herz ist gewiss gut, und gewiss wagt es keine ihrer Gespielinnen ihr Bildung abzusprechen. Und unter diesen Geschöpfen suchst du das Ideal, das du dir in seligen Stunden schufst, das dir Trost zuwehte in allen Leiden und von dem meine Feder nur einzelne matte Züge aufzufassen vermag. In diesen von Gefallsucht und Eitelkeit geschwellten Busen willst du ein Herz suchen, das

den leisen Tönen deines Gefühls nachtönen soll, aus der Mitte dieser schnatternden, gezierten, faden, ekelhaften Kreaturen soll das Wesen treten, das in jenen geweihten Stunden, in denen das Herz sich aus Verzweiflung über die trockene Wirklichkeit aus zarten Wünschen eine Gestalt baute, in der du dein Glück, deine Seligkeit finden wolltest! Nur zu deutlich sah ich ein, dass mich meine Phantasie betrog, nie werd ich finden, was ich suche. Wie oft hab' ich mich betrogen! Unschuld schien mir hier von gesenkten Augenlidern zu winken und sieh, die Dummheit senkte den blöden Blick! Gefühl schien aus jenem schwermutsvollen Gesicht zu strahlen, indes Empfinderei die ungesalzenen Tränen erpresste, die mir der Zoll der Wehmut zu sein schienen; hier trug man Geist und Charakter zur Schau, doch prunkte Frechheit und Arroganz nur unkenntlich unter der ehrwürdigen Hülle. Kurz, ich hasse dieses verächtliche Geschlecht, das immer etwas anderes scheint, als es ist, das weinen kann ohne zu trauern, und lachen, ohne froh zu sein, bei dem Eitelkeit die Achse ist, um die sich all ihr Denken dreht, dem kein Opfer zu gross ist, um es diesen Götzen zu opfern, und die Freundschaft und Liebe mit Freude um ein kaltes Beifallslächeln der Bewunderung gäbe. Ich habe lange gesucht unter euch, um eine zu finden, die meiner Achtung wert wäre, aber umsonst. Nur in jenen Gefilden, wo noch reine ungeschminkte Natur thront, die Unschuld kein Märchen und Treue kein leeres Wort ist, dort lebt das, was ich suche, und meine eigene Verachtung treffe mich, wenn feige Bedenklichkeiten mich zurückhalten, es zu finden.“

Man wird bei diesen in ihrer Zuspitzung so ungerichten Urteilen unwillkürlich an Schopenhauer er-

innert, der ja auch die Frau als Inkarnation des Bösen darzustellen liebte, wie denn Grillparzer überhaupt mit dem Frankfurter Sonderling, über dessen Liebesleben Aufklärung ebenfalls dringend wünschenswert wäre, viele Aehnlichkeiten aufweist.

Der in jener oben angeführten Stelle recht gering-schätzig genannte Wohlgemuth war der Sohn eines Hofsekretärs, welcher ein gastliches Haus hielt und in dem sich Grillparzer zusammen mit den übrigen oft und gern einfand. Auch zu ihm scheint sich ebenso wie später zu Altmüller ein herzliches, wenn auch nicht gleich vertrauliches Verhältnis herausgebildet zu haben. Wenigstens lassen die Briefe Wohlgemuths aus späteren Jahren darauf schliessen. Doch darf nicht vergessen werden, dass Grillparzer inzwischen der weltberühmte „Autor“ der „Sappho“ geworden war, und es in jenen Frühlingstagen seines Ruhmes, die ach nur so kurze Zeit dauern sollten, als die höchste Ehre galt, sein Freund zu heissen. Da ferner die Antworten des Dichters nicht erhalten geblieben sind, so besitzen wir über dieses Verhältnis nur wenig Aufschluss. Das Urtheil des Greises über Wohlgemuth war nüchtern und kühl. Er schildert ihn als eine geistige Null.

Befremden muss es, dass sich über diese ganze Epoche im Leben des Dichters keinerlei Gedichte vorfinden. Während er den Frauen, für die er Liebe empfand, die herrlichsten Werke seines Genius zu Füßen legte, fand sich in den hinterlassenen Papieren auch nicht ein Vers vor, der von seiner Leidenschaft für Personen des gleichen Geschlechts berichtet hätte. Und doch erscheint es fast ausgeschlossen, dass diese feurigen Liebesbündnisse bei der überströmenden exzentrischen Natur Grillparzers nicht besungen worden sind. Es bleibt also nur eine Möglichkeit offen: dass der Dichter alle derartigen Dokumente aus jener Zeit vernichtet hat.

Diese Annahme hat sehr viel für sich. Grillparzer war geistig eine der freiesten Naturen, die man sich denken konnte. Er war innerlich weit erhaben über die Vorurteile seiner Zeit, er setzte seinen Stolz darin, alles selber zu untersuchen, nie eine von andern gefasste Meinung blindlings anzunehmen, wodurch er eben zu einer charakteristischen, gewaltigen, einsamen Sonderstellung gedrängt wurde. So hat er denn auch jene heute in den letzten Zügen liegende Anschauung, dass die gleichgeschlechtliche Liebe etwas Verwerfliches oder gar Verbrecherisches wäre, nicht geteilt. Hierfür haben wir einen klaren Beweis, den ich mir zum Schluss dieses Kapitels aufspare. Andererseits hat Grillparzer aber nie den Mut oder die Kraft besessen, seine Meinung im Gegensatz

zu der Allgemeinheit durchsetzen zu wollen. Er ging seine Wege und begnügte sich damit, seine Anschauungen für sich niederzuschreiben. Bei einem so heiklen Thema nun, wie dem vorliegenden, bestimmte offenbar die Zaghaftigkeit den Dichter, alle darauf bezüglichen Dokumente zu vernichten.

Gerade das Vernichtungswerk aber, welches der Dichter hier wahrscheinlich vorgenommen hat, lässt darauf schliessen, dass die vorhandenen Gedichte eine Leidenschaft geatmet haben, die jeden Zweifel über die Natur seiner Gefühle beseitigte.

Ueberhaupt möchte ich hier die Bemerkung einschalten, dass die Reichhaltigkeit des Nachlasses Grillparzers leicht zu der Annahme verführen kann, dass er keine Sichtung und Scheidung seiner unveröffentlichten Arbeiten vorgenommen hätte. Dies ist jedoch bei einer so vorsichtigen Natur wie die Grillparzers höchst unwahrscheinlich. Im Gegenteil dürfte der Dichter nicht nur Gedichte aus seiner Jugendzeit, sondern auch noch aus späteren Jahren vernichtet haben. Selbst die vollständigsten Gesamtausgaben seiner Werke sind daher nicht vollständig und müssen stets unter diesem Gesichtspunkte beurteilt werden.

Fast mit allen seinen Jugendfreunden kam der Dichter auseinander. Die meisten von ihnen entschwanden völlig seinem Gesichtskreis. Sie machten anderen Platz. Indessen war die Natur des Dichters zu verschlossen, als dass er sowohl in seiner Vaterstadt als auf den verschiedenen Reisen, die das Einerlei seines Lebens unterbrochen haben, zahlreiche Bekanntschaften gemacht hätte. Für blosse körperliche Schönheit war er nicht empfänglich. Ihn reizte die Seele, der Geist eines Menschen, und, da sich dieser notgedrungen bei einer ersten flüchtigen Bekanntschaft nicht zu erschliessen pflegt, so empfand Grillparzer nur selten das Verlangen, zu diesem oder jenem in ein innigeres Verhältnis zu treten. Endlich sind wir aber infolge der zeitweisen gänzlichen Zurückgezogenheit des Dichters und der daraus leider entspringenden Vergessenheit seiner Person über etwa zwei Jahrzehnte seines Lebens nicht derartig unterrichtet, wie es wünschenswert wäre. Wenn er daher schon an sich infolge seiner Naturanlage nur zu einer geringen Anzahl von Personen in ein inniges, herzliches Verhältnis getreten ist, so vermindert sich dieser Freundeskreis für uns noch durch die Unzulänglichkeit des Materials. Auf Vollständigkeit macht daher der folgende Teil in keiner Weise Anspruch.

Meistens pflegten derartige Bekanntschaften in der Weise zu entstehen, dass sich jüngere Dichter an Grillparzer mehr oder minder zaghaft wandten und um sein Urteil über die Erstlingswerke ihrer Muse baten. Grillparzer schlug bei der natürlichen Güte seines Charakters eine derartige Bitte nur selten ab und hätte es nie übers Herz gebracht, einem Anfänger jede Hoffnung zu nehmen. Das strenge „Nein“ kam nie aus seinem Munde, auch für Minderbegabte hatte er ein aufmunterndes, anerkennendes Wort. Die blutige Geißel der Kritik hätte er nicht zu schwingen vermocht. Dort aber, wo er einen wirklichen Dichter fand oder zu finden glaubte und ihm dessen Persönlichkeit zusagte wurde das Verhältnis sehr bald ein sehr inniges. So war es vor allem mit Eduard v. Bauernfeld. Dieser, dessen Tagebuch aus seiner Jugendzeit ebenfalls von vielen leidenschaftlichen Freundschaften erzählt, liess im Jahre 1827 in der Modezeitung ein Gedicht an Grillparzer erscheinen, in welchem er diesen mahnte, doch endlich nach längerem Verstummen wieder mit neuen Arbeiten vor das Publikum zu treten. Von dem in sehr schönen Versen geschriebenen Gedicht mögen bei seiner Länge hier nur einige Bruchstücke folgen:

Die Erde schimmert längst im reichsten Segen,
Die Frucht hat ihre Blüte schon verdrängt,
Der Sense reift die Saat bereits entgegen,
Zu Gold ihr Grün durch Sirius gesengt,
Bald wehret man dem Gang auf Bergeswegen,
Wenn reif die jetzt noch grüne Traube hängt:
Es ist die Zeit des Lebens und der Fülle,
Und jede Frucht löst, die sie barg, die Hülle.

Ja alles sucht aufs beste sich zu schmücken,
Fügt seinen Glanz zur allgemeinen Pracht,



Eduard von Bauernfeld.

Lebendig wird's im Tal, auf Bergesrücken,
Der Vogel flattert und die Blume lacht;
Dir aber schwand solch sommerlich Entzücken
Schon mehrmal hin und hatte keine Macht:
Drei Lenz blühten schon, so reich wie immer,
Drei Lenz blühten schon — du schweigst noch immer? . . .

O halte Dich nicht länger mehr verborgen,
Brich los, ein Bergstrom mit gewalt'gem Wort,
Und was es wirke, lass' die Hörer sorgen,
Und haftet's nicht, so reißt's doch immer fort!
Bedenk': nicht jedes Heut' hat auch sein Morgen,
Drum hebe frisch des Liedes goldnen Hort;
Erschütt're sie — sonst glaubt das Volk, das plaudert,
Es leiste mehr als Du, der edel zaudert. — —

O sieh! Der Lenz und seine Blüten schwinden,
Unhaltbar folgt der Tag dem Tage nach,
Bald lagert sich der Schnee auf diesen Gründen,
Wo ein Beglückter dunkle Veilchen brach;
Drum lass Dich schnell bereit zum Worte finden,
Das länger als der Mund währt, der es sprach;
Uns aber, die wir Dich dazu getrieben,
Uns zürne nicht und denk', dass wir Dich lieben.

Diese feinsinnige Huldigung verfehlte ihre Wirkung auf Grillparzer nicht. Er schrieb „seine Rechtfertigung“, deren erste Strophe lautet:

Was schiltst Du mich? Und wenn auch noch so leise,
Und wenn auch noch so schön in Ton und Wort,
Doch schiltst Du mich und tadelst meine Gleise,
Und wünschest mich an einem andern Ort.
Allein zugleich so freundlich ist die Weise,
Dass sie den Geist mir zieht, den Willen fort;
Und, was sonst lästig mir in Red' und Liedern,
Ich fühle mich gedrängt, Dir zu erwidern.

Grillparzer hatte bis dahin die persönliche Bekanntschaft Bauernfelds noch nicht gemacht. Dies

sollte im nächsten Jahre geschehen. Eines Tages stellte sich dieser, der als Lustspieldichter bereits einen gefeierten Namen hatte, bei Grillparzer vor. Natürlich empfing er den jungen Mann auf das freundlichste. Bauernfeld hatte ihm seine neueste Arbeit: „Der Brautwerber“ zur Beurteilung mitgebracht und Grillparzer versprach, dieselbe unverzüglich aufmerksam durchzulesen. Das tat er denn auch, und als Bauernfeld wiederkam, begrüßte er ihn geradezu mit Begeisterung. Er umarmte und küsste ihn mehrere Male, lobte die Verse uneingeschränkt und erklärte geradezu: er kenne in der deutschen Sprache keine ähnlichen und ausser den Goetheschen keine besseren; eine Uebertreibung, die uns bei der sonstigen Zurückhaltung des Dichters befremden muss und sich nur durch eine plötzlich aufsteigende Gefühlswallung erklären lässt. Die Begeisterung riss ihn fort.

Grillparzers Verkehr mit Bauernfeld wurde nun ein sehr herzlicher und er hat dem jungen Kollegen mit bewährtem Rat zur Seite gestanden. Es haben sich noch die Notizen erhalten, die er in jener Zeit über ein Stück Bauernfelds: „Braut und Bräutigam“ niedergeschrieben hat. An der Hand derselben mag er dann dem jungen Dichter Punkt für Punkt seiner Ausstellungen genau auseinander gesetzt haben.

So herzlich dieses Verhältnis durch volle zwei Jahre war, so begann es sich alsdann infolge des Grillparzerschen Verhaltens schnell abzukühlen. Bauernfeld ist einer der produktivsten Dichter gewesen, die es je gegeben hat. Wer sein Tagebuch liest, staunt geradezu vor der einzig dastehenden Leistungsfähigkeit dieses Mannes. Spielend hat er tausende von Versen hinter-

einander aufs Papier geworfen. Diese Eigenschaft musste ihm natürlich ein selbstbewusstes, flottes, sicheres Auftreten mit der Zeit verleihen. Und davon fühlte sich Grillparzer abgestossen, wie überhaupt die Vielschreiberei des Mannes ihm nicht zusagte, da er eine ganz andere Arbeitsmethode einzuschlagen gezwungen war. Vielleicht mischte sich auch, dem Dichter selber völlig unbewusst, ein wenig gekränkte Eitelkeit mit hinein, die er gegen Bauernfeld empfand. Wurden doch diesem Huldigungen und Anerkennungen zu teil, die er, der weit grössere Dichter, niemals empfangen hat.

Wie dem auch sei, seit dem Jahre 1831 beobachten wir von seiten Grillparzers das Bestreben, diese Freundschaft einzuschränken und das bisherige herzliche Verhältnis in ein kühles, förmliches zu verwandeln. In diesem Jahre hatte er mit Bauernfeld, Beyer und Karajan eine kleine Gebirgstour gemacht. Der Dichter trug einen Tornister, die übrigen Jagdtaschen. Unter wechselndem Regen wanderten sie über Meierling, Schwarzensee, Weissenbach nach Ischl. Unterwegs nahmen sie ein Nachtquartier bei einer Hofbäuerin. Grillparzer gefiel es in den Bergen so gut, dass er des anfänglichen Schwindels vergass und wie eine Gemse hüpfte. Und dennoch hat er gerade auf dieser Reise die feste Ueberzeugung gewonnen, dass Bauernfeld nicht zu ihm passte. In seinem Tagebuche findet sich am 26. August 1831 folgende Eintragung:

„Die Fussreise nach Ischl ward mir durch die Reisegesellschaft verleidet. Der Maler Beyer, Karajan, Bauernfeld. Beyer war krank. Karajan sonst ein gutartiger, unterrichteter Mensch, identifizierte sich gar zu sehr mit der umgebenden Natur und streifte

auch jeden Rest von Firnis ab, ohne den nur bedeutende Persönlichkeiten noch geniessbar sind. Bauernfeld fängt an durch das Komödiantenwesen und den Umgang mit Schauspielern verdorben zu werden. Die Innigkeit des Wesens, die ihn liebenswürdig machte, räumt einer Art Leichtfertigkeit und spitzigen Bestimmtheit Platz, die mir an jedermann widerlich ist, an ihm aber, des Kontrastes wegen, ärgerlich.“

Man sieht also, dass es eigentlich kein ernsthafter Grund war, der Grillparzers Antipathie gegen Bauernfeld verursacht hatte. Gerade dies zeigt aber, dass bis dahin das Verhältnis zwischen den beiden durchaus eine Herzensfreundschaft gewesen sein muss. Die war für immer zerstört. Es blieb nur noch eine literarische Freundschaft übrig, die später ebenfalls in die Brüche gehen sollte.

Am 16. September 1832 schreibt Grillparzer in sein Tagebuch: „Bauernfeld schickt mir Bücher zurück. Der halb natürliche, halb gemachte Leichtsinn dieses Menschen, den ich sehr geliebt habe, wird mir nachgerade widerlich. Ich betrachte ihn für verloren. Er könnte nur mit eigentlicher Applikation etwas werden. Sein ganzes Talent geht vom Gemüt aus, die dramatische Anlage ist ohnehin schwach.“ 1834 stellte Bauernfeld seine Besuche bei Kathi Fröhlich ein, weil Grillparzer sich beobachtet glaubte und dies übel nahm.

Das folgende Jahr führte die beiden durch Grillparzers ritterliches Verhalten wieder einander näher. Der ungezogene literarische Gassenjunge Saphir, der damals Wien unsicher machte und mit seiner frivolgehässigen Kritik die Lacher immer auf seiner Seite hatte,

vergriff sich eines Tages auch an Bauernfeld, indem er in ziemlich durchsichtiger Form von „einem mittel-mässigen Schriftsteller“ sprach, unter dem nur dieser gemeint sein konnte. Grillparzer, der unter den Pöbeleien Saphirs schweigend genug gelitten hatte, konnte diesen Hieb gegen den Freund nicht hingehen lassen und liess eine Erklärung einrücken, die für jeden andern sehr milde gewesen wäre, für einen Mann von dem furchtsamen Naturell unseres Dichters aber geradezu eine Heldentat darstellte. Es ist das einzige Mal, dass der Dichter vor den Augen der Welt zwar nicht eine Faust gemacht, aber doch einen Finger herausgestreckt hat.

Den völligen Bruch Grillparzers mit Bauernfeld rief das Jahr 1848 hervor. Während dieser mit Begeisterung für die freiheitlichen Ideale eintrat und seine Stellung im Staatsdienst sofort niederlegte, stand Grillparzer, wie wir gesehen haben, auf Seiten der Reaktion. Und er war von der Berechtigung seines Verhaltens so durchdrungen, dass er gegen Bauernfeld die erbittertsten Vorwürfe schleuderte. Die unseligen „Erinnerungen aus dem Jahre 1848“, die jeder wahre Freund des Dichters am liebsten nicht geschrieben sähe, enthalten auch ein langes, im höchsten Grade ungerechtfertigtes Urteil über den einstigen Freund. Da heisst es:

„Es zeigte sich aber bald, dass, wenn er (Bauernfeld) sich einen leitenden Gedanken vorsetzte, das einzelne steif und kalt geriet, indes er nur auf gut Glück in den Tag hinein schreiben durfte, um alle Teile sprühend von Leben und Interesse zu gestalten. Während er noch so mit sich selber im Kampf war, tauchte das sogenannte junge Deutschland auf. Nun war der Würfel geworfen. Alles sagen zu können, was einem in den

Mund kam, an Ordnung und Folge nicht gebunden zu sein, war alles, was er verlangte, und er gab sich von da an einem dissoluten Wesen hin, dessen Hintergrund doch immer eine Art Verzweiflung an sich selbst bildete,*) wie einer sich dem Trunke ergibt, um dem Gedanken an das Zugrundegehen seines Hausstandes zu entfliehen. Um aber alles zu sagen, was einem in den Mund kommt, muss man es vor allem auch sagen können, und er ward von da an der Wütendste unter den Gegnern der Zensur.**) Ja, als in der Folge in Deutschland die politische Poesie an die Tagesordnung kam, und Bauernfeld merkte, dass die politischen Anspielungen dem Publikum die willkommensten waren, geriet er aus der literarischen Agitation von selbst in die politische, ein Feld, das ihm bis dahin ganz fremd war. Ich glaube wenigstens nicht, dass er vor seinem dreissigsten Jahre eine politische Zeitung überhaupt nur gelesen hat. Dieser psychologische Hergang blieb übrigens für Bauernfeld ein Geheimnis, denn er war von Hause aus ein rechtschaffener Mensch und die Lust an der Unruhe jeder Art, die ihm angeboren ist, hat ihn wohl selbst über den Zusammenhang getäuscht.“

Ich kann es nur wiederholen: Diese Ausführungen gereichen Grillparzer wenig zur Ehre: Sie sind kleinlich, verkennen den prächtigen Charakter Bauernfelds

*) Grillparzer verkennt damit Bauernfelds Natur völlig.

**) Hier macht der Dichter den entschieden seiner unwürdigen, in der modernen Politik nur zu beliebten Versuch, Bauernfeld als einen lediglich für sich arbeitenden, selbstsüchtigen Charakter hinstellen, wovon doch keine Rede sein konnte. Das hätte Grillparzer doch wissen müssen.

völlig und enthalten direkte Unwahrheiten. Bauernfeld hat sie zu Lebzeiten des Dichters nie zu Gesicht bekommen. Als 1871 jedermann sich beeilte, dem Greise zu huldigen, fehlte auch Bauernfeld nicht. Er verfasste ein sehr gelungenes Gedicht, von dem man allerdings nicht mehr weiss, ob es Grillparzer noch voll zu würdigen vermochte.

Das war die Freundschaft mit Bauernfeld, die so erfreulich begann und so unerfreulich endete. Grillparzer erscheint hier offenbar als der Schuldige.

Ueber den Verkehr eines andern Dichters, Otto Prechtlers, mit Grillparzer, der auf ähnliche Weise wie mit Bauernfeld eingeleitet wurde, sind wir in Folge der herzerfrischenden, klassischen Schilderungen Adam Müller-Guttenbrunn's („Im Jahrhundert Grillparzer's“), denen ich im wesentlichen folge, hinreichend unterrichtet. Prechtler passte zu Grillparzer. Er besass genau das gleiche Naturell. Auch er war zeit-lebens wie Wachs, auch bei ihm war die Hingebungs-fähigkeit und Anempfindung an Personen und Sachen stark ausgeprägt. Was Grillparzer aber im Grunde zu ihm hinzog, war seine überschäumende Jugendkraft, an der er seine frostigen Mannesjahre gerne erwärmte.

Eines Tages stellte sich bei dem Dichter, dem nicht mehr viel an dem vierzigsten Lebensjahre fehlte, ein Jüngling von 16 Jahren ein, der ein ungewöhnliches Aussehen hatte. Mit wallenden Locken, einem breitkrem-pigen Hut und malerischem Mantel, unter dem Arm ein umfangreiches Manuskript, berichtete er triumphierend, dass eines seiner

Dramen, welches den vielversprechenden Titel: „Die blutige Locke“ führte, bereits über die weltbedeutenden Bretter geschritten sei. Grillparzer, der innerlich gewiss die Komik der Situation voll genoss, hatte als Antwort nur: „Was sein's denn?“ Prechtler war sprachlos, der alte Dichter aber richtete an den jungen Eleven folgenden Monolog: „Lieber Freund, ich habe die „Ahnfrau“ und die „Sappho“ geschrieben und bin ein kleiner Beamter. Sie haben die „blutige Locke“ zur Aufführung gebracht und wollen davon leben? Warum nicht gar. Schiller war Professor, Goethe Minister und Saphir schreibt Kritiken für die Bäuerlesche Theaterzeitung. Sie müssen entweder Professor, Minister oder Kritiker werden. Oder noch besser — Sie treten in unserem Amt als Diurnist ein. Dann dichten's halt, wie ich das auch getan hab'.“

Prechtler war natürlich über diese Worte zunächst nicht sehr erfreut, aber der Gedanke, über die Not des Lebens für immer erhoben zu werden, liess ihn denselben befolgen, und so haben denn die beiden an Jahren so verschiedenen, an Charakter so gleichen Dichternaturen viele Jahrzehnte zusammen gelebt und in regstem geistigen Gedankenaustausch miteinander gestanden.

Prechtler hat für den weit älteren Freund eine geradezu leidenschaftliche Liebe empfunden. Hierüber wie über das ganze Verhältnis der beiden Dichter gibt uns ein langer Brief Prechtlers aus dem Jahre 1835 Aufschluss, der in seinen wichtigsten Teilen hier folgen möge:

„Rätselhaft und wunderähnlich, so fremdartig und doch so eng mit mir verwebt, so verschämter Natur und doch so unverteilgbar mächtig, so einzig in seiner Art erscheint mir immer das geistige Verhältnis zu Ihnen, wie ich die Gefühle der Ehrfurcht, Liebe, Bewunderung, das Hin-



Otto Prechtler.

streben zu dem Geiste Ihrer Dichtungen, das fortwährende An Sie denken nennen möchte, so dass die Wahrheit dieses Gefühles und dessen Lebendigkeit zu mancher Zeit mich schon öfters verleitete, in diese poetische Nacht der Gedanken durch deren Festhaltung Licht zu bringen und Ihnen selbst die Fragmente dieser rätselhaften Gedankenfolge vorzulegen. Oft schon war ich daran; allein eine gewisse Schüchternheit hielt mich wieder ab und nur teilweise in manchem Gedichte, das Sie huldvoll aufnahmen, löste sich einer der tausendfach wiederkehrenden Gedanken vom Gemüte los. — Ich habe seit den vier Jahren Ihres wohlthätigen Erscheinens in meinem Leben viel und grösstenteils Bitteres erfahren, sowohl was meine äusseren Verhältnisse als mein inneres Leben betrifft; und alle Schicksale gingen nicht ohne tiefe Spuren an Geist und Herzen vorüber; — aber Sie allein erschienen mir immer als das ewig bleibende Asyl, der Leuchtturm während meiner Meeresfahrt, zu dessen wohnlicher Einsamkeit und seiner tiefbedeutungsvollen Tiefe ich immer wieder zurückkehren durfte. Ich würde unbescheiden sein, wenn ich glauben könnte, dass Ihre gereifte Mannheit, die vom Gipfel des Lebens und Helicons grossfühlend, das kleine Treiben der Menschen überschaut, an meinem Schicksale, insofern es mein inneres Leben weckte, bildete, zerstörte und zur wilden Sehnsucht nach geistiger Vollkommenheit reizte, lebhaftes Interesse fände; darum sei es fern von mir Ihre kostbare Zeit und Ihre Gedanken mit einer Enthüllung meiner Bildungsgeschichte des Gemütes und Geistes in Anspruch zu nehmen.

Nur vergönnen Sie mir, zu gestehen, dass es mir so wunderbar vorkommt, in jeder Periode meines inneren Lebens, in jedem Zustande inneren Aufruhrs und

Zerrissenheit und beseligenden Friedens den Anklang eines gleichen früher schon dagewesenen Zustandes in Ihrer inneren Welt ahnen zu müssen, und den ersten Grund, den Funken der Entstehung vieler ihrer dichterischen, herrlichen Stellen in Ihren Werken — nicht erraten, ich möchte sagen, fast bestimmen zu können; obwohl mir von Ihrem Leben nicht viel mehr, als Nichts, bekannt ist. Wären Sie gestorben und glaubte man unter gewissen Hypothesen an die Seelenwanderung, ich wäre in manchen Augenblicken so stolz zu glauben, Ihr Geist sei zu einem zweiten Reifen in mir verurteilt . . .

Unter den vielen inneren Revolutionen, die zur Verfinsterung meines äussern und Erleuchtung meines inneren Lebens beitrugen, sei mir nur vergönnt, einer Liebe oder vielmehr Leidenschaft zu einem der schöngebildetsten edelmütigsten und für das Schöne empfänglichsten Mädchen zu erwähnen. Ihre Stellung als Braut und bald darauf erfolgte Vermählung gab meiner Liebe und Poesie die bitter-süsseste Nahrung. Die Zeiten sind nun auch vorbei — doch es blieb des Guten Frucht. Mehr darüber zu Ihnen zu sprechen, würde bei meiner Stellung unbescheiden sein. Ich erwähnte dieser Sache nur, um desto bezeichnender gestehen zu können, dass mein Gefühl für „Heloise“ und für Sie so sehr im Einklang war, dass es sich nur in ihren letzten Principien trennte und ungefähr so schied, wie sich Dichter und Mensch, und beide Naturen scheiden. Sie liebe ich, wie ich Heloisen liebte, mit jener Zartheit und geistigen Verehrung, die jedes andere sinnliche Gefühl ausschloss. Heloisen liebte ich, wie ich Sie liebe, mit

jener errötenden Schüchternheit, mit jenem Drange, mich recht schön, so ganz geistig und mit der unendlichen Fülle meines Gemütsreizes gegen Sie auszusprechen. An Ihrer Achtung wie an Heloisens sonnte sich mein Gemüt, Ihr gütiger Blick auf mich wie der Heloisens gewährte mir die reinste, stille unersetzliche Freude des Herzens...

Sie sagten einmal so liebeich zu mir, dass es Ihnen leid thue, „dass ich mich zu einer so zerstörten Natur geflüchtet habe.“ Ich fühlte die tiefe Bedeutung Ihrer Worte — sie klangen mir in allen Tiefen der Seele nach; ich verachte nicht den Stolz, Sie verstanden zu haben; aber ich bin nie es würdig und zu arm, um diese Saite eines so grossen Geistes zu berühren. Ich verschliesse, was ich über diese Worte dachte und fühlte, tief und für immer in meiner Brust; das einzige nur sei mir vergönnt zu bemerken, dass Ihr hoher Geist, ihr unendlich schönes, allumfassendes Gemüt voll wahrer Menschenliebe und „heil'ger Milde“, dass Ihre Güte für mich auch, eine Folge dieser, von mir ewig verehrten „zerstörten Natur“ ist.

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welche seelenvolle Freude mich immer erfasst, wenn Sie mit mir so gütig und freundlich sind, wenn Ihr Blick sanft mich trifft — und meine Augen mit stillverborgenem Entzücken auf Ihren geistvollen, adelverratenden, und doch so milden Zügen ruhen dürfen

Niemand wahrlich kann Sie mehr lieben, mehr verehren als ich, das kann ich mit Stolz sagen. Ich wollte nur Sie wären nicht so hochgestellt, um näher an Ihr Herz reichen zu können; oder ich wollte ich wäre

ein Mädchen; ich würde Sie unaussprechlich lieben — ja, anbeten.“

Ist das nicht eine vollständige Liebeserklärung? Grillparzer hat den Freund, der in den ersten Jahren ihres Verkehrs in recht schlechten Verhältnissen sich befand, auch materiell unterstützt und sich seiner nach jeder Richtung hin angenommen.

Die Gespräche dieser beiden sympathischen Dichtergestalten müssen von höchster Bedeutung gewesen sein. Hier fand Grillparzer einen gleichgestimmten Menschen, der seinen Worten mit immer demselben Interesse folgte, hier konnte er das so lange für sich Erwogene endlich frei aussprechen. Die höchsten Probleme der Kunst wurden hier behandelt und gelöst, und beide erhoben sich in diesem Verkehr zu einer Höhe und Freiheit des Geistes, die sie die nichtigen Mühen des Tages völlig vergessen liess. Neben dem Umgang mit den Schwestern Fröhlich war es sicherlich vor allem der Verkehr mit Prechtler, der dem Dichter trotz seiner Absonderung von der Welt die geistige Frische bis ins höchste Greisenalter erhielt.

Prechtler war selbst ein Dichter von nicht geringer Begabung. Seine Stücke gingen über die Hofbühne und fanden allgemeinen Beifall. Aber er vergass niemals auch nur einen Augenblick den Abstand, der ihn von seinem verehrten Freunde trennte. Er bezeichnete sich mit rührender Bescheidenheit in dem folgenden Gedicht an Grillparzer als den Mond und nennt diesen seine Sonne:

Mild angeglüht vom Sonnen-Widerschein,
Zieht froh der Mond durch nächtlich-blaue Ferne,

Er träumt zu herrschen über alle Sterne,
Wohl trunken von des Gottes Strahlenweine.

So milde angeglüht vom Strahle Deines Lichtes,
Wähn' ich, erleuchtet, selber auch zu glänzen;
Was ich geahnt, Dein Wort will's mild ergänzen,
Du blühst, ich brech' die Frucht mir des Gedichtes.

Doch wie der Mond, wehmütig (kommt die Frühe)
Ablegt den Lichtkranz, einem Höhern eigen,
Tieffühlend, dass er in der Sterne Reigen
Nicht durch sich selbst — nur durch die Sonne glühe.

So kann ich mich an Deinem Geiste letzen:
Fühl' ich beschämt mich und zugleich erhoben!
All was ich schuf, auf einmal ist's zerstoßen —
Ein Bettler schwelg' ich froh in Deinen Schätzen.

Auch Prechtler hat sich nie verheiratet und mit Ausnahme jener Jugendliebe, von der sein Brief spricht, sich nie zum weiblichen Geschlecht hingezogen gefühlt. Er ist in Grillparzer völlig aufgegangen. Dieses Freundschaftsbündnis, das erst mit dem Tode endete, steht in der Länge der Dauer wie in der nie getrübbten idealen Höhe, auf der es sich immerdar erhalten hat, wohl einzig da. Wenn der nun selig in Gott entschlafene Licenciat Fr. Kirchner etwas tiefere Kenntnisse gehabt hätte, würde er Franz Grillparzer und Otto Prechtler in seinem „Buch der Freundschaft“ den ersten Platz eingeräumt haben.

Auch zu Karl v. Holtei ist Grillparzer in nähere Beziehungen getreten, die indessen mit Rücksicht auf den entfernten Wohnsitz des schlesischen Dichters doch nicht die Vertraulichkeit erreicht haben wie mit Prechtler. Holtei war ein sehr merkwürdiger

Rau, Franz Grillparzer.

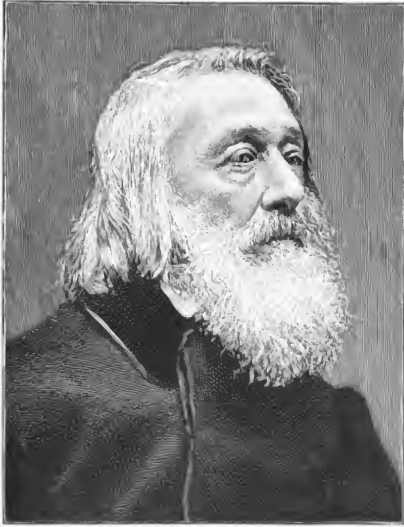
12

Mensch, dessen Selbstbiographie, trotz ihres gewaltigen Umfangs noch heute eine ungemein fesselnde Lektüre gewährt. Wer das Buch einmal angefangen hat, liest es bis zu Ende. Die erste Hälfte des vergangenen Jahrhunderts steigt über dieser Lektüre vor unserem Geiste empor. Alle Grössen jener Tage von Goethe an werden uns plastisch vorgeführt. Dabei verfügt Holtei über einen geradezu klassischen Stil und über eine Darstellungs-gabe, die von keinem Schriftsteller unserer Zeit erreicht wird.

Bevor ich auf das Verhältnis zwischen Grillparzer und Holtei eingehe, sei es mir gestattet, noch einige Augenblicke bei diesem zu verweilen.

Auch Holtei hat die Liebe zum gleichen Geschlecht gekannt. Da er im Gegensatz zu Grillparzer eine der offensten und freimütigsten Naturen war, die man sich nur denken kann, so schildert er uns seine Empfindungen ohne jede Zurückhaltung. Als er 15 Jahre alt war, zogen die Freiwilligen in den Kampf gegen Napoleon. Gerne hätte auch Holtei sich angeschlossen, aber er war zu jung. Dagegen wurde sein um zwei Jahre älterer Freund Karl genommen. Den Abschied von diesem Freunde schildert der Dichter folgendermassen:

„Wir waren beim Abschiede tief erschüttert, aber beide so ernstlich ergriffen, dass wir weder Worte noch Gebärden fanden, unser Gefühl auszudrücken. Je mehr in mir vorgeht, desto verlegener fühl' ich mich es zu zeigen. Erst als er fort war, als ich die Musik seines Regiments durch die Gassen tönen hörte, als ich mir sagte, vielleicht siehst Du ihn nie mehr wieder! Erst da brach die Rinde der stummen Verlegenheit, die mich bis dahin umgeben; ein Strom von Zähren machte sich



Karl von Holtei.

Luft, und ich stürzte den Truppen nach und keuchte bei Zug für Zug vorbei, bis ich ihn endlich erreichte und ihm noch einmal in die Reihen der Soldaten hinein die Hand drücken konnte. Dann setzt' ich mich auf den Grabenrand des Weges und weinte ganz erbärmlich. Ich vermochte mich gar nicht zu beruhigen. So lang' er bei uns wohnte, so lang' ich ihn täglich sehen, seinen Umgang stündlich haben konnte, war es mir nicht deutlich geworden, wie lieb ich ihn hatte. Nun wollt' ich vergehen vor Sehnsucht nach ihm. Das war nicht mehr das Gefühl der Freundschaft, wie ich es für andere Knaben meines Alters und meiner Umgebung empfunden. In diese Wehmut der Trennung mischte sich ein Anklang der Neigung, wie ich sie für Albertine hegend Liebe nannte. Bulwer sagt sehr richtig: „Es gibt ein gewisses Alter, ehe die Geschlechtsliebe erwacht, wo das Gefühl der Freundschaft beinah' Leidenschaft ist. Man sieht das immer bei Knaben und Mädchen in der Schule. Es ist das erste unbestimmte Verlangen des Herzens nach der Hauptnahrung des menschlichen Lebens — der Liebe.“*)

*) Ich brauche wohl nicht besonders hervorzuheben, dass dieser erste schüchterne Versuch des englischen Dichters, eine Erklärung für die gleichgeschlechtlichen Neigungen mancher Kinder zu geben, völlig misslungen ist. Dr. med. Hirschfeld hat in seiner trefflichen Arbeit: „Der urtische Mensch“ (Leipzig 1903) zur Evidenz nachgewiesen, dass die Neigung zum gleichen Geschlecht durch die Entwicklung und den Bau des Centralorgans hervorgerufen wird.

12*

„Unbedenklich gibt es Naturen,“ fährt Holtei fort, „welche dies Gemisch der Empfindungen aus der unentwickelten Kindheit noch in spätere Jahre mit hinübertragen, so zwar, dass sie oft gar nicht zu unterscheiden vermögen, wo die Freundschaft aufhört und wo die Liebe beginnt, oder umgekehrt.“

Mein Gefühl für Karl war von dieser Art und zeigte sich erst in seiner ganzen Lebendigkeit, als der Freund in raschen Märschen dem Schlachtfeld zueilend unsere Stadt mit dem Rücken angeschaut.“

Diese Worte schliessen wohl jeden Zweifel über die Natur der Gefühle Holteis aus. Er blieb immerdar ein für Freundschaft im hohen Grade empfänglicher Mensch. Die Freundschaft hat ihn als jungen Mann in Verhältnissen aushalten lassen, die sonst sicherlich nicht nach seinem Geschmack gewesen wären. So spielte er einmal eine Zeit lang in einer kleinen Stadt in einer Theatergesellschaft, die höchst fragwürdigen Charakters war. Hierzu hatte ihn der jugendliche Liebhaber vermocht, der ein „offener, hübscher Junge von etwa achtzehn bis zwanzig Jahren war.“ Er bezog mit Max, so hiess dieser Freund, ein Stübchen. „Wir hatten uns lieb, wie zwei junge, gutmütige Genossen, die weder Neid noch Habsucht kennen. Wir waren fröhlich miteinander. Unerschöpfliche Zaubergewalt der Jugend!“ Max „war wirklich ausgezeichnet hübsch, und ohne regelmässig schön zu sein, war er schlimmer als das,*) er war reizend.“ Er zeigte „einen Wuchs und ein Ebenmass der Formen, wie ich es kaum wieder gesehen.“

*) Anspielung auf eine französische Anekdote.

Holtei hat Max aufrichtig geliebt. Als dieser in ein Liebesabenteuer verstrickt wurde und eine Nacht bei der Geliebten zubrachte, erhob sich in Holtei „eine Eifersucht eigenster Gattung“. Sie galt dem jungen Freunde, der ihn hatte ziehen lassen. Er warf sich aufs Bett ohne schlafen zu können. Am andern Tage brach er mit der Direktion.

Aehnliche Erlebnisse finden sich in Holteis Biographie noch mehrfach und verweise ich insbesondere auf das Verhältnis des Dichters zu Julius Rochow sowie zu dem genialen Schauspieler Seydelmann.

Holtei ist nun auf seinen vielen Reisen auch häufig in Wien gewesen, und hier hat er ein Freundschaftsbündnis mit dem von ihm hochverehrten Dichter der „Sappho“ geschlossen, das erst mit dem Tode ein Ende fand. Holtei war nach dem übereinstimmenden Urteil aller, die ihn je kennen gelernt haben, eine ungemein lebenswürdige und sympathische Natur. Er besass einen Takt und eine Feinfühligkeit, wie sie nur wenigen Menschen verliehen ist. Er gewann sich überall die Herzen im Fluge. So kam es denn, dass auch Grillparzer ihn sehr bald lieb gewann und ein sehr herzliches Verhältnis zwischen ihnen beiden sich bildete.

Grillparzer hat sich in der Gesellschaft dieses Freundes ungemein behagt. Mit ihm zusammen konnte er lustig und heiter sein und die Schwermut vollständig ablegen. Während er sonst im Gasthause stumm dazusitzen pflegte, sein Seidel vor sich und in Träumen versunken, gelang es Holtei fast immer, ihn gesprächig zu machen. Hatte er ihm erst ein Wort entlockt, „so folgte das ganze Herz des Dichters diesem ersten Worte und ergab sich in der Fülle seiner unwiderstehlichen Lie-

benswürdigkeit, die mir dann immer am unwiderstehlichsten war, wenn er über irgend etwas grollte und mit kindlichem Humor ingrimmig scherzte, wie nur ein Wiener in Wiener Tönen es vermag. Meine Liebe für diesen Mann war vom ersten Augenblick näherer Bekanntschaft unüberschwänglich. Nichts fand ich an ihm auszustellen als seinen Namen, der mir abscheulich klang, bis er mir selbst einmal die Bedeutung desselben auseinandergesetzt. Seitdem lieb' ich auch den Namen und find' ihn herrlich.“

Grillparzer hat Holtei auch zu Zeiten die Freundschaft bewahrt, wo alle anderen Freunde ihm den Rücken wandten. So handelte es sich nach dem Tode des Kaisers Franz darum, die Volkshymne: „Gott erhalte Franz, den Kaiser,“ umzudichten, da der neue Herrscher Ferdinand hiess. Dieser Name, der dem auf einen einsilbigen Namen basierten metrischen und musikalischen Rhythmus nicht entsprach, machte eine Umänderung des ganzen Liedes notwendig. Etwa zwanzig Dichter hatten „Modifikationen“ der Hymne eingereicht, ohne dass eine davon dem Fürsten Metternich zugesagt hätte. Da nannte der Kaiserliche Rat Jarcke, Holteis Freund, dessen Namen und bezeichnete ihn als den Geeigneten, das Lied zu verändern. Holtei reichte eine Umdichtung des Liedes ein, die Metternich annahm. Damit beschwor der Fürst einen allgemeinen Sturm der Entrüstung. Die gesamten österreichischen Poeten und Literaten waren empört, dass man einen Ausländer ihnen vorgezogen hatte. Man nahm an, dass Holtei durch die niedrigsten Intrigen den Fürsten Metternich für sich gewonnen habe und setzte alles in Bewegung, um den Fürsten zu einer Zurücknahme

seiner Entscheidung zu bestimmen. Grillparzer sah voraus, dass Holteis Feinde durchdringen würden, und um ihm diese unverdiente Kränkung zu ersparen, verfiel er auf einen Ausweg: „Geben Sie mir Ihr Lied, lassen Sie mich einige Worte darin ändern, dann bin ich bereit, zu erklären, dass ich Mitverfasser sei, dass wir es beide zusammen gemacht haben; niemand darf dann gegen seine Einführung etwas einwenden, und die Vorteile, die Ihnen daraus erwachsen können, bleiben ungeschmälert die Ihrigen.“ Holtei wurde durch diesen Beweis aufrichtiger Freundschaft tief gerührt: „Hätten meine Verehrung, meine Liebe für Grillparzer überhaupt noch gesteigert werden können, so hätt' es durch dieses grossmütige Anerbieten geschehen müssen.“

Holtei hat nicht nur in seiner Selbstbiographie, die im Jahre 1843 erschien, Grillparzers gedacht, sondern ihm auch in gelesenen Zeitschriften besondere Aufsätze gewidmet. Da gibt er denn eine Unzahl charakteristischer Züge und Situationen aus seinem Verkehr mit dem Freunde. Einen bestimmten Vereinigungspunkt für den Abend hatten die beiden in dem Gasthause zum Schwan. Neuen Bekanntschaften, aufdringlichen Neugierigen wich Grillparzer, wie wir wissen, ängstlich aus. Er konnte mitunter sogar grob werden, wenn ihm lästige Menschen zusetzten, und Holtei, der in seiner Gutmütigkeit manchen mit dem Dichter bekannt zu machen suchte, hatte dadurch schon viele Unannehmlichkeiten gehabt. Ihm war eben die Eigenart seines Freundes im Anfang unbekannt gewesen. Durch diese Erfahrungen behutsam gemacht, nahm er sich vor, niemanden mehr dem Dichter vorzustellen. Da begegnete er auf einem Morgenspaziergange einem Breslauer Freunde,

einem Justizrat mit seiner Tochter. Holtei erbot sich ohne weiteres, die Freunde in der Stadt herumzuführen und ihnen die Sehenswürdigkeiten darin zu zeigen. Darauf gingen diese indessen nicht ein, da sie Wien zur Genüge kannten und den Dichter wohl auch nicht bemühen mochten. Einen Wunsch hatte indessen die Tochter. „Den zu erfüllen, wird kaum in Ihrer Macht stehen,“ meinte das Mädchen. „Ich möchte ein paar Stunden mit Grillparzer zubringen.“ Von dem Wunsche beseelt, den Freunden gefällig zu sein, vergass Holtei alle seine Vorsätze und erwiderte: „Nichts leichter als dies. Morgen zum Diner sind Sie meine Gäste. Grillparzer ist der vierte mit uns. Also zwei ein halb Uhr im Kasino bei Muntsch.“*) Diese leichtsinnige Verabredung fiel Holtei schwer aufs Gewissen. Er gestand sich, dass er fast Unmögliches versprochen hatte. Er sollte Grillparzer zu Fremden einladen, die auf ihn eingeladen waren. „Er ist fähig, mich für verrückt zu erklären,“ sagte sich Holtei, „hier hilft nur Hinterlist und Frechheit. Den Freunden kann ich nicht wortbrüchig werden, und zürnt mir Grillparzer darob, so will ich ihn umstimmen durch Aufzählung alles dessen, was der Justizrat ehemals für mich getan hat.“

Es gelang dem gewandten Weltmann, wirklich unter einem schlaue erdachten Vorwande, den arglosen Dichter zum Erscheinen zu veranlassen. Pünktlich, wie es seine Gewohnheit war, kam der Dichter, und Holtei führte ihn an den für die Freunde bestimmten runden Tisch. Als Grillparzer an Stelle von zwei, vier Gedecke erblickte, sah er Holtei fragend an: „Was heisst das?“

*) Grillparzer ass regelmässig im Gasthaus.

„Ö, nichts,“ antwortete der Freund mit gleichgültiger Miene, „ich habe diesen Tisch nur deshalb gewählt, weil er die ruhigste Stelle im Saale einnimmt; hier können wir ungestört schwatzen.“

Da öffnete sich die Tür, und die Breslauer Freunde traten ein. Holtei ging ihnen hastig entgegen, spielte den völlig Erstaunten, was ihm als gewandtem Schauspieler nicht schwer wurde, und geleitete sie Schritt für Schritt bis an seinen Tisch, wobei er immerfort sein Erstaunen über ihre Anwesenheit kundgab. Er stellte sie Grillparzer, ohne Namen zu nennen, mit den Worten vor: „Landsleute! Teure schlesische Landsleute. Sie gestatten wohl, dass sie mit uns speisen.“ Der Dichter, der sich auf ein ungestörtes Zusammensein mit dem Freunde gefreut haben mochte, war nicht sehr erbaut durch die Ankunft der Fremden, merkte aber noch immer nicht, dass es sich um ein verabredetes Komplott gegen ihn handelte. Was sollte er machen? Er fügte sich also ins Unvermeidliche.

Sehr geschickt war es von Holtei, dass er den Namen des Dichters nicht genannt hatte. Dadurch wurde dieser in den Glauben versetzt, dass man ihn nicht kenne und bewahrte seine Unbefangenheit. Nun hätte jeder, wie es doch der Fall ist, wenn zufällig Zusammentreffende à la carte essen, seine Bestellungen machen müssen. Statt dessen wurde ein vorher bestelltes Diner für vier Personen regelrecht aufgetragen. Grillparzer, der noch immer nicht die Situation durchschaut hatte, achtete jedoch hierauf nicht, und als ihm endlich klar wurde, dass er ins Garn gegangen war, da hatte ihn das Mädchen bereits recht gewandt in ein Gespräch über Grillparzers Dramen verwickelt und durch die genaue

Kenntnis seiner Stücke sein Herz gewonnen. Er zürnte nicht, dass man sein Vertrauen missbraucht hatte. Die vier blieben lange in anregendem Gespräch zusammen. Selten hat Holtei den Dichter so munter und lebendig gesehen. Endlich verabschiedeten sich die Breslauer Freunde, da sie ins Theater gehen wollten. Holtei war auf Vorwürfe gefasst. Grillparzer aber sagte nur: „Recht ordentliche Leute sein das!“ Es war dies das höchst denkbare Lob aus seinem Munde in dieser Situation, aber die Aeusserung wirkte so komisch, dass sogar der Oberkellner das Lachen nicht zu unterdrücken vermochte.

Der grosse tragische Dichter konnte, wie Holtei berichtet, durch kurze, sehr bedeutsame, vielsagende Aussprüche unwiderstehlich komisch werden. Holtei hatte im Salon einer Wiener Aristokratin ein Theaterstück vortragen. Einige Wochen darauf erschien der Haushofmeister der Dame bei ihm und zählte ihm eine Anzahl Dukaten auf den Tisch. Holtei, empört über diese unzarte Form, ihm ein unerbetenes Honorar zu übermitteln, lehnte die Annahme schroff ab. Da er aber fürchtete, der Diener könne das Geld für sich behalten und seine Weigerung verschweigen, ergriff er die Feder und verfasste ein geschickt redigiertes, mit den nötigen Nadelstichen versehenes Schreiben. Diesen Brief gab er selbst im Vorzimmer der Gräfin ab.

Bald darauf machte er mit Grillparzer eine Fahrt nach Schönbrunn.*) Holtei berichtete ihm den peinlichen Vorfall und wiederholte wörtlich das an Ihre Ex-

*) Kaiserliches Lustschloss bei Wien; erbaut von Maria Theresia.

cellenz gerichtete Schreiben. Grillparzer folgte der Erzählung mit grosser Aufmerksamkeit und fragte zum Schluss:

„Nun? Und durch wen haben Sie den Brief besorgt?“ —

„Ei, ich hab' ihn im Vorzimmer abgegeben —“

„An wen? —“

„Je nun, an die Dienerschaft, an einen Kammerdiener . . . an . . .“

„Tschappel! Wohl gar an den nämlichen?“ —

„Möglich, aber es waren zehn bis zwölf Zeugen anwesend.“ —

„Meinethalten hundert! Darum kann jener ihn doch unterschlagen haben. Den Brief hat er verbrannt, die Dukaten hat er im Sack und der Gräfin hat er versichert, ihre Sendung sei mit untertänigem Danke eingestrichen worden. Lehren Sie mich diese Menschen kennen!“

Die beiden Freunde berieten nun, was angesichts dieser Sachlage zu tun sei, da kam ihnen in dem breiten hohen Baumgange eine ansehnliche Gesellschaft entgegen. Es war die Blüte der Aristokratie. Viele darunter, denen die beiden Dichter bekannt waren, grüssten freundlich und begleiteten ihre Grüsse mit jener gewissen vornehmen Bewegung des rechten Arms, durch welche stolze Frauen ihre besondere Huld ausdrücken. —

„Da kommt auch meine Gräfin!“ flüsterte Holtei Grillparzern zu. Sie war es in der Tat. Holtei machte ihr eine tiefe Verbeugung. Sie jedoch, sowie sie den Blick auf ihn gelenkt und ihn erkannt hatte, wendete sich hastig ab und dankte nicht. —

„Hat ihm schon,“ rief da Grillparzer so vernehmlich, dass es alle hören konnten.

Bei den dramatischen Vorlesungen, die Holtei in Wien ebenso wie an vielen anderen Orten unter grösstem Beifall des Publikums veranstaltete, erschien auch mitunter Grillparzer. Er erkannte die vollendete Kunst des Freundes in vollem Masse an und wurde zu manchem bedeutenden Gespräch über die vorgetragenen Stücke angeregt.

Auch an den poetischen Arbeiten Holteis hat Grillparzer herzlichen Anteil genommen und dem Freunde manchen wertvollen Rat gegeben.

Als Holtei später seine Reisen einstellte und sich ausschliesslich der schriftstellerischen Tätigkeit widmete, musste sich natürlich der Verkehr zwischen ihm und Grillparzer auf Briefe beschränken. Doch hat sich von diesem gewiss anregenden Schriftwechsel nur eine kurze Mitteilung Holteis an Grillparzer erhalten, die er einem Freunde zur Einführung bei dem Dichter mitgegeben hatte. Sie ist überschrieben: „Geliebter Meister Franz!“

Im Laufe der Jahre wurden beide Freunde alt und grau, der Winter ihres Lebens brach an. Aber Holtei gedachte des fernen Freundes mit herzlicher Liebe, und als Grillparzer im Jahre 1871 seinen 80. Geburtstag feierte, fehlte auch Holtei nicht mit einer Geburtstagsgabe. Er veröffentlichte in der Schlesischen Zeitung (No. 23 und 25) einen Aufsatz über „Franz Grillparzer. Nachklänge aus vier Jahrzehnten“, in dem er dem Freunde seine Huldigung darbrachte.

An ihn selber aber richtete er wenige Wochen später das folgende rührende Schreiben:

„Geliebter Meister!

Dass ich Ihnen im Gewühl der auf Sie einstürmenden Huldigungen nicht zu schreiben wagte, werden Sie, wie Sie mich, und meine Empfindungen für Sie, kennen, gewiss billigen. In das herkömmliche Gratulations-Drängen konnte ich mich nicht mischen, weil ich mit meiner ganz besonderen Anhänglichkeit auch ein Bissel was Apartes haben wollte, für mich ganz allein. Bei dem gewaltigen Durcheinander wär ich kaum bemerkt worden. Heute, wo Sie wieder in Ihrer Ruhe sitzen, sagen Sie doch vielleicht beim Oeffnen dieses Briefes: „Ah — der?“ Und weiter verlang ich wahrlich nichts. Denn mein Herz verheisst mir freundschaftliche Gefühle des Ihrigen, und Erinnerungen an manche traute Stunde.

Lächeln musst ich — und Sie werden mit mir gelächelt haben — über den plötzlichen Umschlag, den verschiedene Aeusserungen bei Gelegenheit dieser seltenen Feier kund gaben. Zu meinem Troste darf ich mir sagen, dass für mich kein solcher nötig gewesen, um Sie für das zu erkennen, wofür Sie jetzt von aller Welt erkannt worden sind.

Ein Blick auf den Vortrag des „Ottokar“ in Berlin thut es mir dar, dass ich schon vor länger als vierzig Jahren wusste, sehr wohl wusste, wer und was Sie sind, dass Sie der Nächste bei Goethe und Schiller stehen. Blieb ich dem Feste auch fern, mitgefeiert habe ich es dennoch . . . allerdings nur in meiner bescheidenen Weise, indem ich meinen Landsleuten von Ihnen erzählte. Ich weiss nicht einmal, ob die Expedition der schlesischen Zeitung Ihnen einen Abdruck meines Geschwätzes über-

sandte? Wo nicht, dann haben Sie nichts verloren. Wo aber ja . . . so würden Sie, hätten Sie einen Blick darauf geworfen, zwischen den Zeilen gefunden haben, was ich aus vielerlei Rücksichten unterdrücken musste. Wie man denn überhaupt gewöhnlich das Beste, was man aussprechen möchte, verschweigen muss.

Hier will ich Ihnen nur (vor meinem hoffentlich nahen Ende) noch einmal wiederholen, dass ich mich zu Ihren Getreuesten zähle, in jedem Sinne; dass meine Verehrung Ihres Genies mit der vollständigen Hingebung an Ihre Persönlichkeit Hand in Hand geht, dass ich beide: die Liebe und die Verehrung mit hinüber nehme ins „unentdeckte Land!“ Möge der Duft des Blumenfrühlings, den der Winter Ihnen brachte, Sie labend erfrischen. Und gedenken Sie in stiller Abendstunde des alten Freundes, der schon so viele Beweise Ihrer nachsichtigen Güte für ihn empfangen hat.“

Auch mit Ferdinand Raimund scheint Grillparzer eine Zeit lang sehr herzlich verkehrt zu haben. Er nahm an dem dichterischen Schaffen des wunderlich gearteten Poeten und Schauspielers den wärmsten Anteil und stand ihm mit seinem Rat zur Seite. Vergebens bemühte er sich den Freund, dessen Begabung fast ausschliesslich im Komischen lag, davon abzuhalten, sich dem Tragischen zuzuwenden. (So sagte er 1834 nach einer unter seinen Papieren gefundenen Bemerkung: „Das Ernste ist in Ihnen bloss bildlose Melancholie; wie Sie es nach aussen darzustellen suchen, zerfließt es in unkörperliche Luft. Im Komischen haben Sie mehr Freiheit und gewinnen Gestalten. Dahin sollte Ihre Tätigkeit gehen.“)

Grillparzers Rat fruchtete nichts. Raimund wurde immer tiefsinniger. Einmal hat ihn aber Grillparzer doch zum Lachen gebracht. Das war in Van Akens Menagerie, wo sich die beiden seltsamen Menschen getroffen hatten. Nachdem Grillparzer lange Zeit die reissenden Tiere betrachtet und mit ausserordentlichem Ernst ihre Bewegungen studiert hatte, näherte er sich Raimund, welcher wenn möglich noch ernsthafter und tiefsinniger das Treiben der Affen beobachtete. Ein Affe machte gerade gymnastische Uebungen, krallte sich mit seinen vier Pfoten an der oberen Holzwand des Käfigs fest und grinste mit überhängendem Kopf zähnefletschend auf die Beschauer. Da konnte sich Raimund nicht enthalten, Grillparzer mit dem Ellenbogen in die Seite zu stossen und bewundernd auszurufen:

„Sie, Grillparzer, wissen's, das ist schwer.“

„Schafft's Ihnen wer an?“ (Verlangt es jemand von Ihnen?)

erwiderte Grillparzer trocken und ging weiter.

Neben diesen durch die Literatur vermittelten Freundschaften mag der Dichter auch noch manchen andern Herzensbund geschlossen haben, von dem sich keine Kunde erhalten hat. Nur von einem haben wir Kenntnis durch seine Briefe an Katharina Fröhlich. Als er im Jahre 1823, also zu einer Zeit, wo seine Liebe für Kathi aufs höchste entflammt war, dem Grafen Stadion amtlich nach Jannitz folgen musste, schrieb er an seine Braut am 23. September unter anderm:

„Einen wesentlichen Unterschied in Bezug auf mich selbst macht übrigens die Anwesenheit des Hofmeisters, Herrn Fluri, der mir einer der vorzüglichsten Menschen scheint, die mir je vorgekommen. Mit einer Herzensgüte ohne Gleichen verbindet er so viel richtigen Sinn und so viel Wissen, dass so wie ich Dich, liebe Alte, von allen Menschen am wenigsten hasse, mir seine Gesellschaft vor allen die wenigst unangenehme ist.“

Es ist charakteristisch, dass der Dichter an dieser Stelle eine deutliche Parallele zwischen der Frau seines Herzens und dem Manne seines Herzens anbahnt.

Am 30. September 1823 schreibt der Dichter an Kathi:

„Zu einem wahren Troste gereicht mir, wie ich schon einmal sagte, der Hofmeister Flury. Da sein Wesen so ziemlich (im guten Sinne versteht sich) das Widerspiel des meinigen ist, so finden wir uns recht gut ineinander. Er hilft mir mein hiesiges Verhältnis ertragen, und ich scheine, wo möglich einen noch günstigeren Eindruck auf ihn zu machen. Vielleicht gibt das einen guten Anhaltspunkt fürs Leben. Seine unzerstörbare Ruhe wirkt sehr wohlthätig auf mich. Kennst Du seine Frau?“

Es war dem Dichter offenbar nicht lieb, dass Flury überhaupt verheiratet war. Als Kathi Flurys Frau auf diesen Brief hin einen Besuch machte und Grillparzer dies erfuhr, schrieb er sogleich an Kathi: „Schreibe mir doch, was sie auf Dich für einen Eindruck gemacht hat, und ob vorauszusetzen ist, dass sie mir meinen Vorsatz, die Bekannt-

schaft mit Flury auch in Wien fortzusetzen, nicht verleiden werde.“

Die Hoffnung des Dichters in Flury einen „Anhaltspunkt fürs ganze Leben“ zu finden, ging nicht in Erfüllung. Einige Jahre verblieben beide wohl noch in herzlicher Freundschaft, so dass Grillparzer ihm sogar die Pläne zu seinen Arbeiten mitteilte, ein Vorzug, der nur wenigen beschieden gewesen ist.

So schreibt er am 20. März 1826 in sein Tagebuch: „Unter dem Titel: Ein treuer Diener seines Herrn, brachte ich eine ziemlich glückliche Anlage zu stande, die mich sehr interessierte. Ich war schon so weit klar geworden, dass ich das ganze eines Tages vom Anfang bis zu Ende mit allen Details Flury erzählte und war so begeistert, dass ich ihn gleichfalls hinriss.“

Die schliessliche Entfremdung der beiden Männer mochte mit den religiösen Anschauungen Flurys zusammenhängen, der Mitglied einer Religionsverbindung war. Als Flury 1829 pensioniert wurde verliess er Wien und lebte grösstenteils in der Schweiz, wo er schon nach wenigen Jahren starb. Sein Tod machte auf den Dichter keinen tieferen Eindruck mehr.

Selbst zum Reimschmied auf Kommando hat sich der Dichter einmal freiwillig hergegeben, wie Emil Kuh berichtet, als eines Tages in seiner Wohnung ein junger Mann erschien und dem erstaunten Poeten erklärte: „Er habe gehört, dass Grillparzer unter den hiesigen Dichtern der beste sei und er wolle sich deshalb von dem besten Dichter ein Gedicht anfertigen lassen, koste es auch, was immer, wenn es nur gut wäre.“ Es handelte sich um ein Poem zur goldenen Hochzeit der Grosseltern des Jünglings. Da dem Dichter der junge Mensch

Rau, Franz Grillparzer.

13

gefiel, versprach er ihm die Erfüllung seiner Bitte und verfasste ein Gedicht, das nach dem Urteil kompetenter Kritiker geradezu klassisch war. Am festgesetzten Tage kam der Auftraggeber, nahm das Opus, ohne es eines Blickes zu würdigen, mit den Worten an sich: „Na 's wird schon recht sein“ und legte einige Banknoten auf den Tisch. Der Dichter veranlasste ihn natürlich, diese wieder zurückzunehmen, lehnte auch die Einladung: „zu einem Löffel Suppe“ freundlich ab. Vielmals dankend schied der Jüngling von hinnen. Einige Wochen später traf ihn Grillparzer und fragte ihn nach der Aufnahme des Gedichts. Da entwickelte sich folgendes köstliche Zwiegespräch: „'s ist Schad,“ meinte der junge Mann, „wir haben's nicht brauchen können, 's war zu lang.“ — „Zu lang? Wieso? Wollte es vielleicht jemand auswendig lernen?“ — „Nein, nicht auswendig lernen! Wir haben's mit flüssigem Zucker auf eine Torte spritzen wollen, aber 's hat keinen Platz gehabt.“

Ich kann diesen Abschnitt nicht schliessen, ohne der erhabenen Freundschaft zu gedenken, die den Dichter mit Beethoven verbunden hat. Schon als fünfjähriger Knabe hatte er Gelegenheit gehabt, den grossen Meister der Tonkunst bei einer musikalischen Abendunterhaltung zu sehen. Ein oder zwei Jahre später führte das Schicksal den Knaben wieder mit dem Olympier zusammen, dessen Wunderlichkeiten und Schrullen ihm wohl keinen allzu grossen Respekt eingeflösst haben mögen. Begann doch der Genius des Künstlers damals bereits, sich völlig von allem Irdischen zurückzuziehen, und den äusseren Verhältnissen keinerlei Beachtung mehr zu schenken, obwohl er nicht mehr als 28 Jahre zählte. Grillparzer

berichtet mehrere ergötzliche Anekdoten aus dem Leben des Meisters, die durch dessen Unerfahrenheit mit irdischen Dingen und die äussere Schroffheit seines Auftretens sich damals zugetragen haben.

Jahrzehnte vergingen, ohne dass Grillparzer wieder mit Beethoven zusammengekommen wäre. Inzwischen war ihm bei seinem hochentwickelten musikalischen Verständnis längst die Grösse dieses Mannes aufgegangen. Mit seiner Mutter hatte er häufig seine Kompositionen, für das Klavier eingerichtet, vierhändig gespielt und seine Verehrung des Künstlers war unbegrenzt. Für wahre Grösse hat Grillparzer immer das tiefste Verständnis gehabt, und wo er sie fand, rückhaltlos anerkannt.

Mit Beethoven war unterdessen eine verhängnisvolle Veränderung vorgegangen. Der schändliche Undank seines Neffen, sowie ein schweres Ohrenleiden, das zur völligen Taubheit führte, liessen ihn sich gänzlich zurückziehen. Sein ohnehin grosser angeborener Ernst wandelte sich in tiefe Schwermut. Er war körperlich gebrochen. Aber sein Geist arbeitete rastlos weiter und er entschloss sich unter anderem noch eine Oper zu komponieren. Wer anders aber hätte den Text dazu liefern können als Grillparzer, der damals im Zenit seines Ruhmes stand.

So liess er diesem dann durch Vermittlungspersonen von seiner Absicht Mitteilung zugehen. Grillparzer war nicht wenig überrascht, hatte wohl auch allerlei Bedenken, allein eine Absage Beethoven gegenüber schien ihm nicht möglich und so schrieb er denn in kürzester Frist die Oper „Melusine“, die er dem Meister zustellen liess. Grillparzer war bei dieser ganzen

13*

Angelegenheit von einer geradezu rührenden Nachgiebigkeit und Bescheidenheit. Er, der gegenüber Goethe so energisch seine Individualität zu wahren wusste, wollte hier alles tun, um, wie er selbst sagt, „einem grossen Manne vielleicht Gelegenheit zu einem, für jeden Fall höchst interessanten Werke zu geben.“

Der Dichter erklärte sich zu jeder Aenderung, die Beethoven fordern sollte, bereit, ja er schlug sogar vor, falls der Stoff der „Melusine“ dem Meister nicht zusagen sollte, eine neue Oper zu schreiben, bei der dieser seine ganze titanische Kraft entfalten könnte.

Beethoven hat trotz mancher gegenteiligen mündlichen Aeusserungen nicht eine Zeile der „Melusine“ komponiert. Aber diese Oper hat es Grillparzer vergönnt, noch mehrere Male mit ihm zusammen zu sein, den damals schon die Schatten des Todes umschwebten. Er schildert mit Wehmut die elende Behausung, die dem Meister als Wohnung diente. Einmal fand er ihn in schmutzigen Nachtkleidern auf einem zerstörten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Neben dem Bett befand sich eine kleine Türe, die die Speisekammer bildete und von Beethoven sorgfältig bewacht wurde. Dennoch empfand er die Seelengrösse und Herzensgüte des Mannes in vollem Masse. Als Beethoven freilich von dem Abschluss eines Vertrages sprach, protestierte Grillparzer lebhaft. Da übrigens der Meister damals bereits stocktaub war, musste der Dichter wie alle Besucher seine Antworten niederschreiben. Beethoven bediente sich hierzu besonderer „Konversationshefte“, in denen er wohl in müssigen Stunden oft blättern mochte. Diese Hefte haben sich nun erhalten und sind, soweit sie sich auf Grillparzer beziehen oder von diesem

beschrieben worden sind, durch Kalischer in höchst dankenswerter Weise in „Nord und Süd“ 1891, Bd. 56, Heft 166, veröffentlicht worden. August Ehrhard machte dazu die launige Bemerkung: „Wie bedauert man, dass man nur die Reden einer der beiden gesprächführenden Personen kennt . . . Wie dankbar wäre man Grillparzer, wenn er gleichfalls taub gewesen wäre, damit auch Beethoven sich genötigt gesehen hätte, schriftlich zu plaudern.“

Beethoven scheint sich übrigens in der Annahme befunden zu haben, dass es Grillparzer sehr schlecht ginge. Darum mochte er wohl auch derartig auf Abmachung eines Kontraktes gedrängt haben, nach welchem die Einnahmen aus der Oper zwischen ihm und dem Dichter geteilt würden. Von diesem Glauben an die Armut des Dichters gibt es eine gelungene Anekdote, die Grillparzer in seiner liebenswürdig schlichten Form selber mitteilen möge:

„Im Laufe des Sommers besuchte ich mit Herrn Schindler Beethoven auf seine Einladung in Hetzendorf. Ich weiss nicht, sagte mir Schindler auf dem Wege, oder hatte mir jemand schon früher gesagt, Beethoven sei durch dringend bestellte Arbeiten bisher verhindert worden, an die Komposition der Oper zu gehen. Ich vermied daher, das Gespräch darauf zu bringen. Wir gingen spazieren und unterhielten uns so gut, als es halb sprechend, halb schreibend, besonders im Gehen möglich ist. Noch erinnere ich mich mit Rührung, dass Beethoven, als wir uns zu Tische setzten, ins Nebenzimmer ging und selbst fünf Flaschen herausbrachte. Eine setzte er vor Schindlers Teller, eine vor den seinen, und drei stellte er in Reihe vor mich

hin, wahrscheinlich um mir in seiner wildnaiven, gutmütigen Art auszudrücken, dass ich Herr sei, zu trinken, wie viel mir beliebte. Als ich, ohne Schindler, der in Hetzendorf blieb, nach der Stadt zurückfuhr, bestand Beethoven darauf, mich zu begleiten. Er setzte sich zu mir in den offenen Wagen, statt aber nur bis an die Grenze seines Umkreises, fuhr er mit mir bis zur Stadt zurück, an deren Toren er ausstieg und nach einem herzlichen Händedruck den anderthalb Stunden langen Heimweg antrat. Indem er aus dem Wagen stieg, sah ich ein Papier auf der Stelle liegen, wo er gegessen hatte. Ich glaubte, er hätte es vergessen, und winkte ihm, zurückzukommen. Er aber schüttelte mit dem Kopfe, und mit lautem Lachen, wie nach einer gelungenen Hinterlist, lief er nur um so schneller in der entgegengesetzten Richtung. Ich entwickelte das Papier, und es enthielt genau den Betrag des Fuhrlohnes, den ich mit meinem Kutscher bedungen hatte. So entfremdet hatte ihn seine Lebensweise allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, dass ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen andern Umständen in einem solchen Vorgange gelegen hätte. Ich nahm übrigens die Sache, wie sie gemeint war, und bezahlte lachend meinen Kutscher mit dem geschenkten Gelde.“

Grillparzer ist nur noch einmal mit dem Meister zusammengekommen. Da er Beethoven in seiner rührenden Selbstlosigkeit auf keine Weise, auch nicht durch seinen Besuch an die Oper erinnern wollte, suchte er ihn nicht mehr auf, bis er in schwarzem Anzug und eine brennende Fackel in der Hand hinter seinem Sarge einherschritt.

Grillparzer hat dem dahingegangenen Freunde,

den er, wie er in seinen „Erinnerungen“ gesteht, „eigentlich geliebt“ hat, einen Nachruf gewidmet, der an markiger Kraft, an Schwung der Sprache, an überströmender Empfindung wohl einzig dasteht und den Höhepunkt der Grillparzerschen, ja der deutschen Prosa überhaupt bildet. Mit diesem Nachruf, der am offenen Grabe vorgetragen wurde, hat der Dichter auch sich selber verherrlicht, denn nur dadurch vermochte er das Menschliche des Sangeshelden so gewaltig aufzufassen, weil er aus innerster Erfahrung sprach, weil er hier einen Teil seines eigenen Ich hineinlegte. Mit dieser Rede hat Grillparzer die ideale Werte angegeben, von der auch er selber betrachtet und gewürdigt werden muss:

„Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch, Mensch in jedem, im höchsten Sinne. Weil er von der Welt sich abschloss, nannten sie ihn feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiss, der flieht nicht! Die feinsten Spitzen sind es, die am leichtesten sich abstumpfen und biegen oder brechen. Das U e b e r m a s s der Empfindung weicht der Empfindung aus! Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereich seines liebenden Gemüts keine Waffe fand, sich ihr zu widersetzen. Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an sein Grab bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt.“

Wir müssen nun der Frage näher treten, soweit deren Beantwortung überhaupt möglich ist, welche Anschauungen Grillparzer über die gleichgeschlechtliche Liebe besessen hat.

Alle Urteile der Menschen bilden sich auf Grund der aufgenommenen Erfahrungen und Kenntnisse. Auch Grillparzer machte hiervon keine Ausnahme. Was hatte er also über die gleichgeschlechtliche Liebe erfahren? Bücher, die diesen Gegenstand behandelt hätten, ganz gleich in welchem Sinne, gab es damals noch nicht. Wohl aber kannte der Dichter die antiken Schriftsteller, die er im Original fließend zu lesen pflegte. Die Dichter und Philosophen des Altertums sprechen nun mit grossem Freimut von der gleichgeschlechtlichen Liebe, sie schildern dieselbe als etwas Hohes und Herrliches und feiern sie in jeder Form. In den griechischen Sagen, die die Dichter jener Zeit aufbewahrt haben, tritt die gleichgeschlechtliche Liebe in durchaus erfreulichen, anmutigen Formen auf. Grillparzer konnte also durch diese Darstellungen niemals zu einem absprechenden Urteil gelangen. Im Gegenteil, er hat an den antiken Darstellungen der gleichgeschlechtlichen Liebe Gefallen gefunden. So hat z. B. die Sage von dem schönen Knaben Hylas auf ihn einen grossen Eindruck gemacht. Hylas wurde von Herkules mit solcher Zärtlichkeit geliebt, dass er ihn fast nie von seiner Seite liess. Als

der Knabe eines Abends in der Gegend nach Wasser umhersuchte, fand er eine Quelle und da er sich eben bückte, um mit dem ehernen Krüge zu schöpfen, umschlangen die Nymphen des Quells, von Liebe erfasst, den schönen Knaben und zogen ihn zu sich hinab in die Flut. Wie ein Stern in der Nacht leuchtend vom Himmel fällt und im Dunkel erlischt, so verschwand in dem Quell der schöne Hylas. Der Argonaut Polyphemos, ein Freund des Herakles, hörte den Schrei des versinkenden Knaben und stürmte suchend umher mit dem Schwert in der Hand; denn er wähnte ein wildes Tier habe den Knaben erfasst oder Räuber schleppten ihn ins Gebirge. Er stiess auf den aus dem Walde zurückkehrenden Herakles und teilte ihm mit, was geschehen. Der warf in seinem Schreck und Schmerz das Ruder, das er eben geschnitten, zur Erde und eilte mit dem Freunde fort, den Geliebten zu suchen. Ohne Rast und Ruhe zogen sie durch Wald und Gebirge und riefen den Namen des Hylas. Aber er blieb verschwunden.

Grillparzer hat diese Sage dichterisch gestaltet. Sein 1835 verfasstes Gedicht: „Herkules und Hylas“ ist eine direkte Verherrlichung der Freundesliebe. Es darf hier nicht fehlen:

Hylas! Hylas! ruft der Alcide
Laut an Mysias Felsengestad';
Obschon wankend und wegesmüde,
Klimmt er hinan den steinigten Pfad.
Den seine Brust zum Lieblich erkoren,
Hylas, den schönen, hat er verloren;
Und schon die Nacht, die verhüllende, naht.

Suchend nach Wasser, ging er, der Knabe,
Mit dem Krug auf dem lockigen Haupt,

Sich und dem durstenden Freund zur Labe.
Doch durch die Pfade, waldicht umlaubt,
War er gegangen und nicht mehr gekommen,
Dunkel nur ward die Sage vernommen,
Dass ihn die Nymphen, den Knaben, geraubt.

Denn, als den Krug in emsigen Händen,
Uebergebeugt in den spiegelnden See,
Er am Ufer schöpfend gestanden,
Hab' es gequollen vom Grund in die Höh' —
Glänzende Stirn' und Augen und Wangen
Und zwei Hände, von denen umfangen,
Hylas versank in dem wallenden See.

Solches, von zagenden Hirten erzählt,
Hört des Herakles heilige Macht,
Und, vom Zorn die Sehnen gestählet,
Dringt er durch Klippen und Waldesnacht.
Recht hat die schwankende Kunde geleitet,
Siehe, schon liegt, weithin verbreitet,
Vor ihm der See in ruhiger Pracht.

Hin ans Ufer tritt er im Grimme,
Und schreit hinaus in die neblichte Luft:
„Hylas! Höre des Freundes Stimme!
Komm! Und auch ihr, die in felsiger Kluft
Ihr euch vermesst, den Geliebten zu halten,
Fürchtet des Donnerers höchste Gewalten,
Denn sein Erzeugter ist's, der zu euch ruft.

Dem Gedicht sieht man an, dass es in wenigen Augenblicken entstanden ist. Eine Feile pflegte der Dichter bei solchen Versen, an deren Herausgabe er wohl kaum gedacht hat, nicht anzulegen. So fehlt es denn darin nicht an mancherlei Härten des Ausdrucks, ja sogar sprachlichen Inkorrektheiten.

Für uns aber ist es wertvoll zu sehen, wie Grillparzer völlig den altgriechischen Standpunkt teilt und

die Liebe zum gleichen Geschlecht für würdig erachtet, im Liede gefeiert zu werden.

Ueberhaupt herrschte in jener Zeit in vielen Dingen eine geistig weit freiere Strömung als heutzutage. Man war vorurteilsfrei. Damals konnte ein Goethe unter ungeteiltem Beifall „das Schenkenbuch“ veröffentlichen, welches dem Preise der gleichgeschlechtlichen Liebe gewidmet ist. Auch Grillparzer hat das Buch gelesen und darum nicht geringer von Goethe gedacht. Wie konnte er auch. Er, der grosse Psychologe, der jede Regung seines Herzens zergliederte und sich darüber Rechenschaft ablegte, ist sicherlich darüber vollständig klar gewesen, dass auch er zu den verschiedensten Zeiten seines Leben gleichgeschlechtliche Gefühle gehegt hat.

Aber noch weiter. Grillparzer kannte auch Shakespeare und nicht bloss seine Dramen, sondern auch die an den Grafen Henry von Southampton und an den Lord William Pembroke gerichteten Sonette, in denen Shakespeare seine Leidenschaft zu diesen Personen schildert. Grillparzer kannte diese Sonette genau. Er war sich keinen Augenblick darüber im unklaren, dass es sich hier um die gleichgeschlechtliche Liebe handelt, und wies die Fechterstückchen einzelner Ausleger, die dies zu verdecken trachteten, mit der Bemerkung zurück:

„Um Shakespeare zu rechtfertigen — da doch ein grosser Teil seiner Sonette an ein männliches Individuum gerichtet sind — führen die Ausleger viele Stellen aus seinen Dramen an, wo das Wort Liebhaber (lover) von Mann zu Mann, für Freund, wohlgeneigt, ergeben, gebraucht wird. In allen

diesen Fällen ist aber mir die Schönheit der Grund des Wohlwollens.“

Dafür war er nicht zu haben, dass man mit Gewalt den Sinn von Gedichten anders auslegte als derselbe in Wirklichkeit lautete. Auch sah er keinerlei Veranlassung dazu. Er verurteilte die gleichgeschlechtliche Liebe in keiner Weise.

Aber die Sonette verurteilte er doch, nicht wegen ihres Inhalts sondern wegen ihres seiner Meinung nach ganz geringen poetischen Wertes. Sie erschienen ihm neben den Dramen des grossen Briten so unbedeutend, dass sie nach seiner Meinung „Shakespeares Ruhm nichts beifügen und, aufs beste gedeutet, nur Bedauern erwecken“ können. Man sollte sie nicht übersetzen und den Literatoren überlassen, dessen Straussenmagen alles verdaue.

Also auch hier keine Verdammung der Freundschafts- und Liebes-
liebe. Positiv hat Grillparzer sein Urteil wohlweislich über diesen Gegenstand nicht formuliert, aber aus dem ganzen Wesen des Mannes, aus der Art, wie er überhaupt zu urteilen pflegte, sowie aus den eben angeführten Tatsachen kann man sich doch eine ziemlich klare Vorstellung über seine Anschauungen machen.

Er hat die gleichgeschlechtliche Liebe als eine zu allen Zeiten und in allen Formen vorkommende Variation der Liebe überhaupt betrachtet und sie als durchaus gleichberechtigt angesehen. Er hat in ihr einen der mächtigsten Faktoren des Gemeinschaftslebens erblickt und sie auch nicht verurteilt, wenn sie zur sinnlichen Betätigung führte. Dem natürlichen Sinne des Dichters war es einfach unverständlich wie in der Stille durchaus gesunder natürlicher Triebe eine Sünde enthalten sein sollte.

Er hat diese Anschauung in seine Dramen hineingelegt, und es ist eigentümlich, dass derjenige Dichter, dessen eigene Liebe nie die höchsten Grade der Sinnlichkeit erreicht hat, in seinen Dramen die freieste Moral verkündet. *)

Für Grillparzer war die gleichgeschlechtliche Liebe kein psychologisches Problem. Er sah in ihr eine ewige ehernen Naturerscheinung. Er hat einmal den Ausspruch getan:

„Unser Erklären der Natur besteht darin, dass wir ein selten vorkommendes Unverständliches auf ein oft vorkommendes, aber ebenso Unverständliches zurückführen.“

Das war sein Standpunkt. Es fiel ihm nicht ein, bis zu den letzten Grenzen des Erkennens zu gehen und die Natur mit ihren tausendfältigen Rätseln durch metaphysische Spitzfindigkeiten auflösen zu wollen. Der geniale Diktator der Philosophie, der diesen Versuch zu Grillparzers Zeiten unternommen hatte, fand bei ihm keinerlei Verständnis. Die Psychologie aber, die heute so eifrig am Werke ist, stak damals noch in den Kinderschuhen. So konnte denn Grillparzer im Grunde zu keiner anderen Anschauung gelangen als zu der oben ausgesprochenen.

*) Ich habe hier besonders des „Meeres und der Liebe Wellen“ im Auge. Hero, die der ewigen Keuschheit geweihte, erscheint nach der mit Leander gemeinsam verbrachten Liebesnacht in keiner Weise erniedrigt. Nur träumerischer, sinniger ist ihr Wesen, die Jungfrau ist zum Weibe geworden.

IV.

Die Doppelnatur des Dichters in
seinen Gestalten.

Die eigenartige Natur des Dichters hat auch sein Schaffen in hohem Grade beeinflusst. Wenn es ihm auch völlig fern lag, der Welt sein Inneres zu enthüllen, seelische Konflikte, die ihn bewegten, dramatisch zu behandeln, so muss man doch gerade die Originalität, welche den Grillparzerschen Gestalten eigen ist, mit auf die Originalität seiner eigenen Person zurückführen.

Selbstverständlich war es Grillparzer, wie jedem echten Dichter, möglich, auch solche Naturen zu gestalten, deren Denken und Fühlen ihm fern stand. Er konnte eiserne Kraft, feste Entschlossenheit, Heldengrösse und stolze Majestät zeichnen, aber in den meisten seiner Dramen treten solche Personen hinter den eigentlichen Trägern der Handlung zurück.

Grillparzer ist vor allem der Dichter des Menschlichen, Allzumenschlichen. Menschliche Schwächen bilden den Gegenstand seiner Arbeiten. Es reizte ihn nicht, Personen zu gestalten, die stolzen Fluges zum Himmel emporsteigen, die in der Vereinigung aller Kräfte in einem Punkt Uebermenschliches leisten. Das lag ihm fern. Grillparzer gründet, wie Johannes Volkelt sagt, die tragischen Konflikte in seinen Stücken fast durchweg auf Personen, welche zur spezifischen Männlichkeit im Gegensatz stehen. Ebenso, wie sich in ihm selber männliche und weibliche Eigenschaften vereinigten, wie dadurch eine Haltlosigkeit und Unentschlossenheit in seiner

Lebensführung wahrnehmbar ist, ebenso sind fast alle Helden seiner Stücke eigentlich keine Helden, sondern trotz mancher kraftvollen Eigenschaften vom Schicksal hin und her geworfene Menschen. Man hat nur nötig, den Charakter der Hauptpersonen in seinen Dramen näher ins Auge zu fassen, um die Richtigkeit des Gesagten zu erkennen.

Schon Jaromir*) in der „Ahnfrau“ muss als eine völlig zerstörte Natur bezeichnet werden, deren Untergang von vornherein ausgemacht ist. Er würde zu Grunde gehen, auch wenn er nie Bertha gesehen hätte, wenn seine Genossen nie von den Soldaten überwältigt würden. Denn von Natur ist er edel und grossmütig. Er besitzt ein fühlendes Herz und würde nie Räuber geworden sein, wenn er nicht durch ein unseliges Geschick unter Räubern aufgewachsen wäre. So erleidet er denn die furchtbarsten Seelenqualen. Sagt er doch selbst:

„Wie ich oft mit mir gestritten,
Wie gerungen, wie gelitten,
Darnach fragt kein Menschenrat.“

Er hat oft und lange über sein Schicksal nachgedacht und sich bemüht, Milderungsgründe für die Taten seiner Genossen zu finden. Mit flammenden Worten verteidigt er die Gefährten im Hause des Grafen! Als Stieföhne des Geschicks bezeichnet er sie, die das wärmste Mitleid verdienen. Aber er fühlt wohl, dass damit das Moment der Schuld nicht völlig aufgehoben wird, und Angst und Reue zerfleischen sein Herz.

*) Die folgenden Ausführungen stützen sich auf die genialen Erläuterungen von Volkelt, Berger, Reich und Necker.

In noch weit höherem Masse als er, ist Graf Borotin in den Wurzeln seiner Kraft erschüttert. Für ihn gibt es keine Hoffnung mehr. Sein ganzes Geschlecht ist ins Grab gesunken, als letzter Träger des Namens wankt er dem Grabe zu. Er hat den Kampf mit dem Schicksal aufgegeben. Das Leben hat ihn bereits gebrochen.

* * *

Grundverschieden von der „Ahnfrau“ ist das folgende Werk des Dichters, seine „Sappho“. Während in dem ersten Stück eine schwermütige, tiefernte Stimmung über dem Ganzen ausgebreitet ist, strahlt in der „Sappho“ der heitere Himmel Griechenlands. Aber die Personen dieser Dichtung, wenn sie auch, wie Sappho, auf der Menschheit Höhen wandeln, sind im Grunde nicht minder zerrissen und beklagenswert wie in der „Ahnfrau“. An dem Zwiespalt zwischen Kunst und Leben, an dem Grillparzer selber gekrankt hat, geht Sappho zu Grunde.

Ueberhaupt ist Grillparzer in der Schilderung der Frauenseele ein Meister ersten Ranges. Nichts hat er wahrer, schöner, inniger geschaut und gestaltet als das Weib. Das feminine Empfinden stand ihm eben näher, bei der Darstellung desselben konnte er aus den tiefsten Tiefen seiner eigenen Natur schöpfen, während die Gestaltung des Mannes, des Kraftmenschen auf seiner Beobachtung des Lebens beruhte. Hier bildete er nach, was er gesehen, dort das, was er in seiner eigenen Brust gefühlt und empfunden hatte.

Darum gehören gerade seine weiblichen Charaktere zu dem Schönsten, was die Weltliteratur besitzt. Die

Eigenart der weiblichen Seele, das Schwankende und Zagende, das der inneren Festigkeit Entbehrende ist wunderbar von ihm gestaltet worden.

Die gleichen Eigenschaften sind aber auch seinen männlichen Helden eigen. Während die Frauen des Dichters sich in jedem Zuge, in jeder Handlung echt weiblich zeigen, fehlt das spezifisch Männliche den Männern seiner Werke fast immer. Volkelt hat den Begriff der spezifischen Männlichkeit analysiert. Er rechnet hierzu erstens ein helles Bewusstsein, ein Denken und Wollen, das nicht auf Instinkt und Takt, sondern auf selbständiges Erwägen, auf klare Rechenschaft über Gegenstände und Ziele gestellt ist; zweitens ein starkes, sich einfach und ungebrochen durchsetzendes Wollen, in das sich die Individualität ganz und ungespalten hineinlegt. Der männliche Charakter lebt in seinem Wollen und dessen Vollführung mit Mut und Lust. „Den Gegensatz hierzu bilden Menschen, deren Inneres so geartet ist, dass es dem Wollen feindlich gegenübersteht, es benagt und schwächt, spaltet und untergräbt. Ihr Inneres ist entweder so übermässig zart und ideal gestimmt, oder so grüblerisch und tiefsinnig angelegt, oder sonst in einer Richtung so einseitig entwickelt, dass die Willensseite geknickt und ohnmächtig wird.“

Wir werden sehen, dass das spezifisch Männliche im Sinne dieser genialen Definition fast gänzlich den Helden des Dichters mangelt.

So ist Phaon, auf den Sapphos Liebe fiel, ein unreifer Jüngling, der sich von seinen Gefühlen hierhin und dorthin treiben lässt und im letzten Akt durch die gewaltigen Reden des Rhames moralisch völlig vernichtet wird. Er hat das Mädchen seiner Liebe errungen,

aber gebrochen und tief unglücklich über seine Handlungsweise steht er vor uns da.

Am meisten aber liebt Grillparzer Gestalten wie Rhamnes, Menschen, die überall am Platze sind, wo es treue Dienstbeflissenheit, Fleiss und Ausdauer, gilt, die aber völlig versagen, sobald von ihnen eine entschlossene Tat gefordert wird, sobald ihr Leben bedroht erscheint. Wir können es Rhamnes zunächst nicht verzeihen, dass er sich nicht tatkräftig der Flucht Phaons und Melittes widersetzt, aber der letzte Akt söhnt uns völlig mit ihm aus. Heldengrösse ist eben nicht die einzige Tugend des Menschen, neben ihr gibt es noch andere Eigenschaften, die diese reichlich aufwiegen. Man kann ein schwacher und doch ein guter und edler Mensch sein. Das ist die grosse Lehre, die Grillparzer in so vielen seiner Werke zum Ausdruck bringt. Er, dem selber der Heroismus mangelte, hat nie an einer Darstellung des Heroischen im physischen Sinne Gefallen gefunden.

* *
*

Von dem „goldenen Vliess“ kann man ebenfalls behaupten, dass nicht ein einziger von den darin vorkommenden Personen ein Vollmann im eigentlichen Sinne ist. Der wilde Barbarenkönig Aietes fürchtet sich fortgesetzt vor den Folgen seiner Taten. Ihm fehlt der Mut der Sünde. Mit hinfälligen Sophismen sucht er sich zu seinem heimtückischen Anschläge anzustacheln:

Hab' ich ihn geladen in mein Haus?
Ihm beim Eintritt Brot und Salz gereicht
Und geheissen sitzen auf meinen Stuhl?
Ich hab' ihm nicht Gastrecht geboten,
Er nahm sich's, büss' er's, der Tor.

Am Schluss des ersten Teiles möchte der elende Mörder, erstarrt über die Folgen seiner eigenen Tat, dem Toten noch das goldene Vliess aufdringen.

Die Rache bleibt nicht aus. Jason erscheint. Aber auch er ist nicht ein grosser kühner Held, der in sich gefestigt dasteht. Nach Ruhm und Ehren geht sein Verlangen. Er vollbringt die grosse Tat nicht um ihrer selbst, sondern um des Ansehens willen, das er durch sie zu erringen gedenkt. Er ist ein vollendeter Egoist, wenn dies auch in den ersten Akten durch seinen Drang nach Abenteuern weniger hervortritt. Seine Selbstsucht ist grösser als seine Liebe. Er widersteht allen Bitten und Warnungen Medea's und beharrt darin, das Vliess zu holen. Keine hohe sittliche Idee erfüllt ihn. Nicht um Phrixus zu rächen, nicht um den Ruhm des Vaterlandes in ferne Gauen zu tragen, erringt er das Vliess, sondern lediglich um triumphierend in die Heimat zurückzukehren. Darum kann er es nicht ertragen, dass er dort statt der gehofften Anerkennung Verachtung und Missgunst erfährt. Ein wirklicher Mann hätte dem Schicksal stand geboten, hätte das Vaterland, welches ihn so ungerecht behandelt, verlassen. Nicht so Jason. Er schiebt die Schuld, welche seine Landsleute auf sich laden, auf Medea, die um seinetwillen alles geopfert hat, ohne die er nie das goldene Vliess errungen hätte. Er gibt die Gattin preis, um den Bann, der über ihn ausgesprochen ist, aufzuheben und vernichtet damit die eigene Existenz. So rächt sich die Schwäche bitter an ihm.

* * *

Eine gewisse Aehnlichkeit mit Jason ist dem stolzen Böhmenkönig Primislaus Ottokar eigen,

wenngleich Volkelt meint, dass Grillparzer gerade in ihm den Typus des Männlichen im eigentlichen Sinne dargestellt habe. Wäre dies der Fall, so könnte man auch Jason als Typus der Männlichkeit ansehen. Denn Mut und Entschlossenheit fehlen auch diesem nicht, so lange ihm das Glück lächelt. Darauf aber kommt es nicht an. Der echte Held bleibt sich auch im Unglück treu, wird auch durch ein widriges Schicksal nicht bezwungen. Er trägt auch das härteste Los mit Würde und Gleichmut. Das aber ist weder bei Jason noch bei Ottokar der Fall, und darum können sie nicht als Prototyp der Männlichkeit gelten.

Man hat auf die Aehnlichkeit zwischen Ottokar und Napoleon hingewiesen, und in der Tat ist das Auftreten des Königs im Anfang des Stücks der Art und Weise ähnlich, wie sich der Kaiser zu geben pflegte, aber das ist auch alles. Grillparzer dachte zu gross von Napoleon, als dass er ihn im weiteren als Vorbild für Ottokar benutzt hätte. Von diesem würde er schwerlich den Ausspruch getan haben:

Er war zu gross, weil seine Zeit zu klein.

Ottokar ist nicht gross. Das Glück hat ihn begünstigt, von Erfolg ist er zu Erfolg geschritten, aber sein Charakter ist zu niedrig, um das Glück tragen zu können. Er ist ein vollendeter Egoist, ein Despot, der sich in den ärgsten Willkürakten ergeht und sich darin gefällt, jede seiner Launen befriedigt zu sehen. Voll stolzen Uebermutes, durchdrungen von seiner Bedeutung, erscheint er im ersten Aufzug:

So hoch ein Mensch mag seine Grösse setzen,
So hoch hat Ottokar gesetzt die seine.
In Böhmen herrsch' ich, bin in Mähren mächtig;

Zu Oestreich hab' ich Steier mir erkämpft,
Mein Oheim siecht, der Kärnten nach mir lässt.
Im nahen Ungarn hab' ich meine Hand,
Die Grossen sehn auf mich, die Missvergnügten;
Es will mir Schlesien wohl, und Polen schwankt,
Wie sturmgepeitscht ein Schiff, in meinen Hafen.
Vom Belt bis fern zum adriat'schen Golf,
Vom Inn bis zu der Weichsel kaltem Strand
Ist niemand, der nicht Ottokarn gehorcht;
Es hat die Welt seit Karol Magnus' Zeiten,
Kein Reich noch wie das meinige gesehn.
Ja, Karol Magnus' Krone selbst,
Sie dünkt mich nicht für dieses Haupt zu hoch.

Nur noch die Kaiserkrone fehlt ihm. Er zweifelt nicht, dass sie ihm, dem mächtigsten Fürsten des Reiches, zufallen werde, aber gerade seine Macht und sein launenhaftes übermütiges Auftreten verscherzen ihm die Krone. Statt seiner wird Rudolf von Habsburg gewählt, und Ottokar, der unumschränkt geherrscht hat, soll sich jetzt einem Herrn fügen und einen grossen Teil der ihm zugefallenen Länder wieder abtreten. Er kann es nicht, alles empört sich in ihm dagegen und es kommt zum Kampf. Rudolf siegt überall, so dass sich Ottokar auf Drängen seines Kanzlers zu einer Unterredung mit dem Kaiser entschliesst. Und hier bricht Ottokar zusammen, um sich nicht mehr zu erheben. Nicht in der Person Ottokars, sondern in Rudolf von Habsburg hat Grillparzer wirkliche Heldengrösse gezeichnet.

*

*

*

Ich habe schon früher erwähnt, dass es Grillparzer in seinen Arbeiten fast immer um die Gestaltung einer tief sittlichen Idee zu tun ist. Er hat diese

Absicht zuweilen mit einer so unerbittlichen Schärfe durchgeführt, dass sich die Kritik zunächst dadurch abgestossen fühlte und den wahren Gehalt seiner Werke nicht erkannte. So ist z. B. der „treue Diener seines Herrn“ lange Zeit scharf verurteilt worden. Man sprach von hündischem Servilismus und vermochte keinerlei Sympathie für die Person des Bancban zu empfinden. Das hat sich ja nun inzwischen geändert. Heute gilt Bancban mit Recht als der Träger einer der gewaltigsten ethischen Ideen, als die Personifikation der Pflichttreue. Der ehrwürdige Greis, welcher alles über sich ergehen lässt, welcher erhaben ist über Beschimpfungen jeder Art und sogar angesichts der Ermordung seines geliebten Weibes von keinem Rachedanken ergriffen wird, dem die Pflicht als Diener des Staates höher steht als sein persönliches Wohl, muss die höchste Bewunderung hervorrufen. Er stellt, wie Dr. Emil Reich treffend bemerkt, eine Verkörperung des Kantischen Sittlichkeitsideals dar. Aber dieses Ideal ist weiblicher Natur. Das Weib vermag vornehmlich zu entsagen, zu dulden, die eigenen Gefühle zu verschliessen, wie ja denn auch die christliche Lehre in ihrer ersten Gestalt von den Frauen am ehesten aufgenommen und weiter getragen wurde. Der Mann, der an der Leiche seines dahingemordeten Weibes keinen Gedanken der Rache fasst, flösst uns schauernde Ehrfurcht ein, aber wir können ihn nicht als Repräsentanten der Männlichkeit ansehen.

Bancbans Grösse beruht darin, dass er furchtlos jeder für ihn noch so bedenklichen Situation stand hält. Er erscheint als ein Märtyrer, der sich für den Staat und seinen König opfert. Er macht auch nicht den leisesten Versuch, eine Gefahr von sich abzuwenden.

Das ist gross und doch zugleich auch schwach. Diese Schwäche ist in seiner innersten Natur begründet. Er könnte, auch wenn er es wollte, nicht entschlossen auftreten und die Energie des Handelns entfalten. So ist er denn vollkommen wehrlos und vermag lediglich durch philosophische Trostreden sich und seiner Gattin über die peinlichen Lagen hinwegzuhelfen. Hilflos und ohnmächtig lässt er seine Frau zu Grunde gehen. Man darf behaupten, dass mit Ausnahme von Shakespeares Hamlet, Banchan die eigenartigste Gestalt der Dichtung darstellt. Eine solche Figur voll zu würdigen, dazu gehören Jahrhunderte. Man kann daher den Kritikern keinen Vorwurf machen, wenn sie das Stück anfänglich ungünstig beurteilt haben. Das Wollen des Dichters ging derartig über alles hinaus, was man bisher kannte, es wurde hier etwas so absolut Neues geboten, dass es der Zeit bedurfte, dasselbe voll zu würdigen. Ebenso wie immer neue Hamletkommentare erspriessen, wird auch der Banchan immer neue Interpretationen herausfordern.

Die übrigen Personen im „treuen Diener“ sind ebenfalls schwach, wenn auch in anderem Sinne als Banchan. Schwach ist der König, schwach seine Gattin, schwach ihr Bruder. Der König durfte nie und nimmer seinem Weibe die Herrschaft übergeben, während er beim Heere weilte. Ja, er würde sogar den Herzog auf die Bitten seiner Frau zum Mitregenten ernannt haben, den Herzog, der ihm als Wüstling bekannt ist, von dem er nie etwas Gutes gehört oder gesehen hat. Nur der zufällige Umstand, dass Otto im entscheidenden Augenblick nicht anwesend ist, verhindert diesen Schritt. So ernennt er denn Banchan zum Mitregenten, der indessen seiner Frau unterstellt ist. Ihn

ermahnt er in langer Rede zur Treue und Pflichterfüllung, während er doch recht gut wissen sollte, dass er keinen treueren Diener hat. Sein Weib hätte er an ihre Aufgaben erinnern sollen.

Die Königin ist von untergeordnetem Charakter. Ihr mangelt auch die geringste Vorstellung von den Pflichten ihres Berufes. Sie lässt sich völlig von ihren Wünschen und Begierden beherrschen. So kennt sie der König. Dass er ihr trotzdem die Herrschaft über das Reich während seiner Abwesenheit verleiht, ist ein schweres Unrecht, welches sich bitter rächt. Was sind der Königin die Staatsgeschäfte! Sie würde alles drunter und drüber gehen lassen, wenn sie B a n c b a n nicht zur Seite hätte. Ernste Arbeit ist ihr zuwider, und sie verachtet, ja hasst den treuen Diener, der von ihr Arbeit fordert. Noch schlimmer ist ihre Gefügigkeit den Absichten des Bruders gegenüber. Dieser Bruder, der nur sich kennt, dessen Egoismus jede Grenze übersteigt, wird von ihr leidenschaftlich geliebt, steht ihr näher als Gatte und Kind. Sie sollte ihn und sein Treiben doch zur Genüge kennen, trotzdem beschwört sie den Gatten in der ergreifendsten Weise, O t t o zum Mitregenten zu ernennen. Sie entwirft, blind in ihrer Liebe, ein Bild ihres Bruders, in dem auch nicht ein Zug stimmt:

O, glaubt nicht, was der Neid von ihm berichtet,
Die Scheelsucht, die nur lobt, was klein, wie sie.
Der Schwester glaubt, die ich ihn kenn' und liebe . . .
Wo lebt der Mann hierlandes, ihm vergleichbar?
Sprech' ich zuerst von seines Aeussern Gaben?
Wie sie so herrlich sind, unübertroffen,
Und alle dienstbar seinem kühnen Geist.
Sein blitzend Aug', es blitzt auch auf die Feinde;
Der frische Mund macht Ueberredung süß;

Die Heldenbrust, der Glieder kräft'ger Bau
Verkündet ihn als Herrn und als Gebieter.

Kaum ist der König fort, als die Königin den Roué in seinem wüsten Treiben offenkundig unterstützt. Sie richtet es arglistig ein, dass Erny auf dem von Otto arrangierten Feste an dessen Seite kommt, und forscht Erny sogar aus, ob sie nicht im geheimen Otto liebt. Als Erny dies kühl verneint, wendet sie sich voller Ent-rüstung ab, dass ihrem Bruder ein Weib widerstehen kann:

Einfältig Volk! Nur stumpf, nicht tugendhaft.

Da Otto ihr droht, in die Heimat zurückzukehren, den Hof zu verlassen, unterwirft sie sich völlig seinen Wünschen. Sie lässt Erny rufen und verschafft ihrem Bruder, dessen rasender Charakter, dessen übergrosse Sinnlichkeit ihr genügend bekannt ist, die verlangte Unter-redung mit Erny. Als Otto dies in der schmachlichsten Weise missbraucht und so den Tod Ernys herbeiführt, wendet sie sich von ihm nicht entrüstet ab, erfüllt sie auch nicht einen Augenblick der Gedanke, dass einer so ungeheueren Freveltat die Strafe folgen müsse. Im Gegenteil, sie ist einzig von dem Gedanken erfüllt, den Bruder der Strafe zu entziehen. Sie deckt ihn und nimmt die Tat auf sich, wozu es allerdings keines Mutes be-durfte, da sie nicht dem Gesetz untersteht.

Direkt verächtlich ist der Herzog. Er ist ein Spiel-ball seiner Leidenschaften. Er kennt nur sich und die Befriedigung seiner Triebe. Wird ihm ein Wunsch nicht gewährt, so gebärdet er sich wie ein Rasender. Ist seine Sinnlichkeit einmal erwacht, gibt es kein Verbrechen, vor dem er zurückschrecken würde. Nicht der Tod Ernys erschüttert ihn, sondern er erschreckt lediglich vor den

Folgen seiner Tat. Kläglich zittert er für sein Leben. Die Angst beraubt ihn fast des Verstandes. Er ist allein darauf bedacht, sich zu retten. Der Schwester ruft er zu:

Sorgt Ihr für Euch, was kümmert's mich.

Er besteigt zuerst das Schiff, unbesorgt um das Schicksal der zurückgebliebenen Königin, die getötet wird.

* * *

Hat Grillparzer in den besprochenen Werken vielfach den Uebergang von der Kraft zur Schwäche dargestellt, so behandelt er in „des Meeres und der Liebe Wellen“ das entgegengesetzte Motiv. Am Strande des Meeres ist Leander aufgewachsen. Mit seiner über den Tod des Gatten tieftraurigen Mutter, hat er fern von den Menschen lange Jahre gelebt. Sein angeborener Hang zur Schwermut ist durch diese Erziehung noch gesteigert worden. Er liebt seine Mutter aufrichtig, und als diese stirbt, übermannt ihn völlig der Schmerz. Dumpfe Apathie bemächtigt sich seiner Seele. Er denkt nicht daran, jetzt seine meerumspülte Hütte zu verlassen und in die Stadt zu ziehen, an den Freuden und Leiden anderer Menschen teilzunehmen. In völliger Trägheit vergehen seine Tage. Er ist unfähig, sich zu einer entscheidenden Tat aufzuraffen und verbringt die Zeit damit, sich Träumereien zu überlassen. So findet ihn Naukleros, wie er in einem Ruderkahn liegt und den Himmel betrachtet. Der frische, muntere lebenslustige Jüngling vermag es kaum zu verstehen, wie ein Mensch in seinem Alter, von herrlichem Körperbau, so verzweifelt sein kann. Er wird von aufrichtiger Freundschaft zu Leander ergriffen und fühlt sich verpflichtet,

diesen aus seiner Schwermut herauszureissen. Leander fügt sich willig den Wünschen des neugewonnenen Freundes und so verlässt er denn die Hütte. Aber er tut es in der Ueberzeugung, dass das Leben ihm nichts zu bieten vermag, dass es nicht lebenswert ist. Vergebens bietet Naukleros alle Künste auf, vergebens führt er den Freund zu heiteren Festen, vergebens malt er ihm alle möglichen Genüsse aus, Leander bleibt stumm und verspürt zu alledem nicht die geringste Lust.

Es ist rührend zu sehen, mit welcher Liebe Naukleros sich seiner annimmt, wie sorglich er sich um ihn bemüht. Auch aus seinen ironischen Bemerkungen spricht doch die warme herzliche Freundschaft. Da endlich wird sein Streben von Erfolg gekrönt. Leander liebt, seine Gleichgültigkeit, sein Lebensüberdruß ist zu Ende. Naukleros begrüßt ihn als einen Neugeborenen und freut sich herzlich der erwachten Leidenschaft bei dem Freunde. Aber Leander liebt kein gewöhnliches Mädchen, sein Blick ist auf die Priesterin gefallen, auf die Gottgeweihte, die ewige Keuschheit gelobt hat. Er vermag keinen Ausweg zu finden in dieser Lage. Man ergibt sich nicht ungestraft so lange Zeit der Schwäche. Leander vermag nicht mehr, sich Hero zu nähern, ihr seine Liebe zu gestehen. Kennt er doch nicht die Ausdrucksweise der Menschen. Bliebe er sich selbst überlassen, so würde diese unglückliche Liebe nur dazu beitragen, seinen Weltschmerz noch zu erhöhen; sie würde ihn vielleicht zum Selbstmord treiben, nur nicht zu einem tatkräftigen Vorgehen. Aber ihm steht der Freund zur Seite. Dieser führt eine neue Begegnung zwischen Leander und Hero herbei, er offenbart der Priesterin die Liebe des Freundes. So hilft er diesem über das Schwerste

hinweg und steigert seine Leidenschaft in das Grenzenlose. Jetzt endlich wird *Leander* der Schwäche Herr, und seine eigentliche Natur, die so lange in Schlummer gelegen hat, kommt zum Vorschein. Die Liebe löst die Fesseln, die ihn gefangen hielten, und seine Willenskraft erhebt sich mächtig in dem einen Gedanken, die Geliebte wiederzusehen. Er vollbringt das ungeheure Wagnis, schwimmt über das Meer und genießt das Glück der Liebe. Als ein anderer kehrt er heim. Auch die letzte Spur der Schwermut ist verschwunden, er wirft sich dem Freunde um den Hals und küsst ihn in seinem Glück.*) *Naukleros* aber weiss, was dieser Kuss bedeutet, er sieht den Tod des Freundes vor Augen. Knieend fleht er *Leander* an, nicht noch die nächste Nacht nach *Sestos* zurückzukehren und als dies vergeblich ist, schliesst er den Freund ein. Aber auf dessen flehentliche Bitten öffnet er die Tür alsbald handbreit. Da stürzt *Leander*, mit dem Schwert bewaffnet, heraus, entschlossen jeden zu töten, der sich ihm entgegenstellt.**)

Naukleros kann den Freund nicht aufhalten, dessen Tod ihm gewiss erscheint. Aber seine Liebe erkaltet nicht. Er betritt den Tempelhain und setzt sich selber dem Tode aus, um das Schicksal *Leanders* zu erfahren. Als er von dessen Ende erfährt, ist sein Schmerz namenlos. Keine laute Klage entringt sich ihm, schweigend führt er die Leiche des teuren Toten fort.

„Des Meeres und der Liebe Wellen“ ist

*) Grillparzer hat diesen Zug seinem „Spartakus“ entnommen. Auch *Spartakus* wirft sich dem *Publiplor* in die Arme und erwidert zum erstenmal seine Freundschaft, als die Liebe zur *Cornelia* in ihm erwacht ist.

**) Auch dieser Zug findet sich ähnlich im *Spartakus*.

unzweifelhaft das herrlichste Liebesdrama, welches die deutsche Sprache besitzt. Die alles überwältigende und bezwingende Kraft des Eros ist hier in der ergreifendsten Weise zum Ausdruck gebracht. Aber das Stück ist auch ein Freundschaftsdrama erhabenster Art. Naukleros ist nicht als nebensächliche Person dem Drama angefügt, vielmehr hat der Dichter hier mit vollem Bewusstsein die Freundschaft und ihre Bedeutung gefeiert. Naukleros würde — dies unterliegt keinem Zweifel — gerne sein Leben für den Freund hingeben. Wir sehen ihn nur mit Leander beschäftigt. Ihm gelten all seine Gedanken, all seine Handlungen. Seine eigene Individualität tritt gänzlich zurück, er geht in der Liebe zu Leander völlig auf. Dabei ist seine Liebe von einer Selbstlosigkeit und Aufopferung, welche die höchste Bewunderung verdient. Der Oheim Heros ist eine jener Gestalten, wie sie Grillparzer besonders liebt. Ihm behagt nicht das Getümmel der Welt und ihre Freuden. Als Hüter des Tempels, in ruhiger Abgeschlossenheit, ohne Wunsch und Begierde, verbringt er seine Tage, Philosoph und Priester zugleich. Eine Natur wie er würde in der Welt untergehen, sich nicht zu halten vermögen. Eine Stelle, die Tatkraft erforderte, könnte er nicht bekleiden. So erliegt er denn der Schwäche, als die Ereignisse ein entschiedenes Handeln von ihm fordern. Er vermag sich nicht dazu aufzuraffen, Heros Schuld zu strafen, ja er möchte am liebsten das Geschehene mit ewigem Schweigen decken.

* *

 *

Auch der Held des dramatischen Märchens: „Der Traum ein Leben“, ist ein Schwächling.

Rustan besitzt entschieden weibliche Eigenschaften. Als Knabe war er, wie Mirza berichtet, sanft und mild. Stundenlang sass er zu den Füssen des Mädchens und half ihr bei den Hausarbeiten oder erzählte auch wohl Märchen. Aber er entstammt einem alten Heldengeschlecht. Sein Vater und Grossvater waren Krieger und ein Teil ihrer Eigenschaften ist auf Rustan übergegangen. So verfolgt ihn denn der Wunsch, grosse Taten zu vollbringen. Indem er sich jedoch seiner inneren Kraftlosigkeit bewusst ist, steht er von allen derartigen Plänen ab und begnügt sich mit dem friedlichen Dasein im Hause des Oheims.

Mit dem Erscheinen Zangas, des Negersklaven, ändert sich dies. Zanga, dem das heisse afrikanische Blut in seinen Adern pulst, vermag das ruhige gleichmässige Leben nicht zu ertragen. Bald hat er die Natur Rustans erkannt und nun stachelt er diesen unaufhörlich an, um mit ihm in die Ferne ziehen zu können. Rustan verändert sich unter diesem Einfluss völlig, wie dies der Oheim seufzend ausspricht:

Nur von Kämpfen und von Schlachten,
Nur von Kronen und Triumphen,
Von des Kriegs, der Herrschaft Zeichen
Hört man sein Gespräch ertönen;
Ja, des Nachts, entschlummert kaum,
Spricht von Kämpfen selbst sein Traum,
Während wir des Feldes Mühn
Und des Hauses Sorge teilen,
Sieht man ihn bei Morgens Glühn
Schon nach jenen Bergen eilen.
Dort, nur dort im düstern Wald
Ist des Rauhen Aufenthalt.

Rustan wird völlig zum willenlosen gefügigen Geschöpf in den Händen Zangas. Während er früher glücklich und zufrieden war, kann er jetzt das ruhige Leben nicht mehr ertragen:

Wie so schal dünkt mich dies Leben,
Wie so schal und jämmerlich!
Stets das Heute nur des Gestern
Und des Morgen flaches Bild;
Freude, die mich nicht erfreuet,
Leiden, das mich nicht betrübt,
Und der Tag, der, stets erneuet,
Nichts doch als sich selber gibt.

Es drängt ihn, sich in den Strom des Lebens zu stürzen, als ein Held vor aller Welt dazustehen. Nur die Sorge, den Oheim zu kränken, hält ihn noch davon zurück. Diesen letzten Widerstand zu überwältigen, fällt Zanga nicht schwer. So entschliesst sich Rustan denn, den Oheim zu verlassen und in die Welt zu ziehen. Sein Oheim willigt ein. Der kommende Morgen soll Rustan zum letzten Mal in der Gebirgshütte finden. Aber ihm ist im Grunde dabei nicht wohl zu Mute. Nicht als ein junger Held, der von seiner Kraft durchdrungen ist, zieht er in die Ferne. Im Hintergrunde lauert der Gedanke, dass er kläglich Schiffbruch leiden wird. Er fürchtet sich vor der Zukunft und ringt mit dieser Furcht, deren er sich schämt. In dieser Stimmung legt er sich nieder.

Grillparzer schildert nun seinen Traum und füllt damit die folgenden Akte. An sich könnte es scheinen, als ob für die Charakteristik des Helden, die uns hier lediglich angeht, seine Handlungsweise im Traum gleichgültig ist. Allein das Ichbewusstsein schwindet auch nicht im Traum; der Mensch handelt in demselben ent-

sprechend seiner sonstigen Charakterbeschaffenheit. Das Milieu des Traumes wird von der Phantasie auf Grund der verarbeiteten Eindrücke erschaffen, wie sich aber der Mensch gegenüber der geträumten Situation verhält, steht keineswegs in seinem Belieben. Der Furchtsame ist auch in seinen Träumen furchtsam, der Mutige beherzt. Man könnte daher aus dem, was ein Mensch im Traume tut, ebenso seinen Charakter erkennen, wie aus seinen Handlungen im wachen Zustande. Wenn Grillparzer also sein Werk ein dramatisches Märchen nennt, so stimmt das eigentlich nicht. Nichts Uebernatürliches ist darin enthalten, keine höheren Mächte spielen darin eine Rolle. Auch versteht sich das bei einem so grossen Dramatiker wie Grillparzer von selber. Jedes Eingreifen einer höheren Macht, jedes Wunder, das heisst, jedes nicht durch die Handlungen folgerichtig herbeigeführte, sondern zu denselben im Gegensatz stehende Ereignis, kann von einem wirklichen Dichter nicht für das Drama verwendet werden. Der Zufall darf nicht den Ausgang eines Theaterstückes bestimmen. Mit zwingender Notwendigkeit muss sich vielmehr eins aus dem andern ergeben, aus der innersten Natur der auftretenden Personen müssen die dramatischen Effekte hervorgehen.

Der Traum Rustans ist nicht zufällig. Wer einen so schweren Kampf in seinem Innern durchmacht und sich in dieser Stimmung zur Ruhe begibt, wird im Schlafe die Gedanken fortspinnen. Man könnte fast mit Bestimmtheit sagen, dass Rustan von seiner Zukunft träumen wird. Würde sein Charakter die innere Entschlossenheit besitzen, würde ihn lediglich der Gedanke an Ruhm und Erfolg beherrschen, so könnte der Traum

auch nur seine Heldentaten enthalten. Weil aber Rustan mit seiner inneren Schwäche kämpft, weil er unwillkürlich die Gefahren vorausahnt, denen er be-
gegnen und am Ende unterliegen wird, spaltet sich der Traum und enthält neben seinen Erfolgen fortgesetzt seine Niederlagen und am Ende seinen Untergang. Dieser Traum enthüllt also in geradezu meisterhafter Weise den Charakter Rustans. Man muss gestehen, dass der Gedanke einer derartigen Charakteristik wohl das Kühnste ist, was ein Dichter je gewagt hat. Man staunt über den Mut, dieses Wagnis zu beginnen und steht eigentlich fassungslos da, dass es gelungen ist. Mit Recht sagt Richard M. Meyer (in seiner „Deutschen Literatur im 19. Jahrhundert“): „Technisch Vollkommeneres hat Grillparzer nicht geschaffen und kein anderer Dramatiker der Welt.“

Weil der Traum Rustans uns in einer so unüber-
trefflichen Weise seine Natur enthüllt, können wir die darin vorkommenden Begebnisse durchaus so auffassen, als wären sie wirklich geschehen.

An der Seite seines getreuen Zanga zieht Rustan in die Welt hinaus. Jauchzend erfreut er sich des Gedankens, nunmehr gänzlich frei zu sein, seinen Tatendrang befriedigen zu können. Bald aber wird er ein Spielball in den Händen Zangas. Dieser webt ein Lügennetz um ihn herum, in das sich Rustan willig fügt. Als Zanga aber durch eine weitere Lüge Rustan die Gunst des Königs zuwenden will, zuckt er doch zurück und will widersprechen. Zanga lässt ihn indes nicht zu Worte kommen und Rustan gibt nach. Er freut sich des Erfolges, den Zangas Lüge ihm verschafft hat, ja er sucht sich mit allen möglichen Sophis-

men über die offenbare Schuld hinwegzutäuschen, die er auf sich geladen hat. Es fehlt ihm die innere Kraft, das Verbrechen voll zu tragen. Er möchte sich selber betrügen.

Dieses erste Verbrechen zieht nun immer weitere nach sich. Rustan wird zum Mörder, da er nicht Verzicht leisten kann auf den erreichten Erfolg. Aber kaum hat er die furchtbare Tat begangen, als er zusammenbricht und sich in Klagen ergeht. Nur Zangas Zusage richtet ihn wieder auf. Er setzt sich auch über diese Untat hinweg und beginnt nun am Hofe als erklärter Günstling des Königs eine neue glänzende Laufbahn.

Er schlägt die Feinde des Landes in einer blutigen Schlacht und zieht als Sieger an der Seite des Königs triumphierend ein. Im Augenblick seines höchsten Glückes, da der König schon die Hand seiner Tochter ihm versprochen hat, wird der Tote, den Rustan ermordet hat, angebracht. Es sprechen so schwere Umstände für seine Schuld, dass eine Rettung unmöglich erscheint. Jammernd wünscht er sich in die Gebirgshütte des Oheims zurück:

O, hätt' ich — o, hätt' ich nimmer
Dich verlassen, heimisch Dach,
Und den Taumelpfad betreten,
Dem sich Sorgen winden nach.
Hätt' ich nie des Aeussern Schimmer
Mit des Innern Wert bezahlt
Und das Gaukelbild der Hoffnung
Fern auf Nebelgrund gemalt!
Wär' ich heimisch dort geblieben,
Wo ein Richter noch das Herz,
Wo kein Trachten ohne Lieben,
Kein Versagen ohne Schmerz.

Da befreit ihn ein zweiter Mord von dem König. Auch diese Tat ist nicht seinem Geiste entsprungen, sie ist ihm von anderer Seite nahegelegt worden, lange hat er gezögert, ehe er sie ausführte. Nach der Tat verlässt ihn wieder der Mut. Er glaubt sich verloren, aber alles schlägt zum Guten aus. Man ahnt nicht in ihm den Mörder des Herrschers, und die eigene Tochter des Verstorbenen setzt dem Mörder ihres Vaters die Krone auf.

Das Ziel seiner Wünsche ist erreicht. Unumschränkt herrscht er als König von Samarkand. Wie alle Schwächlinge, wenn sie zur Macht gelangen, ist er ein Despot schlimmster Art. Wer ihm von den Grossen des Landes im Wege steht, wird von Zanga beiseite geräumt. So hat denn Rustan durch Verbrechen die höchste Stellung errungen. Aber die Vergangenheit ist nicht zum Schweigen zu bringen, sie öffnet ihren Mund, und Rustan versinkt in den Abgrund, um sich in der Hütte des Oheims im Bett wiederzufinden. Vorher hat er noch in der höchsten Not Zanga preisgeben wollen, um sich zu retten. Den Freund, der ihm treu zur Seite gestanden, würde er ohne Bedenken geopfert haben.

Als er erkennt, dass er nur alles geträumt hat, atmet er erleichtert auf. Seine Neigung zu Abenteuern ist völlig verschwunden. Seine wahre Natur ist zum Durchbruch gekommen. Das ruhige bescheidene Dasein an der Seite Mirzas erscheint ihm jetzt als das einzig Erstrebenswerte. So verkündet er denn begeistert die neue Wahrheit, die fortan sein Leben leiten wird:

Breit' es aus mit Deinen Strahlen,
Senk' es tief in jede Brust,
Eines nur ist Glück hienieden,



Franz Grillparzer.

Nach der Zeichnung von Karl Kolb.

Èins, des Innern stiller Friedert
Und die schuldbefreite Brust!
Und die Grösse ist gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel;
Was er gibt, sind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es ist soviel.
So denn sag' ich mich auf immer
Los von seiner Schmeichelei . . .



Die frischeste und lustigste Person, die Grillparzer gezeichnet hat, ist Leon in „Weh dem, der lügt.“ Ihm ist „ein starkes, sich einfach und ungebrochen durchsetzendes Wollen“ eigen. Er unterscheidet sich wesentlich von den anderen Personen, die in Grillparzers Stücken auftreten. Um so schwächer erscheinen die übrigen Charaktere des „Lustspiels“.

Da ist in erster Linie der ehrwürdige Bischof von Chalons. Gregor ist eine hochsympathische Natur, die aber im ewigen Streite mit sich selbst liegt. Ohne weiteres erkennt man, dass diesem Manne jedes energische Handeln versagt ist. Als Verkünder der Lehre Christi steht er an seinem Platze. Er würde eher sein Leben lassen, als einen Schritt breit vom Wege der Erkenntnis abweichen. Völlig den Worten der Schrift gemäss zu handeln, ist sein Bestreben. Aber dies geht über seine Kraft. Sein Wille ist nicht stark genug, die sittlichen Grundsätze immer und überall durchzuführen. So lässt er sich mitunter von seinem Zorn fortreissen, was er hinterher bitter bereut. Als ihn der König fragt, ob er etwas bedürfe, antwortet er der Wahrheit entgegen:

Herr, nicht ich bedarf Dein Gut,
Den Schmeichlern gib's, die sonst Dein Land bestehen.

Dabei hat er einen Wunsch, an dessen Erfüllung ihm sehr viel liegt. Die Auslösung seines Neffen, der als Geisel im Feindesland weilt, beschäftigt seine Gedanken fortgesetzt. Diese Liebe und Sorge um den Neffen ist eine seiner grössten Schwächen, denn der Neffe verdient sie in keiner Weise. Um dieser Liebe willen, ist er immer von neuem schwach. Die völlige Kraft der Entsagung ist ihm nicht gegeben. Wohl wagt er nicht das Prinzip als solches in der Theorie aufzugeben, aber in der Praxis freut er sich eines Erfolges, der entgegen diesem Prinzip zu stande kam. Als er seinen Neffen aus den Banden des Feindes befreit sieht, schliesst er ihn glückstrahlend in seine Arme, obwohl er doch weiss, dass nur durch hinterlistige Ränke diese Befreiung möglich war. Ja, angesichts dieser Begebenheit und seiner eigenen Gefühle, wird ihm klar, dass jedes Ideal nicht völlig erreichbar ist und dass hier auf Erden der Wille statt der Tat ausreichen muss. Er kleidet diese neu erkannte Wahrheit in die Worte:

Wer deutet mir die buntverworr'ne Welt?
Sie reden alle Wahrheit — sind drauf stolz,
Und sie belügt sich selbst und ihn; er mich
Und wieder sie; der lügt, weil man ihm log —
Und reden alle Wahrheit, alle, alle.
Das Unkraut merk' ich, rottet man nicht aus,
Glück auf, wächst nur der Weizen etwa darüber.

Damit hat er gewissermassen das hohe Prinzip, als dessen Träger er im ersten Akt so gebieterisch erscheint, wenn nicht aufgegeben, so doch gemildert. Die Schwäche hat über die Kraft gesiegt. Aber diese Schwäche ist echt menschlich, durch dieselbe erscheint Gregor nicht geringer.

Sein Neffe ist nicht weniger schwach, nur dass ihm die edlen Eigenschaften seines Oheims fehlen. Gregor kennt seine Unmännlichkeit und hält es daher für ausgeschlossen, dass Atalus von selber einen Fluchtversuch machen könnte:

Wie könnt' ein Jüngling, weich erzogen,
Vielleicht zu weich, in solcher Not sich helfen,
Durch wüste Steppen wandern, Feinden trotzen,
Der Not, dem Mangel? Atalus kann's nicht.

Ebenso schildert ihn Edrita:

Das ist ein trockner Bursch und gut zu necken.

So erscheint er denn auch bei seinem Auftreten. Dummheit, Egoismus und Verweichlichung sind die hervorstechenden Merkmale seines Charakters. Das grobe Hemd kratzt ihm die Haut; Brot und Gemüse behagen nicht seinem verwöhnten Gaumen, jede Arbeit ist ihm zu viel. Als Leon ihm vorschlägt, sein Gehilfe in der Küche zu werden, weigert er sich. Lieber will er in der Gefangenschaft bleiben, als sich so tief erniedrigen.

Sein Geist ist mehr wie schwerfällig. Ehe er sich an eine neue Situation gewöhnt hat, vergeht eine geraume Zeit. Im letzten Grunde ist er furchtsam. Erst erklärt er nie und nimmer in der Küche zu helfen:

Eher hier am Platz
Lass' ich mein Leben, gliederweis zerstückt.

Als aber Kattwald ihm droht, dass er gespiesst oder gesteinigt werden würde, wenn er nicht gehorcht, fügt er sich willig und wird Leons Diener.

Dass dies nur zu seinem Besten geschieht, dass Leon nur um seinetwillen die Stelle angenommen hat, erkennt er nicht. Er bildet sich ein, dass Edrita in ihn ver-

narrt ist, während sie sich nur über ihn lustig macht. Leon's überlegene Klugheit ist ihm verhasst, und er freut sich, wenn diesem einmal etwas misslingt, auch wenn er selbst dabei mit zu Schaden kommt.

Die innere Vornehmheit geht ihm völlig ab. Um so mehr pocht er auf seine Geburt und Abkunft. Als Leon ihm den Plan enthüllt, um ihre gemeinsame Flucht zu bewerkstelligen, ist er empört, dass er die Brücke unterwühlen soll. Das kommt ihm nicht zu. Und als Leon ihn endlich doch dazu bestimmt hat, ruft er aus:

Der freche Bursch

Lässt mich hier fronen, während er — Geduld!

Er soll's mir seinerzeit mit Wucher zahlen!

Auch nicht die leiseste Regung der Dankbarkeit ist in ihm vorhanden. Rächen will er sich an seinem Befreier. Als ihn Edrita auffordert, falls sie auf der Flucht ertappt werden, löwenkühn für den Freund zu fechten: meint er lakonisch:

Ich sorg' um mich.

Unterwegs ist sein Verhalten ebenso kindisch als gemein. Er weigert sich einen Weg zu gehen, weil er nicht immer auf Leon hören mag, und als dieser ihm droht, man würde ihn fangen, erwidert Atelus:

„Wenn sie uns fangen, ei, dann geht's Dir schlimm.

Mich kauft der Oheim etwa dennoch los.“

Mag Leon, der um seinetwillen alles gewagt hat, zu Grunde gehen, ihm ist es recht. Man fragt sich, was grösser ist: seine Dummheit oder seine Schlechtigkeit.

*

*

*

Nirgends hat Grillparzer den Typus „der dem Leben nicht gewachsenen Innerlichkeit“ *) stärker und nackender hervortreten lassen, als in seinem „Bruderzwist in Habsburg“, nirgends hat er die Kunst der Charakteristik so gesteigert wie gerade hier. Der Gestalt Kaiser Rudolfs merkt man es an, dass sie von dem Dichter mit der grössten Liebe, mit Aufbietung seines gesamten Könnens gezeichnet worden ist.

Es reizte Grillparzer, einen Monarchen von schwachem Charakter zu schildern, dem das Schicksal bestimmt hat, das Steuer des Staates in einer wildbewegten Zeit zu führen. Lord Byron hatte sich in seinem Sardanapal eine ähnliche Aufgabe gestellt und hierbei Ludwig XVI. als Modell für seinen Helden benutzt. Grillparzer ging auf das 17. Jahrhundert zurück und schilderte die Religionswirren, die zum dreissigjährigen Kriege geführt haben.

Kaiser Rudolf ist die Verkörperung der Schwäche in ihrer höchsten Potenz. Jeder Entschluss, und wenn er noch so geringfügig wäre, bereitet ihm die grösste Anstrengung und er schiebt wichtige Entscheidungen immer wieder hinaus. Darum wünscht er sehnlich, dass alles beim Alten bleibe. Darum ist er der erklärte Feind jeder Neuerung.

Wer energisch auf ihn einredet, vermag ihn zu bestimmen. Er ist völlig in den Händen seiner Umgebung. Deshalb schliesst er sich wochenlang von allen ab und lässt die Staatsgeschäfte Staatsgeschäfte sein. Er träumt von einer besseren schöneren Welt, wo alle Menschen

*) Diesen ungemein treffenden Ausdruck hat Volkelt zuerst gebraucht.

sich lieben und der Krieg nimmer sein blutiges Haupt erhebt. So stiftet er denn im geheimen einen Orden,

Den nicht Geburt und nicht das Schwert verleiht,
Und Friedensritter soll die Schar mir heissen.
Die wähl' ich aus den Besten aller Länder,
Aus Männern, die nicht dienstbar ihrem Selbst,
Nein, ihrer Brüder Not und bitterm Leiden;
Auf dass sie, weithin durch die Welt zerstreut,
Entgegengetreten fernher jedem Zwist.

Mit Begeisterung liest er seinen geliebten Lope de Vega und versenkt sich in okkulte Wissenschaften. Während sein Reich in Trümmern geht, schmilzt er Gold in Retorten.

Sein Bruder Matthias ist ähnlich geartet. Auch er ist schwach und kraftlos, auch er vermag nicht einen Entschluss durchzuführen. Als er durch seinen Leichtsinn dem Reiche unendlich geschadet hat und von dem Kaiser nach Linz verbannt wird, ist er so gebrochen, dass er sich freiwillig bereit erklärt, sein Erbrecht auf die österreichischen Lande aufzugeben, Verzicht zu leisten auf die Kaiserkrone, und den Bruder zitternd anfleht, ihm dafür die Stadt und Herrschaft Steyr zu verleihen. Aber Matthias ist glücklicher als Rudolf. Er hat in dem Bischof Klesel einen Mann zur Seite, der Mut und Tatkraft in seine unentschlossene Seele gießt. So bemächtigt er sich denn der Herrschaft. In dem Augenblick indessen, wo er sein Ziel erreicht hat, wo er die Krone trägt, wird er sich klar, dass er einem Phantom nachstrebte, dass er seiner Stellung nicht gewachsen ist. Verzweifelt ruft er aus:

O, Bruder, lebst Du, und wär' ich tot!
Gekostet hab' ich, was mir herrlich schien,

Und das Gebein ist mir darob vertrocknet,
Entschwunden jene Träume künft'ger Taten,
Machtlos wie Du, wank' ich der Grube zu.

Ihm, wie Rudolf, wird der Thron verhängnisvoll.
An ihrer inneren Kraftlosigkeit gehen sie zu Grunde.

Die Schwäche ist eine Eigentümlichkeit der ganzen Familie. Auch der dritte Bruder des Hauses, Max, macht davon keine Ausnahme, ebenso wie sein Neffe Ferdinand von Steiermark. Beide werden unschwer von Klesel überlistet. Nicht minder schwach und schwankend ist Don Cesar, der natürliche Sohn Kaiser Rudolfs. Für ihn hat das Leben keinen Wert, er kennt keinen Halt in der Welt, wie er selber sagt:

„Was soll ich auch in dieser wüsten Welt,
Ein Zerrbild zwischen Nichtigkeit und Grösse;
Verleugnet von dem Manne, der mein Vater,
Missachtet von dem Weib, das ich geliebt.“

So sind die Hauptpersonen dieses ganzen Stückes ausnahmslos Schwächlinge, die von den Ereignissen hin und her geworfen werden. Nicht einer vermag ihnen stand zu halten, nicht einer vermag sie zu besiegen. Ueber sie fort geht die Woge des Aufruhrs, und der dreissig-jährige Krieg beginnt.

* * *

So allgemein die Person Kaiser Rudolfs, wie sie von Grillparzer geschaffen wurde, Bewunderung gefunden hat, so wenig Verständnis ist der „Jüdin von Toledo“ entgegengebracht worden. Hermann Konrad spricht mit Bezug auf dieses Werk geradezu von „moralischer Urteilsschwäche“ und Gottfried

Keller war über „das rein Schematische in der Jüdin einfach empört“. Das Werk erschien ihm wie das Erstlingswerk eines Dichters. Wie ungerechtfertigt diese Urteile sind, werden wir sehen.

Grillparzer führt in der „Jüdin“ einen Herrscher vor, der in einem schweren sittlichen Konflikt unterliegt. König Alfons ist nicht bloss Schwäche wie Rudolf. Im Gegenteil, kraftvoll hat er äussere und innere Feinde bezwungen, kraftvoll hat er seine bedrohte Krone verteidigt. Von Natur ist sein ganzes Wesen gesund und stark.

Aber die steten politischen Sorgen haben seine Entwicklung beeinträchtigt, der Mensch in ihm ist unterdrückt worden. Und da er nun am Ziel steht, rächt sich die Vergewaltigung seines Gefühlslebens. Er ist nicht glücklich. Wehmütig herrscht er an der Seite eines ungeliebten kalten Weibes, die er um der Politik willen geheiratet hat. Er hat nie die Liebe kennen gelernt, und doch fehlt sie seinem Leben, und er fühlt es, dass sie ihm fehlt. So erliegt er denn, als Ra h e l sich ihm naht. Die so lange unterdrückte Sinnlichkeit bricht mächtig hervor und lässt ihn alle Pflichten vergessen. Er kämpft lange und schwer mit sich. Die Leidenschaft, die all seine Männlichkeit vernichtet, die ihn zum Sklaven macht, ist etwas völlig Neues für ihn. Er will ihr ent-rinnen, will von neuem in den Krieg ziehen, aber Ra h e l hat zu listig ihr Netz gestellt, er wird gefangen. So trennt er sich denn von seinem Weibe und verlebt mit Ra h e l, die ihn völlig durch ihr wechselndes, kindlich-kokettes Wesen gefangen nimmt, im Schlosse Retiro kurze herrliche Tage der Liebe, welche nur durch das Pflichtbewusstsein in seiner Brust, das nicht zur Ruhe kommen

will, getrübt werden. Dabei ist er überzeugt, dass er nach wie vor Herr seines Willens ist, dass er diese Schwäche jeden Augenblick von sich werfen kann.

„Doch weiss ich auch, dass eines Winkes nur,
Es eines Worts bedarf, um dieses Traumspiel
Zu lösen in sein eigentliches Nichts.“

Er täuscht sich nur zu sehr. In Wahrheit vermöchte er niemals diese Ketten zu sprengen, wenn nicht das Schicksal ihm zu Hilfe kommen würde.

Er erfährt von der Einberufung der Stände. Da gilt kein Zögern. Sein Königreich steht auf dem Spiel, er muss zum Hofe. Sein Wille, so lange gebrochen und vernichtet, erhebt sich mächtig wie früher. Er wird sich seiner Königspflichten wieder bewusst und wird Herr seiner Sinnlichkeit. In rasendem Galopp reitet er nach Toledo, von dem Wunsche beseelt, das Geschehene zu sühnen, sich mit der Gattin auszusöhnen. Er bietet der Königin sein volles Herz, aber ihre „abergläubische Beschränktheit“, wie Freiherr von Berger es nennt, stösst ihn ab, er wird, ob er will oder nicht, an die so ganz anders geartete Ra h e l erinnert, und fühlt, dass er nicht das alte Leben von neuem beginnen kann.

Man gewinnt die Ueberzeugung, dass er früher oder später zu Ra h e l zurückkehren wird. Auch die Königin sieht es ein, und so eilt sie denn mit den Grossen des Reiches nach dem Schloss Retiro und tötet die Jüdin.

Zu spät kommt Al f o n s hinzu. Noch einmal will er die Geliebte sehen, noch einmal den stolzen Bau ihrer Glieder bewundernd betrachten und dann blut'ge Rache üben an denen, die dieses herrliche Wesen zerstört haben.

Als er indessen die Tote erblickt, mit Blut besudelt und mit verzerrten Mienen, erlischt seine Liebe. Da diese nur auf der Sinnlichkeit basierte — denn eine höhere edlere Empfindung ist der Jüdin gegenüber nicht möglich — kann ein so starkes Gefühl im Augenblick enden. Es kehrt ihm die Erinnerung an seine Pflicht zurück und in der Erfüllung derselben erblickt er fortan das Glück seines Lebens.

* *
*

Gleichzeitig mit der „Jüdin von Toledo“ hat der Dichter an seiner „Esther“ gearbeitet. Wenn das Stück auch nicht vollendet ist, so kann man doch ohne Mühe aus den vorhandenen zwei Akten den Charakter des Königs erkennen. Dieser ist ein schwächlicher asiatischer Despot, ohne innere Energie und Festigkeit des Charakters. Er ergötzt sich in Willkürakten, durch die er seine Macht erproben möchte. Sein Hof besteht aus niederen Kreaturen, die ihm schmeicheln, und die er im Grunde seiner Seele tief verachtet, ohne sie zu entfernen. „Der König hat das Vertrauen im Menschen verloren,“ hat Grillparzer über ihn auf ein Blatt Papier geschrieben. Er ist versunken in Ueppigkeit und Gemeinheit. Im Rausch will er sogar sein Weib entehren. Dieses aber kennt die Sitte und gehorcht ihm nicht. So stösst er sie denn im ersten Zorn von sich und reicht ihr den Scheidebrief. Sie geht, er aber verzehrt sich in Sehnsucht und Qual nach ihr. Da tritt Esther vor ihn hin. Nicht ihre Schönheit zieht ihn zu ihr, sondern ihre Natürlichkeit, ihre offene freie Sprache. Diesen Ton hat er noch nie vernommen, es

ist etwas ganz Neues, dass ihn in hohem Masse reizt. Es ist ihm widerlich geworden, immer nur die Worte der Höflinge zu hören, die stets seiner Meinung sind und um die Gunst des Herrschers buhlen. Esther hat nichts zu fürchten. Ruhig und unbefangen setzt sie ihm ihre Meinung auseinander. Sie will nicht Königin sein, ihr liegt nichts an Ruhm und Ehren. Diese Gleichgültigkeit gegen äussere Güter ist so überraschend für den König, dass er von Liebe für sie ergriffen wird und sie zu seiner Gemahlin macht. Dass aber der endgültige Ausgang dieses Stückes nur ein tragischer hätte sein können, leuchtet ohne weiteres ein. Dem Könige fehlt der sittliche Halt. Esthers Bemerkungen in dieser Hinsicht verfehlen wohl ihren Eindruck nicht auf ihn, aber sie ändern seine Natur nicht. Wohl wird Esther einige Zeit glücklich an seiner Seite weilen. Dann aber wird wieder der frühere Charakter des Tyrannen zum Ausbruch kommen und Esther vernichten. Grillparzer wollte in dem Drama ausserdem noch den Nachweis führen, dass der stete Umgang und die Verquickung mit der Gemeinheit schliesslich jede eigene Moral zerstören.*) So sollte denn Esther im Fortgang des Dramas von ihrer idealen Höhe herabsinken und schliesslich zu einer „Kanaille“ werden, wie der greise Dichter der Gräfin Littrou-Bischoff erzählte.

* * *

*

*) Er hat diesen Gedanken auch als Epigramm ausgesprochen:

Glaubt ihr, man könne kosten vom Gemeinen?

Man muss es hassen oder ihm sich einen.

Das gedankenreichste und zugleich bühenunwirk- samste Stück Grillparzers, „Libussa“, bildet ge- wissermassen eine Ausnahme von seinen anderen Werken, indem der Held des Stückes, Primislaus, ein Mann im vollsten Sinne des Wortes ist. Ich möchte aber nicht unterlassen eine Bemerkung von Dr. Emil Reich hier wiederzugeben, die in innigem Zusammenhang mit den vorgetragenen Gedanken steht: „Libussa“ bedeutet für Grillparzer das gleiche, wie der zweite Teil des „Faust“ für Goethe, es ist sein poetischer Abschieds- gruss und wie dort die letzten Worte des sterbenden Faust, enthalten hier die letzten Weissagungen der scheidenden Libussa, das Vermächtnis des Dichters an die Nachwelt, das Zukunftsprogramm, dessen Verwirk- lichung der Greis den Kommenden überlassen muss. Und ist es nicht charakteristisch, dass Goethe durch den Mund eines im Sturm des Lebens gereiften Mannes zu uns spricht, der alles, was die Welt an Kenntnis wie Genuss beut, durchgekostet, Grillparzer durch eine sinnende Frauennatur, die vor der rauhen Berührung des Lebens scheu flüchtet und indem sie sich die Kraft der Weissagung qualvoll abringt, das andern verkündete Heil selbst mit dem Tode büssen muss?“

In den dramatischen Fragmenten des Dichters finden sich ebenfalls viele Gestalten, die dem Leben nicht ge- wachsen sind und daran zu Grunde gehen. So hat schon Volkelt darauf hingewiesen, dass Robert, Herzog von der Normandie, Spartakus und Fran- cesco Pazzi von vorneherein in ihrer Tatkraft ge- brochen sind. Robert wünscht, während er mit seinem

Bruder Krieg führt, lediglich eine ruhige friedliche Stätte an der Seite seines Weibes. Er will sein Leben geniessen und sehnt nur die so lang entbehrte Ruhe herbei. Spartakus wird durch seine Liebe zu Cornelia, die den Geliebten verleugnet, vernichtet, während Pazzi ohnmächtig mit ansehen muss, wie Lorenzo Medici durch seine überlegene Klugheit die Herrschaft von Florenz an sich reisst.

Grillparzer hat sich auch als Erzähler versucht und obgleich nur zwei kurze Arbeiten auf diesem Gebiete von ihm vorliegen, muss er doch auch hier als ein Meister ersten Ranges bezeichnet werden. Seine Novelle „Der arme Spielmann“ ist geradezu ein Juwel der Erzählungskunst. Diese Arbeit ist aus den Tiefen seiner Seele hervorgeholt. Grillparzer schildert uns darin einen armen Geiger, auf den er bei einem Volksfeste aufmerksam wird, und der ihm seine Lebensgeschichte erzählt. Jakob ist der Sohn eines mächtigen Hofrats. Von beschränktem Geist, aber herzensreinem Gemüt, wird er von seinem stolzen Vater missachtet, in die Kanzlei unter die Abschreiber gesteckt und schliesslich verstossen. Nach dem Tode des Vaters bringt ihn ein Betrüger ungschwer um sein Vermögen. Damit verliert er zugleich die Möglichkeit, das Mädchen, das er aus tiefster Seele liebt, zu heiraten. Er sinkt immer tiefer und wird schliesslich der arme Musikant, der auf Almosen angewiesen ist. Nie hat er in seinem Leben einen festen Entschluss gefasst, wohin man ihn schob, da blieb er stehen, er ist jeder Bosheit und Schlechtigkeit wehrlos preisgegeben, und trotz alledem besitzt er ein heiteres, sonniges Gemüt, das mit seinem Lose vollauf zufrieden ist. Er liebt die Menschen, die ihm fast ausnahmslos nur Schlechtes er-

wiesen haben, von ganzem Herzen und stürzt sich bei einer Ueberschwemmung ohne Bedenken in die Flut, um Kinder und Gegenstände zu retten. An der Erkältung, die er sich hierbei zugezogen hat, stirbt er wenige Tage später.

Ich bin am Ende meiner Arbeit angelangt. Möge es mir gelungen sein, den Leser davon zu überzeugen, dass ein tieferes psychologisches Verständnis eines Menschen nicht ohne eine Erforschung seines Liebeslebens möglich ist, dass alle Erklärungsversuche abgleiten, solange man das sexuelle Moment aus der Untersuchung ausschliesst, dass die eigentliche innerste Natur eines jeden Menschen in seiner geschlechtlichen Veranlagung wurzelt. Die Eigenart Grillparzers und seiner Werke ist auf seine eigenartige Sexualität zurückzuführen. Aus dem Zwiespalt seines Charakters, aus den Leiden seiner Seele sind seine herrlichen Arbeiten hervorgegangen. Er selber hat dies erkannt und in dem wunderschönen „Abschied von Gastein“ ausgesprochen, mit dem dieses Buch beschlossen sein möge:

Denn wie der Baum, auf den der Blitz gefallen,
Mit einem Male strahlend sich verklärt,
— Rings hörst Du der Verwund'ung Ruf erschallen,
Und jedes Aug' ist staunend hingekehrt; —
Indes in dieser Flammen glüh'ndem Wallen
Des Stammes Mark und Leben sich verzehrt;
Der, wie die Lohe steigt vom glüh'nden Herde,
Um desto tiefer niedersinkt zur Erde.

Und wie die Perlen, die die Schönheit schmücken,
Des Wasserreiches wasserhelle Zier,
Den Finder, nicht die Geberin beglücken,
Das freudenlose stille Muscheltier;

V.

Bibliographie — Register.

Bei den Citaten aus Grillparzers Werken ist die im Verlage von Max Hesse, Leipzig, erschienene Ausgabe zu Grunde gelegt worden, welche in jeder Hinsicht warm zu empfehlen ist. An Uebersichtlichkeit, Korrektheit und Billigkeit dürfte diese Ausgabe, welche von Moritz Necker besorgt und mit trefflichen Einleitungen versehen wurde, unerreicht dastehen.

Vier Porträts von Grillparzer sind mit Bewilligung des Verlegers dieser Ausgabe entnommen worden.

1. Werke.

- Berger, Alfred v.: Dramaturgische Vorträge. Wien 1890.
- Boehm, Konrad: Zu Grillparzers Metrik. Nikolsburg 1895/1896.
- Bulthaupt, H.: Dramaturgie des Schauspiels. Oldenburg 1891/1892.
- Deile, Gotthold: Klingers und Grillparzers Medea miteinander und mit den antiken Vorbildern des Euripides und Seneca verglichen. Erfurt 1901.
- Ehrhard, Prof. Aug.: Franz Grillparzer — Le Théâtre en Autriche. Paris 1900.
- Deutsche Ausgabe v. Mor. Necker. München 1902.
- Farinelli, A.: Grillparzer und Lope de Vega. Berlin 1894.
- Derselbe: Grillparzer und Raimund. Leipzig 1897.

- Fäulhammer, Adalbert: Grillparzers Selbstbiographie. Troppau 1878/1879.
- Foglar, A.: Grillparzers Ansichten über Literatur, Bühne und Leben. 2. Aufl. Stuttgart 1891.
- Frankl: Zur Biographie Franz Grillparzers. Wien 1883.
- Freybe, A.: Der ethische Gehalt in Grillparzers Werken. Gütersloh 1893.
- Holtei, Karl von: Vierzig Jahre. 2. Auflage. Breslau 1859.
- Hafner, Josef: Die Nachahmung Schillers im Erstlingsdrama Grillparzers „Blanca von Castilien“. Meran 1900.
- Jahrbuch der Grillparzer - Gesellschaft. Red. von C. Glossy. I—XII. Wien 1891—1902.
- Jerusalem, W.: Grillparzers Welt- und Lebens-Anschauungen. Wien 1891.
- Keiter, H.: Franz Grillparzer. Frankfurt 1891.
- Klaar, A.: Franz Grillparzer. Prag 1892.
- Derselbe: Franz Grillparzer als Dramatiker. Wien 1891.
- Koch, M.: Franz Grillparzer. Frankfurt a. M. 1891.
- Kuh, Emil: Zwei Dichter Oesterreichs. Franz Grillparzer — Adalbert Stifter. Pest 1872.
- Kunz, Franz: Grillparzers Sappho. Eine ästhetische Würdigung.
- Lange, E.: Franz Grillparzer. Sein Leben, Dichten und Denken. Gütersloh 1894.
- Laube, H.: Franz Grillparzers Lebensgeschichte. Stuttgart 1884.
- Lichtenheld, A.: Grillparzer-Studien. Wien 1891.
- Littrow-Bischoff, A. v.: Aus dem persönlichen Verkehr mit Franz Grillparzer. Wien 1873.

- Lublinski, S.: Jüdische Charaktere bei Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig. Berlin 1898.
- Mahrenholtz, R.: Franz Grillparzer. Leipzig 1890.
- Minor, J.: Rede auf Grillparzer am 15. I. 1891. 2. Aufl. Wien 1891.
- Müller-Guttenbrunn, A.: Franz Grillparzer. Wien 1891.
- Derselbe: Im Jahrhundert Grillparzers. Wien 1892.
- Müller, Hermann Friedrich: Euripides' Medea und das goldene Vliess von Grillparzer. Blankenburg a. Harz 1895/96.
- Niederhofer, Karlmann: Der Einfluss der Griechen auf Grillparzer. Wien 1892.
- Pachaly, Paul: Erläuterungen zu Grillparzers „Ahnfrau“. Leipzig 1901.
- Derselbe: Erläuterungen zu Grillparzers „Sappho“. Leipzig 1902.
- Derselbe: Erläuterungen zu Grillparzers „Medea“. Leipzig 1902.
- Purtscher, Herm.: Die „Medea“ des Euripides verglichen mit der von Grillparzer und Klinger. Feldkirch 1880.
- Reich, E.: Grillparzers Kunstphilosophie. Wien 1890.
- Derselbe: Franz Grillparzers Dramen. Dresden 1894.
- Redlich, Osw.: Grillparzers Verhältnis zur Geschichte. Wien 1901.
- Rizy, Th. v.: Wiener Grillparzer-Album. Wien 1877.
- Sauer, A.: Akadem. Festrede zu Grillparzers hundertstem Geburtstage. Prag 1891.
- Scherer, W.: Zum Gedächtnis Franz Grillparzers. Wien 1872.

- Derselbe: Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich. Berlin 1874.
- Schwering, J.: Grillparzers hellenische Trauerspiele. Paderborn 1891.
- Schwetz, Hans: Studien über die dramatische Sprache der „Ahnfrau“ Grillparzers. Horn 1878.
- Singer, L.: Grillparzers Frauengestalten. 1. Lief. „Sappho“. Wien 1891.
- Trabert, A.: Franz Grillparzer. Wien 1890.
- Volkelt, J.: Grillparzer als Dichter des Tragischen. Nördlingen 1888.
- Waniek, G.: Grillparzer unter Goethes Einfluss. Bieleitz 1893.
- Wartenegg, Wilhelm v.: Erinnerungen an Franz Grillparzer. Wien 1901. (Aus dem Grillparzer-Jahrbuch.)
- Wolf: Grillparzer als Archivdirektor. Wien 1874.

2. Aufsätze in Zeitschriften.

- Castle, E.: Franz Grillparzer und Lenau. Neue freie Presse. Wien 1900. No. v. 19. August.
- Grillparzer-Haus, das. Wiener Zeitung. Abendblatt. Wien 1900. No. 215.
- Holtei, Karl von: Franz Grillparzer. Nachklänge aus vier Jahrzehnten. Schlesische Zeitung. 1871. No. 23 und 25.
- Derselbe: „Hat ihm schon!“ Eine Wiener Erinnerung. Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft. Bd. II, Heft VII.

- Krauss, R.: Quellen der Grillparzerschen Esther. Internationale Literaturberichte. Leipzig 1902. 109—111.
Derselbe: Grillparzers „Esther“ und ihre Fortsetzung. Bühne und Welt. Berlin 1902. 467—78.
- Necker, M.: Grillparzer als Politiker. Jugend. München 1902. No. 4.
- Rizy, Th. v.: Grillparzer und Schreyvogel. Jugend. München 1902. No. 4.
- Sauer, A.: Grillparzers Kathy. Jugend. München 1902. No. 4.
- Schönbach, A. E.: Grillparzerreliquien. Euphorion. Wien 1900. 7. B. 314—16.
- Schröter, R.: Franz Grillparzer als dramatischer Dichter. Monatsblätter für deutsche Literatur. Berlin 1902. 102—115.
- Wypfel, L.: Ein Schauerroman als Quelle der Ahnfrau. Euphorion. Wien 1901. 7. B. 725—58.
-

Adamberger, Toni	81	Gervinus	57 58 59
Altmüller	141—152	Geymüller, Bankier	96
Angerer	128	Goethe 7 8 9 15 16 17 30 42	
Arneth, Ritter von	81	43 59 152 166 172 178 196	
		203 242.	
Bauernfeld, Ed. v. 28 46 164		— Faust	22 242
bis 171.		— Römische Elegien	43
Beethoven	82 194—199	— Tasso	22 88
Berger, A. v.	23 210 239	— Werther	22
Beyer, Maler	167	Grillparzer, „Abschied von	
Börne, L.	30	Gastein“	245
Byron, Lord 30 56 92 123 235		— Die Ahnfrau 10 14 15 210	
— Manfred	123	bis 211.	
— Sardanapal	235	— Der arme Spielmann 243 bis	
		244.	
Carlyle, Th.	24 25	— Blanca von Castilien 14 152	
Constant, Benj.	92 118	— Ein Bruderzwist in Habs-	
		burg	235—237
Daffinger, Marie	116 ff.	— „Brutus“	24
— Moritz	116 ff.	— Ein treuer Diener seines	
Deym, Graf	27	Herrn	24 217—221
		— Esther	240—241
Ehrhard, A.	197	— Das goldene Vliess 10 213	
Erl, Tenorist	128	bis 214.	
		— Herkules und Hylas	201
Figaro	74	— „Incubus“	49
Flury	192 193	— Die Jüdin von Toledo 237	
Fouché	53	bis 240.	
Fröhlich, Josephine	118	— König Ottokars Glück und	
Fröhlich, Katharina 20 62 96 bis		Ende	2 14 216
134 151 168 191.		— Libussa	242

Grillparzer, „Marino Falieri“	24	Kuh, Emil	48 193
— Medea	25	Laube, Heinrich	114
— Des Meeres und der Liebe Wellen	93 221—224	Lavoisier	142
— Melusine	196	Lenau, Nic.	8
— Sappho	10 15 211—213	Lessing	48
— Die Schreibfeder	7	Litrow-Bischoff, Gräfin	241
— Spartakus	152 223	Lorm, Hier.	25 63
— Der Traum ein Leben 33 224 bis 231.		Ludwig XVI.	235
— Tristia ex Ponto	124	Mailler	145 154
— Weh dem, der lügt 10 231 bis 234.		Metternich, Fürst 36 53 119 182	
Halm, Friedr.	60 61	Meyer, Richard M.	228
Hamering, Rob. 18 19 68 141		Mozart	74
Hegel	28 55	Müller-Guttenbrunn, A. 12 28 35 171.	
Heine, H.	22 59	Münch	61
Herkules	200	Napoleon	4 53 178 215
Hirschfeld, Dr. M.	179	Necker, Moritz	90 114 210
Holtei, K. v.	177—191	Paganini	21
Huber, Therese	50	Parzival	60
Hylas	200	Paumgarten, Charlotte v. 92—96 99 115 158.	
Jarcke, Kaisl. Rat	182	Pichler, Charlotte	79 80
Jetzer-Paumgarten, Charlotte 158		Pichler, Karoline	50 79 84
Joseph II.	36	Piquot, Marie v.	86—89
Kant	17 20 55	Piquot, Peier Ritter v.	86
Karajan	167	Prechtler, Otto	171—177
Karl Alexander von Sachsen- Weimar	34	Radetzky	40
Kattinger, Organist	82	Raimund, Ferd.	190 191
Keller, Gottfr.	237	Reich, Emil	210 217 242
Kirchner, Fr.	177	Rizy, Marie	68 72
Kleist, H. v.	8	Robespierre	53
Konrad, Hermann	237	Rochow, Julius	181
Körner, Theodor	81	Rousseau	150

Saphir	168 172	Stadion, Graf v.	191
Schiller. 4 5 11 14 27 34	172	Talleyrand	53
— Don Carlos	4 14 152	Türck, Hermann	25
— Die Räuber	15	Vega, Lope de	236
Schopenhauer 18 54 55 131 159		Verhovitz, Josephine v. 84 85 86	
Schreyvogel, Jos. 10 16 17 49 79		Volkel, Johannes . 50 209 210	
Schubert, Franz	82 83 106	212 215 235 242.	
Schwarzhuber, Hofrätin . . 128		Wohlgemuth . . . 148 156 160	
Seydelmann, Karl	181	Wolfram von Eschenbach . 60	
Shakespeare	25 56 203 218		
— Hamlet	218		
Smolenitz, Marie v.	116 117		
Sonnleithner, Leopold . . . 128			

Soeben erschien von der Verfasserin der berühmten Gedichtsammlung „**Confirmo te chrysmate**“ der **erste Roman**:

Fräulein Don Juan

Roman von Dolorosa.

Eleg. broch. mit mehrfarbiger Titelzeichnung M. 4,—,
Orig. Lwbd. M. 5,—.

Es heisst im Vorwort:

„ In diesem Buche steht nichts, als nur von Liebe und darum auch von menschlichen Irrthümern und Verirrungen, von Abkehr von der reinen Natur, von Schuld und Qual und Sünde. Ich schmeichle nicht und beschönige nichts; ich leuchte unerbittlich in die Falten einer Weib-Seele hinein, und da wird neben vielen Irrungen auch viel schöne, urwüchsige Kraft und Geistesfreiheit zu sehen sein, viel edelster Stolz und tiefinnerste Reinheit, wie jungfräuliche Seerosen auf schlammigem, fauligem Teichwasser. —

Aber leider! Ich höre schon, wie manche Schriftsteller an diesem Buche den „Dirnengeist in der Frauenliteratur“ tief sinnig deduzieren werden, und wie andere meiner Jugend das Recht des freien Wortes überhaupt absprechen werden. — Ach! wer auf den Höhen des Lebens gejubelt und in den tiefsten Tälern schmerzhaft geweint hat, darf der nicht frei und ehrlich mitreden?!“



JUN 28 1963

MAR 17 1963

~~JUL APR 30 31~~

DEC 24 1960

MAY 20 1963

XINCELL

022 1233

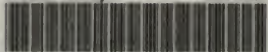
APR 25 1963



48537.15.12

Franz Grillparzer und sein Liebesle

Widener Library 003515504



3 2044 087 171 435